

**OSTEUROPA IN TRADITION
UND WANDEL
LEIPZIGER JAHRBÜCHER**



ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN
GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE 2000

**OSTEUROPA IN TRADITION
UND WANDEL
LEIPZIGER JAHRBÜCHER**

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN
GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE 2000

OSTEUROPA IN TRADITION UND WANDEL LEIPZIGER JAHRBÜCHER

Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.
und der Gesellschaft für Kulturosoziologie e. V.
herausgegeben von
Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier, Erhard Hexelschneider
und Holger Politt

Band 3(8)

ISBN 3-8919-069-2

© ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN e. V. 2000
Harkortstr. 10
D-04107 Leipzig

und

GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE e. V.

Redaktion und Satz: Olaf Kirchner
Herstellung: GNN Verlag Sachsen/Berlin GmbH
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

Inhalt

Editorial	5
I Aufsätze und Studien	9
Erhard Hexelschneider: Leipzig – Sachsen – Osteuropa	9
Peter Hoffmann: »Ich blicke über ein Jahrhundert hinaus ...«: Radischtschews Zukunftsvision	31
Erhard Hexelschneider: Michail Bakunin in Sachsen	51
Wolfgang Geier: Iwan Schischmanow (1862–1928): Student in Leipzig – Gelehrter – Politiker	89
Adelheid Latchinian: Leipzig und Armenien. Zu kulturellen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert	99
Holger Politt: Messianistisches aus Dresden	127
II Berichte und Dokumentationen	139
Hilmar Walter: Der »Aufruf« Iwan Bogorows aus der ersten bulgarischen Zeitung »Bulgarischer Adler« ..	139
Dokument: Iwan Bogorow: Aufruf	151
Volker Hölzer: Georg Sacke und sein Literaturbericht von 1934 zur Geschichtsschreibung über Rußland	157
Dokument: Georg Sacke: Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit	187

Ernstgert Kalbe: Zum Bericht des Leipziger US-amerikanischen Konsuls Ralph C. Busser über den Reichstagsbrandprozeß 1933 und zu Dimitroffs »Dnevnik«. Nachtrag zu Georgi Dimitroffs Rolle für den Antifaschismus	217
Dokument: Political Report: The Riddle of the Revolution. Political Aspects of the Reichstag Fire Trial (from Ralph C. Busser)	249
III Kritik und Information	285
Dietmar Endler: Leipzig und die Bulgaren. Kulturhistorische Miniaturen	285
Jürgen Kunze/Herbert Schmidt: Das Deutsch-Russische Zentrum in Leipzig. Die Integration von Aussiedlern aus den Nachfolgestaaten der UdSSR	325
Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa	345
Geplante Kolloquia des »Leipziger Gesprächskreises Osteuropa« für das Jahr 2001	349
Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen zu Osteuropa-Themen	351
Weitere Veröffentlichungen der Gesellschaft für Kultursoziologie zu Osteuropa-Themen	355
Zu den Autoren dieses Bandes	359

Editorial

Mit dem vorliegenden Halbband 3(8)2000 beschreiten die Herausgeber Neuland. Standen bislang Arbeiten im Umkreis des großen Themas »Osteuropa in Tradition und Wandel« – vor allem zu gesellschaftlichen Transformations- und Nationwerdungsprozessen – im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses der Autoren, wobei insbesondere Analysen über zeitgeschichtliche Entwicklungen samt ihrer historischen Voraussetzungen in dieser Region vorgelegt wurden, stehen diesmal eher Probleme im Vordergrund, die auf den Untertitel der Reihe Bezug nehmen: »Leipziger Jahrbücher« – das impliziert auch örtliche und regionale Bindungen, das soll auf die vielfältigen Verbindungen und Beziehungen der Messe-, Buch- und Universitätsstadt Leipzig und des Freistaates Sachsen zum europäischen Osten aufmerksam machen.

Der Begriff des »europäischen Ostens« ist dabei sehr weit gefaßt, vor allem auch in geographischer Beziehung. Er umschließt – als Chiffre – hier alle slawischen Länder und Völker Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas, aber auch die nichtslawischen Staaten und Völker vom Baltikum über den Balkan- und Donauroaum bis zur kaukasischen Region. Entscheidend für unsere Zuordnung ist die Frage, inwieweit es in diesem riesigen Territorium Bindungen und Traditionen zu Leipzig und – weiter gefaßt – Sachsen gibt, inwieweit Wirkungen und Gegenwirkungen erkennbar sind, in welchem Maße und aus welchen Gründen Wechselbeziehungen zwischen Leipzig bzw. Sachsen und eben diesem europäischen Großraum bestanden haben oder auch heute noch bestehen. Diese Beziehungsgeschichte wird deutlich im Wirken von einzelnen Persönlichkeiten, Bewegungen und Organisationen; sie soll erkennbar werden auf den Feldern von Politik und Wirtschaft, vornehmlich aber in Bereichen der Kultur, der Künste und Wissenschaften. Das wird eine langfristige Aufgabe bleiben, der wir uns mit diesem Band nähern wollen.

Ein Blick auf die Forschungssituation zeigt, daß zu Leipzig und den mitteldeutschen Ostbeziehungen in der Vergangenheit generell bereits viel geleistet worden ist. *Erhard Hexelschneider* unterzieht sich in seinem Beitrag einer analytischen Bestandsaufnahme und markiert künftige Orientierungspunkte. Sachsen als Ganzes stand bezüglich seiner Ostbe-

ziehungen eher im Schatten der Forschung und trat gegenüber Preußen oder auch Süddeutschland bei der Untersuchung der kulturellen Wechselseitigkeiten deutlich in den Hintergrund. Hinzu kommt außerdem: die nähere Vergangenheit, eigentlich das gesamte 20. Jahrhundert, ist mit Blick auf dieses wichtige Thema bisher kaum erforscht worden. Die *Desiderata* sind deshalb sehr groß.

Der vorliegende Band kann folglich nur einige wenige Untersuchungsfelder beleuchten, eher anreißen als ausschreiten, um das große Thema »Leipzig – Sachsen – Osteuropa« wenigstens klarer hervortreten zu lassen. Dabei überwiegt – ausgehend von den Forschungsinteressen der jeweiligen Autoren – das historische Material.

Peter Hoffmann behandelt in seinem Aufsatz die Bedeutung des Leipziger Studiums von Alexander Raditschschew für die Herausbildung seiner Weltanschauung. *Erhard Hexelschneider* geht den Aufhalten Michail Bakunins in Sachsen und insbesondere der Rolle nach, die dieser russische Revolutionär im Dresdner Maiaufstand von 1849 gespielt hat. *Wolfgang Geier* würdigt den bulgarischen Politiker und Gelehrten Iwan Schischmanow, wie viele andere ein Student der Alma mater lipsiensis. Zu Adam Mickiewicz trägt *Holger Politt* »Messianistisches« aus Dresden um die polnische Erhebung von 1830/1831 bei, während *Adelheid Latchinian* – und das verdeutlicht die Bandbreite des hier gebrauchten Begriffes »Osten« – den literarischen und wissenschaftlichen Spuren Armeniens in Leipzig nachgeht.

Im Berichtsteil behandelt *Hilmar Walter* die Entstehung der ersten bulgarischen Zeitung in Leipzig 1846 und übersetzt den »Aufruf« erstmals ins Deutsche, mit dem Iwan Bogorow sein Blatt einleitete. In die jüngere Vergangenheit führen die Beiträge von *Volker Hölzer* über den antifaschistischen Osteuropa-Historiker Georg Sacke und sein Wirken an der Universität Leipzig bis zu dessen Entlassung durch die Nazis sowie von *Ernstgert Kalbe*, der einen Nachtrag zum Antifaschismus Georgi Dimitroffs im Zusammenhang mit einem bislang unbekanntem Bericht des amerikanischen Konsuls in Leipzig zur Einschätzung des Reichstagsbrandprozesses 1933 vorlegt und über das jüngst erschienene »Tagebuch« Dimitroffs reflektiert. Beiden Beiträgen sind ausführliche Dokumentationen beigegeben.

Im Informationsteil stellt *Dietmar Endler* »kulturhistorische Miniaturen« über »Leipzig und die Bulgaren« vor, quasi als Programm für nötige weitere Forschungen. Schließlich beschreiben *Jürgen Kunze* und *Herbert Schmidt* ganz aktuelle Probleme, indem sie über die Tätigkeit

des in Leipzig ansässigen »Deutsch-Russischen Zentrums« und dessen Bemühungen um die Integration von deutschen Spätaussiedlern aus Rußland und anderen GUS-Staaten berichten sowie über deren generelle Probleme referieren.

Die Herausgeber möchten das Themenfeld der Leipziger und sächsischen Osteuropa-Beziehungen auch künftig im Blick behalten und laden interessierte Autoren dazu ein – auch im Hinblick auf die Vorbereitung des großen Universitätsjubiläums im Jahre 2009.

Die Herausgeber

Aufsätze und Studien

ERHARD HEXELSCHNEIDER

Leipzig – Sachsen – Osteuropa*

Die sächsischen Beziehungen zum europäischen Osten und Südosten (und mir geht es als Slawisten hier vornehmlich um die sächsisch-slawischen Kulturbeziehungen) haben bisher weder in der sächsischen Regionalgeschichte noch in den Forschungen zur deutsch-slawischen kulturellen Wechselseitigkeit einen nennenswerten Raum eingenommen, ja sind überhaupt nur in seltenen Fällen als eigenständige Forschungsobjekte begriffen worden. Positive Ausnahmen bilden in den letzten Jahren die vom Europa-Haus Leipzig e. V. edierten populären Publikationen über Rumänen, Polen und Bulgaren in Leipzig,¹ die beiden in Dresden produzierten Hefte über »Böhmen und Sachsen – Momente einer Nachbarschaft« und »Polen und Sachsen. Zwischen Nähe und Distanz«² sowie mein Taschenbuch über die Impressionen russischer Schriftsteller, Komponisten und bildender Künstler in Dresden.³ An umfänglicheren Arbeiten sind vor allem die unveröffentlichte Dissertation von Siegfried Hillert »Historische Aspekte des Landesbildes UdSSR und ihre Bedeutung für Russischlehrer in der DDR, dargestellt am Beispiel der Leipziger Ruß-

* Überarbeitetes Manuskript eines Vortrags, der im Rahmen des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa am 11. Mai 2000 gehalten wurde.

1 Im Rahmen der Schriftenreihe »Europäer in Leipzig damals und heute« erschienen bisher Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): Rumänen in Leipzig. Damals – heute. Leipzig 1998 (Heft 1). – Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): Polen in Leipzig. Damals – heute. Leipzig 1998 (Heft 2). – Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): Bulgaren in Leipzig. Damals – heute. Leipzig 1999 (Heft 3).

2 Siehe Böhmen und Sachsen – Momente einer Nachbarschaft. In: Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte 14(1996)48. – Polen und Sachsen. Zwischen Nähe und Distanz. In: Ebenda 15(1997)50.

3 Siehe Erhard Hexelschneider: Ein Schatz in der Tabakdose. Impressionen russischer Künstler über Dresden. Dresden 1998.

landbeziehungen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts« (Leipzig 1986)⁴ und meine gerade erschienene umfangreiche Monographie über die kulturellen Begegnungen zwischen Sachsen und Rußland zwischen 1790 und 1849 zu nennen.⁵ Hinzu kommen inzwischen viele Einzeldarstellungen zu Teilgebieten, vor allem über die Beziehungen von Polen und Bulgarien zu Leipzig im Bereich der Wissenschaft, über einzelne wichtige Persönlichkeiten und ihre Sachsen-Aufenthalte, und anderes mehr. Darüber wird an den entsprechenden Stellen zu sprechen sein. Dennoch gibt es noch riesige Lücken, wie im folgenden ebenfalls deutlich gemacht werden soll.

Dennoch darf der Leser im folgenden keinen umfassenden Literatur- oder gar Forschungsbericht erwarten. Was ursprünglich nur als Einführung zu einem eher zufällig entstandenen, thematisch noch bunt zusammengestückelten Sammelband gedacht war, wuchs sich zwar nach einem Vortrag zu einem Aufsatz aus, aber der Autor ist sich bewußt, daß es ihm als slawistischem (genauer: russistischem) Literaturwissenschaftler kaum möglich ist, auch nur einen Bruchteil der Problematik in einem räumlich begrenzten Beitrag zu erfassen. Die Sicht bleibt subjektiv; es ist bestenfalls – wie der großen Slawenkenner Carl August Böttiger seine Rubrik in Christoph Martin Wielands »Neuem Teutschem Merkur« 1798 nannte – ein schneller (und damit in vielem wahrscheinlich doch oberflächlicher) »Literarischer Durchflug«. Dabei sollen in dieser Darstellung vornehmlich zwei Gesichtspunkte behandelt werden:

Erstens, Sachsen und seine näheren und ferneren Nachbarn im Osten und Südosten und
zweitens, zeitliche Höhepunkte der sächsisch-slawischen Begegnungen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.

-
- 4 Wesentliche Teilpublikationen daraus siehe Erhard Hexelschneider: Aufklärung und Bürgersinn – Bücher als Ideenträger und Handelsware. In: Österreichische Osthefte. Wien 32(1990)3. S. 439–458. – Erhard Hexelschneider: Von Lomonosov zu Radiščev. Mitteldeutsche Aufklärung, Leipzig und Rußland. In: Erich Donnert (Hrsg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt zum 75. Geburtstag. Bd. 3: Aufbruch zur Moderne. Weimar, Köln, Wien 1997. S. 61–77.
- 5 Siehe Erhard Hexelschneider: Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Rußland. 1790–1849. Weimar, Köln, Wien 2000.

I

Sachsen als geographischer Raum (nicht als staatliche Einheit in unterschiedlichen Ausdehnungen oder als politischer Herrschaftsbereich der Wettiner) wurde seit dem 4. Jahrhundert u. Z. vom Großteil der hier siedelnden germanischen Stammesgruppen im Rahmen der europäischen Wanderungsbewegungen in Richtung Westen verlassen. In diese nahezu siedlungsfreien Räume rückten ab der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts westslawische Bauern aus dem heutigen Böhmen und aus dem Osten ein.⁶ Dieser friedlichen Landnahme in kleineren Verbänden folgte dann die deutsche Rückgewinnung und Rückbesiedelung dieser Gebiete im 9. bis 13. Jahrhundert, da diese Gebiete östlich von Elbe und Saale im Interessenbereich der fränkischen Herrscher lagen. Die sächsische Vor- und Frühgeschichte, die Siedlungsgeschichte und die Onomastik, wie sie insbesondere in Leipzig entwickelt wurde, haben diese Sachverhalte nachhaltig deutlich gemacht. Gleiches erfolgt in vertiefender Form durch ein neues Forschungsprojekt »Germania Slavica« des 1995 gegründeten »Geisteswissenschaftlichen Zentrums für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V.« an der Universität Leipzig. Eine dilettantische Zusammenfassung dieser verwickelten Sachverhalte ist hier nicht notwendig, ja verbietet sich von selbst. Wichtig ist für unseren Zusammenhang allein der slawische Urgrund, auf dem wir uns in Sachsen bewegen. Das bezeugen allein schon die meisten der heutigen Ortsnamen mit ihrem slawischen Ursprung wie Leipzig, Delitzsch, Dresden usw.

Sachsen ist aber zugleich – neben Brandenburg – das einzige deutsche Bundesland mit einer *slawischen* Minderheit, den *Sorben*, die hier seit dem ausgehenden 6. Jahrhundert siedeln und trotz schrumpfender Siedlungsräume und Bevölkerungszahlen ihr Dasein als Insel- bzw. Restvolk bewahren konnten. Nach dem Wiener Kongreß 1815 verblieb ein Fünftel der Sorben im Königreich Sachsen, heute sind es in Brandenburg und Sachsen etwa 60.000 Menschen.⁷

6 Genauer dazu Edith Hoffmann: Aus Leipzigs ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Von den Anfängen bis zur Stadtentstehung. In: Klaus Sohl (Hrsg.): Neues Leipzigisches Geschicht-Buch. Leipzig 1990. S. 10–25 mit ausführlicher Literatur.

7 Siehe Peter Kunze: Kurze Geschichte der Sorben. Bautzen 1995. – Dietrich Scholze (Hrsg.): Die Sorben in Deutschland. Bautzen 1993. – Hartmut Zwahr: Die Sorben. Zur Sozial- und Kulturgeschichte eines Restvolkes im Jahrhundert des Entstehens der europäischen Nationalbewegungen. In: Heinz Timmermann (Hrsg.): Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750–1849. Berlin 1993. S. 291–315.

So ist durch den historischen Entwicklungsgang »Slawisches« für die sächsische Regionalgeschichte vorprogrammiert, auch wenn das vielleicht erst im 20. Jahrhundert von der Forschung wirklich wahrgenommen wurde. Immerhin blieben die Sorben nach meinen Beobachtungen für die sächsische Historiographie immer nur ein Sonderfall, der mit der übrigen sächsischen Geschichte bestenfalls lose verknüpft war. Eine Ausnahme macht hier die vierbändige, in den letzten zwei Bänden heute sicher in manchem strittige »Geschichte der Sorben« (1977–1979), die ein umfassendes Bild nicht nur der sorbischen Entwicklungen vermittelt, sondern die Bezüge zur deutschen und damit auch sächsischen Geschichte eindrucksvoll vermittelt.⁸ Sorbische Geschichte, vor allem aber die sorbischen nationalen Bewegungen sind ganz gewiß ohne ihre beachtlichen Reibungen zur Politik der jeweils Regierenden in Preußen und Sachsen, in der DDR und der heutigen Bundesrepublik Deutschland nur schwerlich zu verstehen.

Der Anteil der sorbischen Intellektuellen an der Vermittlung slawischer Kulturen an ihre deutschen Partner ist sicherlich beachtlich. Erinert sei an das 1716 in Leipzig von sechs Theologiestudenten gegründete Wendische Predigerkollegium »Societas Lusatorum Sorabica«, das sich nicht allein um das Predigen in sorbischer Sprache, sondern auch um die Erforschung des Sorbischen bemühte.⁹ In Görlitz entstand 1779 die von Karl Gottlob Anton und anderen begründete, international sehr angesehene »Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften«. Lange bevor andere Intellektuelle des slawischen Ostens Leipzig als einen vorzüglichen Ort entdeckten, um ihre nationalsprachlichen Zeitungen zu publizieren, schrieben zwei sorbische Studenten zunächst noch handschriftlich 1767 ihre erste Zeitung »Lipske nowizny a usitkizny« (Leipziger Neuheiten und allgemeine Nachrichten). Diese Idee nahm der junge sorbische Student und spätere Nationaldichter Handrij Zejler in seiner Leipziger Zeit mit einer recht beachtlich verbreiteten, wiederum handschriftlichen Zeitschrift »Serbska Nowina« in immerhin 60 Folgen wieder auf. 1827 war er ein wichtiger Gewährsmann für den tschechischen Wiederer-

8 Siehe Jan Šolta/Martin Kasper/Frido Mětšk/Klaus J. Schiller (Hrsg.): Geschichte der Sorben. Bd. 1–4. Bautzen 1977–1979.

9 Siehe Heinz Schuster-Šewc: Der Beitrag der Lausitzer Sorben zur Entwicklung der Slawistik an der Leipziger Universität unter besonderer Berücksichtigung von Jan Pětr Jordan und August Leskien. In: Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 67 (1996). Weimar 1997. S. 134.

wecker František Palacký, für den Dresdner Carl August Böttiger, für den Polen Andrzej Kucharski und für den Serben Sima Milutinović.¹⁰ Das alles spricht ebenso für die Schlüsselrolle sorbischer Intellektueller in Leipzig wie (um weitere Beispiele zu nennen) das Wirken von Jan Pětr Jordan im Vormärz oder die Bemühungen Michail Bakunins um den politisch eher gemäßigten Ethnographen und Verleger Jan Arnošt Smoler im April 1849, die sorbischen Bauern für die Idee der 48er Revolution zu gewinnen (auch wenn das vergeblich blieb).¹¹

Anders stand es um die unmittelbaren slawischen Nachbarn Sachsens, um *Polen* und Böhmen. Ganz zweifellos ist der Höhepunkt dieser Entwicklungen die polnisch-sächsische Union zwischen 1697 und 1765, die den albertinischen Kurfürsten Friedrich August I., später populär August der Starke genannt, die polnische Königswürde als August II. einbrachte; Könige in Sachsen wurden die Wettiner bekanntlich erst 1806 dank einer Gunstbezeugung Napoleons. Über den historischen Wert dieser Union ist das letzte Wort noch nicht gesprochen; auf der großen wissenschaftlichen Konferenz in Dresden (1997) prallten die Meinungen aufeinander. Einerseits betonte Jacek Staszewski die kulturell-künstlerischen Leistungen dieser Zeit, die zu einer enormen Entfaltung der beiden Adelskulturen führten.¹² Andererseits sprach Karlheinz Blaschke von einem »Irrweg sächsischer Geschichte« und über August als den »große[n] Unfall der neueren sächsischen Geschichte«, der »unter seiner ganz persönlichen Zwangsvorstellung [stand], König sein zu wollen«.¹³

Tatsache ist für unseren Zusammenhang, der auf Kulturbeziehungen und auf gegenseitige Ausprägungen von Fremdenbildern zielt, daß knapp 60 Jahre einer wie immer beschaffenen staatlichen Nähe den Grundstock für kommende Entwicklungen einer intensiveren Wahrnehmung legen sollten. Dafür nur einige Stichwörter.

10 Siehe Erhard Hexelschneider: Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849. S. 400–402.

11 Siehe im vorliegenden Band den Beitrag von Erhard Hexelschneider: Michail Bakunin in Sachsen.

12 Siehe Jacek Staszewski: 300 Jahre nach dem Entstehen der polnisch-sächsischen Union. In: Sachsen und Polen zwischen 1667 und 1765. Dresden 1998. S. 9–16. – Siehe außerdem noch Sachsen und die Wettiner. Chancen und Realitäten. Dresden 1990 mit vielen Beiträgen zur sächsisch-polnischen Problematik.

13 Karlheinz Blaschke: Albertinische Wettiner als Könige von Polen – ein Irrweg sächsischer Geschichte. In: Sachsen und Polen zwischen 1667 und 1765. Dresden 1998. S. 52–76. – Die Zitate finden sich auf S. 57 und 61.

Zwischen 1696 und 1765 wurden 312 polnische Studenten in Leipzig immatrikuliert. Unter ihnen befand sich Abraham Michael Trotz aus Warschau, der 1750 der erste *lector publicus* für polnische Sprache (und damit für Slawisches überhaupt) an der Universität Leipzig wurde, nachdem es schon früher polnische Sprachkurse in Leipzig gegeben hatte. Trotz edierte auch als erster in Leipzig bei Christoph Breitkopf 1728 bis 1731 eine »*Bibliotheca Polono-Poetica*« sowie dann später ein zweibändiges französisch-polnisch-deutsches Wörterbuch (»*Nouveau Dictionnaire Français – Allemand – Polonois*, 1744–1747«).¹⁴ Der Gründung der *Societas Jablonoviana* durch Józef Aleksander Jabłonowski 1774 in Leipzig, die ganz im Sinn des Leibnizschen Akademiekonzepts erfolgte und bis 1948 bestand (und 1978, noch zu DDR-Zeiten, reaktiviert wurde), gingen – wie Ewa Tomicka-Krumrey jüngst gezeigt hat,¹⁵ – vielfältige wissenschaftliche Bemühungen des polnischen Magnaten voraus. Und der Linguist Samuel Bogumił Linde, Verfasser des großen sechsbändigen polnischen Wörterbuches (*Słownik języka polskiego*, 1807–1814), der auch mit Johann Christoph Adelung in Dresden zusammentraf, ist während seiner Studienzeit und vor allem seiner Lehrtätigkeit in Leipzig 1789–1794 geradezu eine Schlüsselfigur für das Fortwirken der revolutionären polnischen Traditionen im 19. Jahrhundert durch seine Übersetzung des polnischen Werkes »Vom Entstehen und Untergange der Polnischen Konstitution vom 3ten May 1791« (1793) geworden.¹⁶

Das wirkte zweifellos fort. Sachsen war an den drei polnischen Tei- lungen nie beteiligt; weshalb es vielleicht auch in den letzten Jahren der Adelsrepublik und in der Zeit nach dem gescheiterten Kościuszko-Auf- stand Stimmen der sachsenfreundlichen Partei gab, erneut einen König aus Sachsen (nämlich den Kurfürsten Friedrich August III. zu beru- fen¹⁷), wozu es aber nicht kam. Aber in den Zeiten der polnischen Auf- stände von 1830, 1848/1849 und in den sechziger Jahren wurde Sachsen zu einem wichtigen Durchgangszentrum der polnischen Flücht-

14 Siehe Siegfried Hoyer: Polnische Studenten an der Universität im 18. Jahrhundert. In: Ebenda. S. 328–337.

15 Siehe Ewa Tomicka-Krumrey: »*Iam scintillam excitavi ...*« – Zu den Bemühungen des Fürsten Józef Aleksander Jabłonowski im 18. Jahrhundert, eine Gelehrten-Gesell- schaft zu gründen. In: Ebenda. S. 315–327.

16 Siehe Alois Hermann: Samuel Bogumił Lindes Studienzeit und Lehrtätigkeit in Leip- zig. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin 8(1963)3. S. 268–286, besonders S. 281 ff.

17 Siehe Erhard Hexelschneider: Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russ- land. 1790–1849. Weimar, Köln, Wien 2000. S. 19.

linge auf ihrem Weg, dem »großen Exodus«, nach Frankreich, Italien, Großbritannien und Nordamerika. Der Verleger Friedrich Brockhaus wurde beispielsweise Mitte November 1831 zum Mitbegründer des »Leipziger Vereins zur Unterstützung hilfsbedürftiger Polen«, der von Januar bis Mai 1832 fast 3.000 durchreisende Polen betreute und über 17.000 Taler zu ihrer Unterstützung sammelte.¹⁸ 1848 nahm der F. A. Brockhaus-Verlag demonstrativ sechs Polen als Mitarbeiter in seinen Verlag auf. Und in den Jahren 1860 bis 1886 edierte der frühere Brockhaus-Mitarbeiter Erazm Kasprowicz seine »Biblioteka pisarzy polskich« (Bibliothek polnischer Schriftsteller) in 81 Bänden, nachdem Brockhaus bereits früher die Werke von Adam Mickiewicz in Deutsch und Polnisch herausgegeben hatte. Wie sehr die Polenbegeisterung (und ich bleibe bei dem Beispiel Brockhaus) wirkte, macht eine orientierende Notiz von Heinrich Brockhaus an den Autor des Polen-Artikels in seinem Konversations-Lexikon von 1831 deutlich, in dem es heißt:

»Der Artikel gehört zu den wichtigsten des ganzen Buchs, und ich weiß, daß es keine leichte Aufgabe ist, ihn zu bearbeiten. Die Farbe der Freisinnigkeit, der innigsten Theilnahme für die Leiden des unglücklichen Polens darf dem Artikel nicht fehlen, u[nd] doch muß darunter die treueste historische Wahrheit, die größte Unpartheilichkeit nicht leiden; und jedenfalls ist der Artikel auch so zu bearbeiten, daß die hiesige, übrigens nicht übertrieben ängstliche Censur nichts dawider zu erinnern findet.«¹⁹

Nicht so spektakulär entwickelten sich die Beziehungen zu *Böhmen*, das ja erst nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie seine staatliche Eigenständigkeit wieder erringen konnte. Natürlich gab es bereits im Mittelalter dynastische Beziehungen zwischen den Přemysliden und den Wettinern,²⁰ zwischen Böhmen und der Meißner Markgrafschaft; nicht ohne Einfluß auf die sächsische kulturelle und religiöse Entwicklung blieben die böhmischen protestantischen Exulanten nach dem Dreißigjährigen Krieg, im-

18 Siehe ebenda. S. 464ff. – Zur sogenannten Großen polnischen Emigration ausführlich Sławomir Kalemka: Die polnische »Große Emigration« im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 22/2. Berlin 1978. S. 29–42.

19 Zitiert bei Erhard Hexelschneider: Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790 – 1849. Weimar, Köln, Wien 2000. S. 465.

20 Siehe Lena Bobková: Dynastische Verbindungen zwischen Böhmen und Sachsen im Mittelalter. In: Dresdner Hefte. 14(1996)48. S. 3–10.

merhin etwa 150.000 von damals 2,5 bis drei Millionen Böhmen.²¹ Die berühmte Herrnhuter Brüdergemeine mit ihrer bis heute weltweiten Ausstrahlung, 1722 gegründet durch Graf Nikolaus Ludwig Zinzendorf, war zunächst das Werk der Böhmisches Brüder und vertriebener Pietisten. Und wir wollen natürlich nicht vergessen, daß die Universität Leipzig 1409 durch den Auszug der drei nichtböhmischen Magister und Scholaren aus Prag 1409 entstanden ist.

Aber es mangelte auch in der Zeit der tschechischen Wiederweckung im 19. Jahrhundert nicht an engeren Beziehungen zwischen tschechischen und sächsischen Demokraten und Revolutionären, wie die Geschehnisse in den Revolutionsjahren von 1848 und vor allem dem Maiaufstand 1849 bezeugen. Und schließlich gehört hierher wohl auch die Tatsache, daß Sachsen als Durchgangsprovinz für alle jene deutschen Umsiedler galt, die in den Jahren nach 1945 aufgrund der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz aus ihren angestammten Wohnsitzen zunächst in Quarantäne- und Auffanglager (insgesamt etwa eine Million in 110 sächsischen Lagern) eingewiesen wurden.²² Von Mitte Mai bis Mitte Juli 1945 kamen so allein 448.000 Deutsche aus Böhmen in die damalige Sowjetische Besatzungszone.²³ Die Erforschung dieser für beide Länder bedrückenden Geschichtsepisode (auch wenn man nie vergessen darf, wer den Einmarsch in die Tschechoslowakei initiiert hat), bedarf sicherlich jenseits revanchistischer Erwägungen noch wesentlich gründlicherer Archivaufschlüsse und Recherchen, als das bisher erfolgt ist.

Ähnlich wechselvoll wie die Beziehungen zu Polen und Böhmen gestalteten sich die Beziehungen zu *Rußland*, auch wenn es keine unmittelbaren Grenzen gab. Dynastisch-verwandtschaftliche Beziehungen gab es kaum, wengleich Peter I. sich 1698 der sächsischen Hilfe in seiner militärischen Auseinandersetzung mit Schweden im Nordischen Krieg zu versichern mußte. Dennoch überwog in den wechselseitigen zwischenstaatlichen Beziehungen (gegenseitige Gesandtschaften und Konsulate

21 Siehe Volker Ruhland: Böhmisches Exulanten in Dresden und der Dreißigjährige Krieg. In: Dresdner Hefte. 14(1996)48. S. 11–19.

22 Siehe Manfred Jahn: Die Sudetendeutschen. In: Sachsen – Böhmen – Bayern. Gemeinsame Geschichte und wandelnde Perspektiven. Dresden 1996. S. 65–69. – Siehe auch Stefan Donth: Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945 bis 1953. Köln, Weimar, Wien 2000 (angekündigt).

23 Siehe Zdeněk Radvanovský: Internierungslager im nordböhmischen Grenzgebiet 1845–1947. In: Dresdner Hefte. 14(1996)48. S. 76.

existierten seit 1697 bzw. 1783) der kulturell-künstlerische und wissenschaftliche Austausch. Mit dem Hubertusburger Frieden von 1763 am Ende des Siebenjährigen Krieges fiel Sachsen in die außenpolitische Bedeutungslosigkeit: »Es war allein das kulturelle Wesen«, meinten Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar in ihrer »Sächsischen Geschichte«, »nächst ihm das wirtschaftliche, die den Klang des sächsischen Namens noch in der Welt lebendig hielten. Die politische Bedeutung ist dahin.«²⁴ Beispiele dafür sind: Die Anwerbung sächsischer Bergleute zur Entwicklung des russischen Hüttenwesens im Ural im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts; die Entsendung russischer Studenten nach Freiberg sowie in den sechziger Jahren einer kompletten Studentengruppe zum Jurastudium nach Leipzig und der Aufkauf der berühmten Gemäldesammlung des Grafen Heinrich von Brühl 1769 durch Katharina II. für die Eremitage; ferner die Anwerbung von Wissenschaftlern, Lehrern und Künstlern, die in dieser Zeit günstige Arbeitsbedingungen in Rußland finden konnten.

Unübersehbar war für den gesamten Osten bis hin zum Kaukasus Leipzig als Handelsstandort und Brücke zwischen Ost und West. Die einmalige geographische Lage an der Kreuzung großer europäischer Transitstraßen begünstigte das, so daß man von einem »Straßenschnittpunkt mit europäischer Verbindungskraft«²⁵ gesprochen hat. Die Messen bestimmten bis in die Neuzeit den Rhythmus der Stadt, waren immer Medien- und Kommunikationsereignis und damit Gegenstand der Kultur. Aber nach den Arbeiten von Ernst Hasse, Geron Netta und Josef Reinhold,²⁶ die zeitlich höchstens bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichen, fehlt es an umfassenden Studien über den Osthandel der Messen vor allem im 20. Jahrhundert. Auch das große Messe-Symposium vor einigen Jahren mußte diesen Mangel konstatieren und lieferte nichts zu dieser Problematik.²⁷ Dabei bleibt unbestritten, daß das Messegeschehen

24 Rudolf Kötzschke/Hellmut Kretzschmar: Sächsische Geschichte. Frankfurt am Main 1965. S. 280.

25 Hartmut Zwahr: Die Messe in ihrem Gestaltwandel. In: Hartmut Zwahr/Thomas Topfstedt/Günter Bentelen (Hrsg.): Leipziger Messen 1497–1997. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 21.

26 Siehe Ernst Hasse: Geschichte der Leipziger Messen. Leipzig 1885. – Geron Netta: Die Handelsbeziehungen zwischen Leipzig und Ost- und Südosteuropa bis zum Verfall der Warenmessen. Zürich 1920. – Josef Reinhold: Polen/Litauen auf den Leipziger Messen des 18. Jahrhunderts. Weimar 1971.

27 Siehe Hartmut Zwahr/Thomas Topfstedt/Günter Bentelen (Hrsg.): Leipziger Messen 1497–1997. Köln, Weimar, Wien 1999.

in Leipzig enorme kulturell Sogkraft bewiesen hat. Nur ein Beispiel dafür ist das um 1700 gegründete und bis 1943 bestehende Griechenhaus in der Katharinenstraße mit seiner um 1750 geweihten und 1769 nach Renovierung neu geweihten Kapelle für die orthodoxen Religionen, ein Ort der Gastlichkeit, Besinnung und Kontakte, dessen Geschichte noch nicht geschrieben ist.²⁸ Und wie steht es um die Erforschung des Buchhandels mit dem Osten während der Messen? Wer widmet sich der mühseligen Aufgabe, die Meßkataloge unter diesen Gesichtspunkten zu analysieren? Hier sind möglicherweise die größten Desiderata in den kulturwissenschaftlichen Forschungen zum Messegeschehen.

II

Gewiß bestimmte die räumliche Nähe zu verschiedenen slawischen Völkern auch die Kontakte zu ihnen, soweit das angesichts der unterschiedlichen Kommunikationsmöglichkeiten überhaupt denkbar war. Dennoch gab es konstante, oft genug negative Vorstellungen über die Nachbarn im Osten, die die Bilder über Jahrhunderte prägen sollten und heute noch prägen. Ohne hier in die Tiefe gehen zu können, seien wenigstens einige dieser Klischees benannt, die Gegenstand einer intensiven, historisch bezogenen Fremdheitsforschung (Imagologie) sind oder doch zumindest sein müßten: Die Gefahr aus dem Osten. Die russische Bedrohung. Das balkanische Durcheinander. Die polnische Wirtschaft. Die verschwenderischen reichen Russen und polnischen Magnaten. Einmal in die Welt gesetzt (zumeist übrigens schon im Mittelalter oder doch in der frühen Neuzeit), oft genug auf durchaus richtigen Einzelbeobachtungen basierend, wurden derartige Stereotype (meine Auswahl ist einigermmaßen willkürlich) bald derart über die jeweils existierenden Medien verfestigt, daß gegenläufige Entwicklungen bald kaum noch (oder nur mit größter geistiger Anstrengung) wahrgenommen wurden. Ich weiß natürlich, daß solche Formulierungen in ihrer Absolutheit angreifbar sind, dennoch dominieren Stereotype, Klischees, Standards oft über Jahrhunderte das Bild vom Anderen.

Nur selten gab es größere Nähe oder gar die Chance unmittelbarer persönlicher Begegnungen. Ein erster solcher Glücksfall war für die

28 Siehe Siegfried Hillert: Leipzig und Rußland im 18. Jahrhundert. In: Tausend Jahre Taufe Rußlands. Taufe in Europa. Leipzig 1993. S. 645.

deutsch-slawischen, besonders aber deutsch-russischen Beziehungen die von Günter Mühlpfordt so bezeichnete »Mitteldeutsche Aufklärung« in ihrer Ausbreitung in den sächsisch-thüringischen Gebieten um Elbe und Saale, zwischen Werra und Oberlausitz, mit dem »Hauptbereich ihrer geistigen Rußlandkonexe«.²⁹ Es war das ein Teil jener europäischen Gelehrtenrepublik, die ihre Schwerpunkte an den Universitäten Leipzig, Jena und Halle besaß und nicht nur das übliche Maß an Kontakten nach Westen und Norden, sondern auch nach Süden und vor allem Osten besaß. Dafür stehen Namen wie August Hermann Francke, Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Burkhard Mencke, Johann Christoph Gottsched, Gotthold Ephraim Lessing (der ja nach Moskau berufen werden sollte, das aber ausschlug) einerseits und Michail Lomonossow, Peter Sumarokow, Alexander Radischtschew, Dositej Obradović, Vuk Karadžić, Eugénios Búlgaris und der erwähnte Bogumił Linde andererseits – um nur ganz wenige herausragende Namen (und unter Verweis auf die dazu existierende umfängliche Sekundärliteratur) zu nennen. Die wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Beziehungsgeflechts bleibt wohl eine der wirklich bleibenden Leistungen der Slawisten und Osteuropahistoriker der ehemaligen DDR.

Ein zweiter großer Höhepunkt sächsisch-slawischer Begegnungen waren die Jahre 1813–1815. Ich sage slawisch, weil natürlich hierher auch die polnischen Kontingente in napoleonischen Diensten unter Fürst Józef Poniatowski und Jan Henryk Dąbrowski gehörten. Aber entscheidender waren doch die unmittelbaren Massenbegegnungen zwischen Vertretern aller mittel- und westeuropäischer Völker und der in den Bestand des Russischen Reiches eingegangenen europäischen und mittelasiatischen Völkern, die – wie Lew Kopelew formulierte – mit

29 Grundsätzlich (aber darüber hinaus noch viele weitere Arbeiten) Günter Mühlpfordt: Rußlands Aufklärer und die Mitteldeutsche Aufklärung: Partner, Zusammenwirken, Partnerschaft. In: Conrad Grau/Sergueï Karp/Jürgen Voss (Hrsg.): Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie. Wiesbaden 1997. S. 83–171. – Das Zitat befindet sich auf S. 84. – Günter Mühlpfordt: Gelehrtenrepublik Leipzig. Wegweiser- und Mittlerrolle der Leipziger Aufklärung in der Wissenschaft. In: Wolfgang Martens (Hrsg.): Zentren der Aufklärung III: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg 1990. S. 39–102. – Unbedingt genannt werden muß in diesem Zusammenhang die klassische Arbeit von Eduard Winter: Halle als Ausgangspunkt der deutschen Rußlandkunde im 18. Jahrhundert. Berlin 1953.

einer bis dahin einmaligen deutsch-russischen Annäherung³⁰ im gemeinsamen militärischen Kampf, in der Einquartierung und während der Besetzung verbunden war. Immerhin befanden sich Ende März 1813 etwa 64.000 Mann rußländischer Truppen auf sächsischem Boden. Erstmals bot sich der Bevölkerung Sachsens bei den vielfältigen Durchmärschen und Kämpfen von Rußland nach Frankreich und zurück, während der erbitterten Kämpfe und dann im Alltag der Besatzung während des russischen Generalgouvernements die einmalige Chance, bisher Gehörtes und Gelesenes mit den persönlichen Eindrücken zu vergleichen. Es lief letztlich auf die Frage hinaus, die der Dresdner Lehrer Gustav Nieritz in seiner »Selbstbiographie« auf den Punkt brachte, es sei in der Anfangsphase allen um die Frage gegangen, ob die Russen »leibhaftige Menschenfresser oder nur gewöhnliche Krieger«³¹ waren. Die Meinungen blieben trotz anfänglicher Begeisterung über die Befreiung von den Franzosen geteilt, zumal man mit den marodierenden Truppen bald auch negative Erfahrungen machen mußte. All das wirkte – ohne daß ich darauf hier detailliert einzugehen vermag – auf die bald unter dem Eindruck der Beschlüsse der Heiligen Allianz entstehenden antirussischen Stimmungen, die sich dann bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als antizaristische Positionen auch in Sachsen verfestigen sollten.³²

Die Begeisterung für den polnischen Freiheitskampf seit Tadeusz Kościuszko hielt sich – wie gesagt – bis weit über den Vormärz hinaus und wurde mit dem Kult um Poniatowski und Dąbrowski verknüpft. Es war die Begeisterung für die Freiheit der Polen, aber immer verwoben mit dem Wunsch nach deutscher Einheit und Freiheit; es war eine Art Ersatzkampfplatz gegen die Verfolgungen durch die Heilige Allianz und ihre Organe, gegen die Demagogenverfolgungen, gegen Zensur und Meinungsdruck, ein Kampf für »Eure und unsere Freiheit«, wie eine damals populäre Losung lautete. Da aber die russischen Zaren Alexander nach dem Wiener Kongreß und Nikolaus nach der Niederschlagung des Dekabristenaufstandes die Meinungsführer in dieser Heiligen Allianz waren, richtete sich auch der Hauptstoß gegen die russischen Mächtigen als den

30 Lew Kopelew: Zunächst war Waffenbrüderschaft. In: Mechthild Keller (Hrsg.): *Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 19. Jahrhundert: Von der Jahrhundertwende bis zur Reichsgründung (1800–1871)*. München 1992. S. 14.

31 Gustav Nieritz: *Selbstbiographie*. Leipzig 1872. S. 15.

32 Siehe dazu Erhard Hexelschneider: *Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849*. Weimar, Köln, Wien 2000, vor allem Kapitel II, III und X.

internationalen Hauptfeind. Rußland erschien im Bewußtsein des liberalen Bürgertums und der Intelligenz (und nur diese Schichten reflektierten diese Thematik überhaupt öffentlich) als Hort der Reaktion, als im Inneren unzivilisiertes, undemokratisches und barbarisches Land, das nach außen vor allem bemüht war, im Verbund mit den anderen monarchisch-konservativen Kräften der Restauration jede progressive Aufwallung in Richtung Demokratie und Freiheit im Keim zu ersticken. Dieses über weite Strecken negative Rußlandbild wurde nur von wenigen Persönlichkeiten durchbrochen, die bemüht waren, ein differenzierteres Bild über das Leben im russischen Staat und über die kulturellen Äußerungen in diesem Land zu vermitteln. Das aber prägte natürlich das deutsche und damit auch das sächsische Rußlandbild im ganzen 19. Jahrhundert.

Dennoch erfuhr die »Verteufelung« Rußlands als eines Staates der Gewalt eher noch einer Steigerung nach der blutigen Niederschlagung des polnischen Aufstandes von 1830/1831. Diese Erhebung – ich wiederhole mich hier – erweckte durch den Heroismus der um ihre Befreiung und nationale Unabhängigkeit kämpfenden polnischen Patrioten und durch die Tragik des Untergangs eine bis dahin (und wohl auch später nie wieder) erreichte Welle der Sympathie. Die einzigartige deutsche »Polenliteratur« vermittelte in nicht unerheblichem Maße antizaristische Stimmungen an die Bevölkerung. Die Polenbegeisterung war – wie bereits erwähnt – wie schon früher die Solidarisierung mit den serbischen und griechischen Freiheitskämpfern eigentlich nur ein Ventil für die innenpolitische deutsche bzw. hier sächsische Opposition, um für Freiheit und Einheit im eigenen Land einzutreten. Gerade im Vormärz, bedingt auch durch eine gelockerte Zensur, rückte diese politische Publizistik in den Vordergrund des öffentlichen Interesses und behandelte so wichtige deutsch-slawische Themen wie die Lage der slawischen Völker in der habsburgischen Donaumonarchie, die polnische Situation, besonders auch in den von Preußen verwalteten Teilen, die slawischen Unabhängigkeitsbestrebungen und die tschechische Wiederweckung oder auch die Situation der Sorben.

Die slawisch-sächsischen Begegnungen im Vormärz konzentrierten sich regional auf Leipzig und Dresden mit jeweils ziemlich deutlich ausgeprägten Eigenheiten. Während Leipzig als »Vorposten des bürgerlichen Liberalismus und mitteldeutsches Zentrum der demokratischen ›Um-

sturzpartei« galt³³ und als Handels- und Verlagsmetropole eine große Strahlkraft besaß, war Dresden als Residenzstadt die Anlaufstelle des russischen und polnischen Adels. Zwischen 1830 und 1849 kamen etwa 15 Prozent der deutschen Buchproduktion aus Leipzig, das war nach Reinhard Wittmann eine »Oppositionsliteratur gegen die Metternichsche Stickluft«;³⁴ hier erschienen etwa 500 Periodika, die in Sachen Slavica bislang nicht oder nur sehr unsystematisch erforscht sind; hier wurden kurzzeitig die ersten bulgarischen und rumänischen Zeitungen ediert. In Leipzig trafen sich die liberal und demokratisch gesinnten deutschen Intellektuellen mit vielen Vertretern aus dem Osten in dieser »Fluchtburg« (Wolfgramm) des Liberalismus, um von Sachsen mit seinen vielfältigen Kommunikations- und Distributionsmöglichkeiten aus den Kampf für ihre Völker zur Befreiung von den russischen und habsburgischen Monarchien sowie der türkischen Besatzung zu führen und über Drucke und Publizistik einen Beitrag zur kulturellen Identitätsfindung ihrer Nationen und Nationalitäten zu leisten. Auch hier nur wenige Namen: der Serbe Sima Milutinović, der Bulgare Iwan Bogorow, der Rumäne Johann Michael Kerestey Rosetti, die Tschechen Iganž Kuranda mit dem »Grenzboten« und Karl Herloßsohn mit dem »Kometen« (eine Zeitung, die dringlich untersucht werden müßte) sowie die polnischen Verleger Jan Nepomucen Bobrowicz und Erazm Kasprowicz.

Die Zentralfigur aber war wohl der Sorbe Jan Pětr Jordan mit seinen »Jahrbüchern für slawische Literatur, Kunst und Literatur«, die von 1843–1849 unter der Losung »Verständigung! Versöhnung! Vereinigung!« erschienen, die aber trotz aller gewichtigen Vorarbeiten aus meiner Sicht immer noch auf eine Gesamtanalyse hinsichtlich aller Details der Entstehung und der Geschäftsführung, der inhaltlichen Bewertung der einzelnen Teile (insbesondere auch der Bibliographien), ferner der Verbreitung und ihrem Platz in der zeitgenössischen Pressegeschichte sowie hinsichtlich der Rolle von Jan Arnošt Smoler als Redakteur und Verleger warten. Das Zusammenwirken solcher Demokraten und Revo-

33 Eberhard Wolfgramm: Die Rolle der Universität Leipzig bei der nationalen Wiedergeburt der slawischen Völker, besonders in der Periode des Vormärz. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 1. Leipzig 1959. S. 224. – Siehe ferner Dietmar Endler/Ilija Konev/Hilmar Walter: Leipzig als Zentrum der Kultur und Aufklärung der Südslawen. Ideen und Traditionen der Aufklärung. In: Gerhard Ziegengest (Hrsg.): Slawische Kulturen in der Geschichte der europäischen Kulturen vom 18. bis zum 20. Jh. Berlin 1982. S. 143–150.

34 Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991. S. 224.

lutionäre in Leipzig wie Arnold Ruge, Karl Biedermann, Ernst Keil, Robert Blum, Michail Bakunin, der sorbischen und tschechischen Studenten in Vorbereitung auf die revolutionären Ereignisse von 1848/1849 verdiente ebenfalls noch gründlichere Untersuchungen.

Mir scheint die Zeit von 1830 bis nach den revolutionären Ereignissen von 1848/1849 eine Phase des starken multinationalen Miteinanders von slawischen, ungarischen und deutschen Intellektuellen in Sachsen zu sein, die danach möglicherweise wieder eigene nationale Wege gingen. Unter diesem Gesichtspunkt verdiente die Rolle der Leipziger Universität seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts neu untersucht zu werden unter dem Gesichtspunkt, welche Bedeutung solche Wissenschaftler wie Wilhelm Wundt, Wilhelm Ostwald und Johannes Volkelt sowie die Slawisten August Leskien, Wilhelm Wollner und viele andere für die Herausbildung wissenschaftlicher Eliten in den Ländern Ost- und Südosteuropas gespielt haben. Zwar ist die Geschichte der Slawistik in Leipzig aus naheliegenden Gründen in dieser Hinsicht am besten bearbeitet,³⁵ für andere Disziplinen sind die Wirkungen in den Osten und Südosten bislang kaum durchmustert worden; auch in den betreffenden Ländern selbst gibt es m. W. nicht allzuviel über die jeweiligen Auslandsstudenten. Bislang ist dazu am besten, weil systematisch von Veliko Jordanov in bezug auf ein Land gearbeitet worden, weil sich der Verfasser nicht nur auf so klangvolle Namen wie Pentscho Slawejkow, Geo Milew oder Kiril Christow beschränkte.³⁶ Ansonsten begnügen wir uns im allgemeinen bislang mit einzelnen berühmten Namen, die für kürzere oder längere Zeit an der Universität Leipzig studierten oder sich weiterbildeten wie etwa dem Armenier Awetik Isaakjan, dem Tschechen Tomáš Masaryk, dem kroatischen Wundt-Schüler Vladimir Dvornikovič, dem russischen Ethnographen Nikolaj Miklucho-Maklai, um nur einige prominente Namen zu nennen. Aber eine systematische Erforschung der immatrikulierten Studenten aus dem Osten und auch ihrer Vereinigungen und Organisationen nach den Archiven der Universitäten und Hochschulen des Landes steht noch aus. Nur für die russischen Studenten (immerhin

35 Siehe Wilhelm Zeil: *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945*. Köln, Weimar, Wien 1994. – Die Arbeit enthält eine ausführliche Bibliographie.

36 Siehe Veliko Jordanov: *Lajpcig i Bălgarite*. Sofia 1938. – Siehe ferner Ernstgert Kalbe: *Leipzigs Rolle in den deutsch-bulgarischen Beziehungen*. In: *Kultursoziologie. Ambitionen. Aspekte. Analysen*. Leipzig 3(1994)6. S. 40–66.

wurden während der ersten russischen Revolution 1905–1907 in Leipzig und in Dresden jeweils ca. 600 Studenten aus dem östlichen Reich gezählt³⁷) bereitet Siegfried Hoyer (Leipzig) eine gründlichere Analyse vor, die Zwischenkriegszeit und auch die Jahre nach 1945 sind weitgehende terra incognita. Dabei wird der Deutschunterricht in Rußland und der Ukraine mindestens seit dem Ausgang der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht unwesentlich von jenen Germanisten und Deutschlehrern geprägt, die in Leipzig ihre Ausbildung bzw. ihre Fort- und Weiterbildung in der DDR-Zeit erfahren haben.

Gänzlich unerforscht sind auch die slawischen Beziehungen der übrigen Hochschulen Sachsens. Am ehesten ist da noch die Bergakademie Freiberg untersucht, vor allem wegen des Studiums von Michail Lomonossow im 18. Jahrhundert. Ansonsten begnügen wir uns auch hier mit eher zufällig gefundenen Beispielen. So studierten an der Musikhochschule in Leipzig der Tscheche Leoš Janaček (1879/1880) und der Ukrainer Mikola Lyssenko (1867–1869), der Litauer Mikolajus Čiurlionis und der Sorbe Johann Cilenšek;³⁸ hier wirkte 1883–1892 als Lehrer der russische Geiger Adolf Brodski, dessen Freund, der Pianist Alexander Siloti, ebenfalls längere Zeit in der Stadt lebte. Welche Wirkungen aber hatten sie, welche Anregungen vermittelten die Kunst- und Musikhochschulen Sachsens für die Entwicklung einzelner Künstlerpersönlichkeiten aus den östlichen Ländern? Wir wissen es nur ansatzweise. Aber auch die Anregungen, die der russische Schriftsteller Andrej Belyj aus dem anthroposophischen System Rudolf Steiners gewinnen konnte und die er in Leipzig um die Jahreswende 1913/1914 während eines Kurses über »Christus und die geistigen Welten« erfahren hatte und die ihn mit Christian Morgenstern zusammenführten, verdienten Aufmerksamkeit. Wer weiß schon, daß Belyj im Januar 1914 Nietzsches Geburtsort Röcken bei Weißenfels besucht hat und davon tief beeindruckt war?³⁹

Weitgehend unerforscht sind die Beziehungen zwischen der deutschen sozialdemokratischen und später kommunistischen Bewegung in Sachsen und den slawischen Revolutionären. Sicher, über Lenin und

37 Siehe die Tabellen bei Botho Brachmann: Russische Sozialdemokraten in Berlin. 1895–1914. Berlin 1962. S. 192f.

38 Siehe Bedeutende Lehrer – namhafte Schüler. In: Johannes Forner (Hrsg.): 150 Jahre Musikhochschule. 1843–1993. Leipzig 1993. S. 249–253 mit weiteren Namen.

39 Siehe Andrej Belyj: Geheime Aufzeichnungen. Einiges aus dem Leben im Umkreis von Rudolf Steiner (1911–1915). Dornach 1992. S. 36ff.

seine sechs Aufenthalte in Leipzig hat man wohl alles in Erfahrung gebracht, was man konnte, auch wenn die Beweislage oft genug schütter ist (etwa bei der ersten »Iskra«-Nummer vom 1. Dezember 1900) und eine Rede Lenins über Lew Tolstois vom Februar 1912 wohl endgültig als verloren gelten kann.⁴⁰ Aber hat sich ernsthaft jemand mit dem der KPD nahestehenden Verlag Otto Frankes befaßt, der nach 1919 Lenin in Deutsch verlegte und sogar eine »Kleine Bibliothek der russischen Korrespondenz«⁴¹ herauszugeben begann? Und wie steht es um Wladimir Sagorski, der 1910–1914 in Leipzig und dann als Zivilinternierter in Grimma weilte,⁴² oder Stepan Schaumjan⁴³ oder andere prominente russische bolschewistische Emigranten? Man müßte aus heutiger Sicht sicherlich die dazu veröffentlichten Arbeiten meist publizistischen, oft politisch überhöhten Charakters sichten und mit neueren archivalischen Daten vergleichen. Und was wissen wir über Alexander Parvus-Helphand, der seit 1891 in Dresden lebte, von 1896 bis 1898 die »Sächsische Arbeiter-Zeitung« redigierte und wohl deshalb 1898 aus Dresden ausgewiesen wurde und nach München ging,⁴⁴ was über Julian Marchlewskis Beziehungen zu Sachsen sowie über Karl Radeks und Larissa Reißners Aufenthalte in Leipzig bzw. Dresden zu Beginn der zwanziger Jahre?⁴⁵ Mit der Öffnung der russischen Archive besteht nun vielleicht die Möglichkeit, mehr über ihre sächsischen Aufenthalte zu erfahren. Aber selbst die gründliche Durchsicht der frühen sozialdemokratischen sächsischen Zeitungen mit ihrer Haltung zu den verschiedenen Gruppierungen der Volkstümmler, mit ihrer Sicht auf Nikolai Tschernyschewski

40 Siehe Friedrich Donath: *Auf Lenins Spuren in Deutschland*. Berlin 1970. – Verwiesen sei noch auf eine in Deutschland weitgehend unbekannt gebliebene Arbeit von Krzysztof Rzepa: *Socjaliści polscy w Niemczech do 1914 roku*. Warschau 1988. Sie enthält eine Reihe Daten aus Sachsen.

41 Siehe *Lexikon sozialistischer deutscher Literatur von den Anfängen bis 1945*. Halle/Saale 1963. S. 501.

42 Siehe Siegfried Beckert: *Der erste Sowjetdiplomate in Berlin*. In: »Die Weltbühne«. Berlin vom 11. Januar 1993 (Nr. 2). S. 47–49. – Die Rolle des Verlagsstandortes Grimma müßte für das 19. Jahrhundert ohnehin einmal gründlich hinsichtlich seiner slawischen Beziehungen untersucht werden.

43 Siehe G. B. Garib: *anjan: Die revolutionäre Tätigkeit S. G. Schaumjans in Deutschland (1902 bis 1909)*. In: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*. Berlin 21(1979)2. S. 259–262.

44 Siehe Johannes Baur: *Die russische Kolonie in München 1900–1945*. Wiesbaden 1998. S. 33ff.

45 Siehe Fritz Mierau (Hrsg.): *Russen in Berlin*. Leipzig 1987. S. 238.

und Sergej Stepnjak-Krawtschinski, auf Georgij Plechanow und Vera Sassulitsch steht ebenfalls noch aus. Und das kostet weniger Geld als ein Archivaufenthalt in Rußland.

Ein weißer Fleck in unseren Kenntnissen ist die Geschichte der russischen (wie möglicherweise auch anderer slawischer) Emigrationen in Sachsen. Immerhin sollen sich zu Beginn der zwanziger Jahre mehrere Tausend eingereister Russen in Dresden aufgehalten haben. In den imponierenden Forschungen von Karl Schlögel und anderen, so in der »Chronik russischen Lebens in Deutschland 1918–1941«⁴⁶, tauchen die sächsischen Metropolen Dresden und Leipzig freilich nur sporadisch auf; statistisches Material über die rußländische Emigration in Sachsen nach den beiden russischen Revolutionen von 1917 ist nicht gesammelt. So bleiben nur zufällige Beobachtungen und Tatsachen, von denen ich einige nennen möchte: So existierte 1921 in Dresden ein Russisch-deutscher Klub; die »Russische Gesellschaft des Roten Kreuzes« veranstaltete in den zwanziger Jahren jährlich Wohltätigkeitsbasare in Dresden; die bekannten Lahmannschen Sanatorien auf dem Weißen Hirsch wurden von Emigranten und sowjetischen Bürgern (unter ihnen Anatoli Lunatscharski) stark frequentiert. Viele Materialien finden sich über Konzerte und andere musikalische Veranstaltungen, so über das 50. Konzert der Donkosaken unter Leitung von S. Sharow am 30. Dezember 1928 im Dresdner Vereinshaus.⁴⁷ Von Bedeutung ist die Wahrnehmung eines Lehramts für Soziologie an der Technischen Hochschule in Dresden (1926 bis 1937) durch Fedor Stepun, der auch in der deutschen und russischen Öffentlichkeit bei verschiedenen Gelegenheiten auftrat, so anlässlich des Tages der russischen Kultur am 7. Juni 1931 auf der Brühlschen Terrasse.⁴⁸ Victor Klemperer hat in seinem Tagebuch mehrfach auf seine Begegnungen mit diesem russischen Philosophen hingewiesen.⁴⁹ Eine besondere Rolle spielen die beiden orthodoxen Kirchen in Dresden und Leipzig als Zentren nicht nur des Glaubens, sondern auch der russischen Kultur im Ausland. Die dank einer Stiftung von Simeon Wikulin durch den aus St. Petersburg stammenden Architekten Julius von Bosse 1872

46 Siehe Karl Schlögel/Katharina Kucher/Bernhard Suchy/Gregor Thum (Hrsg.): *Chronik russischen Lebens in Deutschland. 1918–1941*. Berlin 1999.

47 Siehe ebenda. S. 82, 298, 372 und weitere.

48 Siehe ebenda. S. 440.

49 Siehe Victor Klemperer: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933 bis 1941 (I)*. 3. Auflage. Berlin 1995, besonders S. 649ff.

bis 1874 erbaute Kirche in Dresden (heute ca. 1.000 Gemeindemitglieder) wurde ja erst in jüngster Zeit Gegenstand eines in den Medien breit beleuchteten Gerichtsprozesses im Rahmen von Eigentumsforderungen (Restitution unter Berufung auf Nazigesetze von 1939) durch die Russisch-Orthodoxe Auslandskirche, der mit dem vorläufigen Sieg der rechtmäßigen Inhaber, die sich dem Moskauer Patriarchat unterstellt haben, endete. Wie gesagt, es sind eher zufällige Beispiele, die ich genannt habe, die aber doch ein lebendiges Kulturleben in der Emigration widerspiegeln.

Wie man aus der Art meiner Darstellung unschwer erkennen kann, sind die frühen Phasen der sächsisch-slawischen Beziehungen (und sicher auch die sächsisch-nichtslawischen Beziehungen nach Osten) in den Bereichen Politik und Kultur erheblich besser erforscht (beginnend mit dem 18. Jahrhundert). Nähert man sich aber dem Ausgang des 19. Jahrhunderts und dann vor allem der Zeit bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, so werden erhebliche Forschungsdesiderata erkennbar. Nicht einmal die offiziellen kulturellen Aktivitäten Sowjetrußlands in der Weimarer Republik sind für Sachsen erfaßt.

Und ganz schlimm wird es natürlich, wenn man sich die Zeit nach 1945 vornimmt. Hier halten sich panegyrische Verklärung der gegenseitigen Beziehungen (wenigsten in der Mehrzahl der geschriebenen Arbeiten) und konsequente Abwertung des zwischen 1949 und 1990 tatsächliche Erreichten durch neuere Forschungen wohl die Waage. Es ist sicher noch ein weiter Weg, ehe solche Reizthemen wie Wismut, die Rolle der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland und der sowjetischen Truppen in der DDR sowie das schwierige Problem der Beutekunst, aber auch im Verhältnis dazu »harmlosere« Themen wie Partnerschafts- und Freundschaftsverträge auf lokaler, regionaler oder Betriebsebene oder die Geschichte der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft in Sachsen objektive Darstellungen finden. Zunächst geht es vor allem um Materialaufschlüsse und Dokumentationen, wozu gerade in jüngster Zeit bemerkenswerte Publikationen erschienen sind.⁵⁰ Ganz wichtig wäre für die Slawisten und Osteuropahistoriker die dokumenta-

50 Siehe Rainer Karlsch/Vladimir V. Zacharov: Ein GULag im Erzgebirge? Besatzer und Besiegte beim Aufbau der Wismut AG. In: Deutschland Archiv. Opladen 32(1999)1. S. 15–34. – Manfred Unger: Erich Zeigner und die sowjetische Stadtkommandantur 1945/46. In: Michael Rudloff (Hrsg.): Erich Zeigner – Bildungsbürger und Sozialdemokrat. Leipzig o. J. [2000]. S. 151–175. – Lothar Poethe: »Wo ist die Gutenbergbibel«. Die wertvollsten Bestände des Deutschen Buch- und Schriftmuseums in

rische Aufdeckung jener Vorgänge und vor allem der Hintergründe, die an der Universität Leipzig mit der Auflösung des Instituts für Volksdemokratien, mit den schmachvollen Gerichtsprozessen gegen Erich Loest, Ralf Schröder und andere und auch mit dem Verbot des Essaybandes »Moderne sowjetische Prosa« (Berlin 1967) und den darauf folgenden entwürdigenden Parteiverfahren zusammenhängen.

Nach wie vor schlecht erforscht sind die Verlagsbeziehungen speziell Leipzigs zum Osten, und das nicht nur für die Zeit nach 1945. Einzig Othmar Feyl hat sich dieser Thematik für Leipzig angenommen,⁵¹ ansonsten begnügen wir uns in der Forschung mit Stichproben zu Breitkopf & Härtel, zu F. A. Brockhaus oder zu Reclam. Nach wie vor wissen wir fast nichts über die konkreten Umstände, die zu dem Riesenprojekt des russischen Verlegers Ilja Efron geführt haben, eine russische Fassung der 13. Auflage des »Konversations-Lexikons« von Brockhaus in 82 Halbbänden von 1890 bis 1907 herauszugeben. Vieles dürfte dazu in St. Petersburger Archiven zu finden sein. Leider ist die Archivlage in Leipzig in einigen Fällen nicht mehr so günstig wie noch vor einigen Jahren: Die Verlage Kiepenheuer und Insel haben ihre Archive im Rahmen der Restitutionsforderungen aus den einstigen Stammhäusern verlagert. Auch Breitkopf & Härtel sowie der Beliaeff-Musikverlag haben ihre Bestände aus dem Sächsischen Staatsarchiv Leipzig zurückgezogen, wodurch wir vorläufig vor Ort keine Möglichkeit mehr haben, über die südslawischen und polnischen Beziehungen von Breitkopf & Härtel aufgrund der Kopierbücher genaueres erfahren zu können oder über den einzigartigen Verlag des Kunstmäzens Mitrofan Beljajew, mit dessen Geld von 1885 bis 1945 in Leipzig eine einzigartige Firma existierte, mit der glänzende Namen der russischen Musikkultur verbunden waren und die sich um die Durchsetzung des Urheberrechts für russische Komponisten und Musiker kümmerte.⁵²

Leipzig als Kriegsbeute. In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 7(1997). Wiesbaden 1997. S. 247–299. – Alexander Haritonow: Sowjetische Hochschulpolitik in Sachsen (1945–1949). Köln, Weimar 1995.

- 51 Siehe Othmar Feyl: Zu den deutsch-russischen Beziehungen von 1861 bis 1917 im Lichte der Buchgeschichte. Die Druckhilfe Leipziger Verlage für die russische Opposition im Zarenreich. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 32. Berlin 1988. S. 203–218.
- 52 Siehe Erhard Hexelschneider: Leipzigs Beziehungen zur russischen Kultur und Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Ein Überblick. In: Kulturosoziologie. Aspekte – Analyse – Argumente. Leipzig 6(1997)2. S. 132.

Aber – ich kehre in die (eben vergangene) Gegenwart zurück – wir wissen eben auch nichts über jene Druckaufträge, die die Sowjetunion in den unmittelbaren Nachkriegsjahren etwa an den F. A. Brockhaus-Verlag zur Produktion von Schulbüchern und anderer Literatur erteilt hat. Und wer eigentlich erforscht die Geschichte des in Leipzig 1945 bis 1949 ansässigen SWA-Verlags, dessen Chef zeitweilig Oberstleutnant Michail Sokolow war, der auch am Slawischen Institut der Universität 1948 die ersten Vorlesungen zur Sowjetliteratur las, dann aber plötzlich abberufen wurde.⁵³

Schließlich ein letzter Punkt. Mit den gesellschaftlichen Verwerfungen seit 1989 ist für Deutschland wie speziell für das 1990 als Bundesland wiederhergestellte Sachsen ein Problem akut geworden, das in der untergegangenen DDR zwar existent war, aber weitgehend verdrängt wurde und auch angesichts der äußerst geringen Ausländerzahlen durchaus irrelevant bleiben konnte. Der Entscheid der Modrow-Regierung und des Runden Tisches von 1990, jährlich bestimmte festgesetzte Kontingente von russischen Juden einreisen zu lassen, wurde von der Bundesregierung übernommen. Außerdem gelten mit der Vereinigung die im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland in Artikel 116 festgelegten Regelungen über die deutsche Staatsbürgerschaft. Infolgedessen befinden sich jetzt in Deutschland insgesamt zwei Millionen Rußlanddeutsche, also Neubürger aus der Russischen Föderation sowie weiteren Nachfolgestaaten der UdSSR. Die jüdischen Gemeinden in Sachsen hatten Ende 1999 um die 1.000 Mitglieder (das sind nur die religiös gebundenen Einwanderer); ihre Zahl hat sich seit 1990 versechsfacht.⁵⁴ Hinzu kommen rund 1.000 Bulgaren im Großraum Halle-Leipzig sowie etwa 1.000 Polen in ganz Sachsen. Wieviel Asylbewerber es in Sachsen aus dem Südosten Europas gibt, entzieht sich meiner Kenntnis.

Hier ist nicht allein Statistik und praktische Lebenshilfe für die neuen Immigranten gefragt, sondern vor allem die Bewältigung der schwierigen Integrationsprobleme, und im Fall der zeitweilig hier lebenden und arbeitenden Bürger aus diesen Ländern die Organisation des Zusammen-

53 Siehe Ilse Tschörtner: »Die Seelen der Deutschen erobern«. Über die Kulturoffiziere der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland. In: Berliner Debatte »Initial« (1994)1. S. 108. – Die Autorin bezieht sich auf Aussagen der damaligen Slawistikstudentin Nyota Thun.

54 Siehe Heidrun Hannasch: Der Rabbi, die Russen und die Rituale. In: »Leipziger Volkszeitung« vom 9. März 1999.

lebens mit den deutschen Mitbürgern. Leipzig z. B. verfügt derzeit über mehr als zehn Vereine und Gesellschaften, die sich teilweise über die Region hinaus um diese Probleme sorgen. Aber wer begleitet diese Prozesse wissenschaftlich? Soll man wiederum 150 Jahre verstreichen lassen, ehe man aus den Akten etwas über die russische Kolonie, ihre Zusammensetzung, ihr Leben und ihre kulturellen Aktivitäten mühsam zusammenträgt? Inzwischen wurde im Mai 2000 zu diesem Zweck das »Institut für West-Ost-Studien« beim Deutsch-Russischen Zentrum zu Leipzig e. V. gegründet, das sich vorrangig mit Immigrations- und Integrationsproblemen von Spätaussiedlern aus den Nachfolgestaaten der UdSSR in den neuen Bundesländern beschäftigen wird.

Es wird schon deutlich, daß meine Darstellung eher Fragen aufwirft als sie zu lösen. Konturen für ein größeres Forschungsprojekt sind das schon gar nicht, denn der Kreis derer, die sich damit befassen sollten und fachlich könnten, ist nicht übermäßig groß, um zu großen Gesamt-schauen oder auch nur zu den akuten Problemen des 20. und 21. Jahrhunderts vorzustoßen. Außerdem benötigt man dazu Finanzen. Bleibt nur ein Weg: Forschungen zu Teilbereichen, zu Einzelproblemen, zu Biographien. Es ist bereits viel geschehen, wie hoffentlich gezeigt werden konnte, aber es ist noch viel mehr zu tun.

PETER HOFFMANN

»Ich blicke über ein Jahrhundert hinaus ...«: Radischtschews Zukunftsvision

Vor 250 Jahren, am 29. September 1749, wurde Alexander Nikolajewitsch Radischtschew geboren. In der Sowjetunion waren sein zweihundertster Geburtstag 1949 sowie der hundertfünfzigste Todestag 1952 Anlaß vieler zentraler und regionaler Festveranstaltungen, wissenschaftlicher Konferenzen, populärer und wissenschaftlicher Veröffentlichungen. 1999 wurde dieses Jubiläum in Rußland dagegen kaum beachtet. Nur in St. Petersburg fand in kleinem Kreise ein Kolloquium zum Thema »Philosophie als Schicksal« statt. Die dort in den Mittelpunkt gestellte Problematik – die Relation von Pflicht und Weltanschauung in Biographie und Werk Radischtschews – hatte mich im Zusammenhang mit Forschungen zu seinem Leben und Werk schon seit langer Zeit beschäftigt. 1953 hatte ich meine Examensarbeit über Radischtschews Studienjahre in Leipzig geschrieben, deren wesentliche Ergebnisse veröffentlicht worden sind.¹ Seitdem hat mich die Radischtschew-Thematik nicht mehr losgelassen. 1963 gab ich meinem Beitrag zum V. Internationalen Slawistenkongreß in Sofia den Titel: »Probleme des Übergangs von der Aufklärung zu revolutionärer Thematik im Schaffen A. N. Radischtschews«.² Die in diesen Beitrag berührten, von den damals in der Sowjetunion vertretenen offiziellen Auffassungen stark beeinflussten Gedanken habe ich in mehreren Aufsätzen weiter entwickelt, wobei mich, solchen Anregungen folgend, der spezielle Aspekt der von Radischtschews Werk ausge-

-
- 1 Siehe Peter Hoffmann: Russische Studenten in Leipzig 1767–1771. Ein Beitrag zur Radiščev-Forschung. In: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten. Berlin 1956. S. 337ff. – Peter Hoffmann: Radiščev in Leipzig. In: Karl-Marx-Universität Leipzig 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 1. Leipzig 1959. S. 193ff.
 - 2 Siehe Zeitschrift für Slawistik. Berlin 8(1963)3. S. 424ff. – Siehe auch Peter Hoffmann: Voraussetzungen und Anfänge einer revolutionären Ideologie in Rußland. In: Klassenkampf und revolutionäre Bewegung in der Geschichte Rußlands. Berlin 1977. S. 71ff.

henden revolutionären Traditionen in Rußland vorrangig interessierte.³ Mit dieser Thematik blieb ich, was ich damals aber nicht als Beschränkung empfunden habe, in den Grenzen der in der sowjetischen Forschung geförderten Interpretationen.⁴

Die seit dem Ausgang der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts zu beobachtenden Veränderungen der allgemeinen internationalen Entwicklung und vor allem das Auseinanderfallen der Sowjetunion sowie des sozialistischen Weltsystems veranlaßten auch mich dazu, frühere Sichten, Stellungnahmen und Wertungen zu überprüfen, zu ergänzen und zu korrigieren. Aus heutiger Sicht erscheinen mir manche Aussagen in meinen früheren Arbeiten einseitig und deshalb ergänzungs- bzw. korrekturbedürftig. In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, meine derzeitige Sicht darzulegen und zu begründen.

Von der sowjetischen Forschung wurden – im Gegensatz zur vorrevolutionären russischen Forschung – die in Radischschews Schriften vorhandenen revolutionären Tendenzen betont, zugleich wurde für sein Werk der enge Zusammenhang weltanschaulicher Aussagen mit der russischen Realität hervorgehoben. Und dann findet sich in diesen Veröffentlichungen vielfach der Hinweis, daß er mit seinen Anschauungen isoliert geblieben sei, daß er kaum Gesinnungsgenossen gehabt habe, wobei als »Gesinnungsgenossen« nur solche Zeitgenossen angesehen wurden, die nicht nur Radischschews Denkweise folgten, sondern auch seine angeblich »revolutionären« Schlußfolgerungen mit all ihren Konsequenzen übernommen hatten. Verschiedentlich wurde versucht, diese isolierte Stellung Radischschews zu relativieren, wobei unter anderem auf Kretschetow⁵ und auf Karshawin⁶ verwiesen, aber auch eine Mitar-

-
- 3 Siehe Peter Hoffmann: Radiščev und die Anfänge der russischen revolutionären Tradition. In: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Berlin 1963. S. 140ff. – Peter Hoffmann: Die russischen revolutionären Demokraten und Radiščev. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin 11(1966)2. S. 158ff.
 - 4 Siehe zusammenfassend jetzt I. K. Pantin/E. G. Plimak/V. G. Choros': Revoljucionnaja tradicija v Rossii. Moskau 1986 (im weiteren I. K. Pantin/E. G. Plimak/V. G. Choros': Revoljucionnaja tradicija v Rossii ...). S. 57ff. – Weiterhin V. D. Kuz'mina (Red.): Radiščev v russskoj kritike. Moskau 1952. – Vladimir Orlov: Radiščev i russskaja literatura. Leningrad 1952.
 - 5 Siehe Leonid Svetlov: A. N. Radiščev i političeskie processy konca 18 veka. In: Iz istorii russskoj filosofii XVIII–XIX vv. Moskau 1952.
 - 6 Siehe Svetlana Dolgova: Tvorčeskij put' F. V. Kar avina. Leningrad 1984. – Valerij Rabinovič: Vsled Radiščevu ... V. F. Kar avin i ego okru'enie. Moskau 1986.

beit Radischtschews an der Zeitschrift »Besedujuščij građanin«⁷ diskutiert wurde. Für weiterreichende Schlußfolgerungen bleiben diese Einzelbeispiele jedoch unzulänglich. Letztlich wurde Radischtschew aus seiner Zeit herausgelöst und zu einer Symbolfigur zukünftiger Entwicklungen hochstilisiert. Eine in meinem Beitrag zu behandelnde Frage wird deshalb sein, wie sich unter heutiger Sicht Leben und Werk Radischtschews in die Zeit der späten Aufklärung in Rußland einordnen.

Zuerst sind die allgemeinen Voraussetzungen und Zusammenhänge kurz zu umreißen. In west- und mitteleuropäischen Ländern wurde – ich zitiere hier eine Formulierung von Mareike Bückling – die vom sich formierenden Bürgertum ausgehende »aufklärerische Diskussion« von weiten Kreisen des Adels und des Klerus aufgegriffen. Eine Auswirkung war, »daß sich das gesamte gesellschaftliche Gefüge der europäischen Staaten [...] veränderte.«⁸ In diesem Zusammenhang verweist die Autorin darauf, daß sich »die Stellung und Selbstsicherheit des Individuums« in der Gesellschaft veränderte. Damit ist ein Aspekt angesprochen, der für eine Einschätzung der Situation in Rußland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und für die Haltung Radischtschews Beachtung verdient.

Von der Forschung ist unter verschiedenen Aspekten die Tatsache festgestellt worden, daß sich in der russischen Gesellschaft während der katarinäischen Zeit grundlegende Veränderungen vollzogen haben.⁹ Dazu gehörte auch das immer weitere Auseinanderklaffen der umfassenden, weitgehend europäisch geprägten Bildung der russischen Aristokratie und des reichen Bürgertums vor allem in den beiden Hauptstädten auf der einen Seite und der nach wie vor fehlenden, selbst primitiven Bildungsmöglichkeiten für breite Schichten der Bevölkerung, aber auch der Unbildung der niederen Geistlichkeit und wesentlicher Teile des Landadels.

Im Zusammenhang mit unserer Fragestellung sind Untersuchungen von Jelena Nikolajewna Marasinowa zur Psychologie des russischen

7 Siehe Aleksandr Zapadov: *Byl li Radiščev avtorom »Besedy o tom, čto est' syn otečestva«?* In: XVIII vek. Bd. 18. St. Petersburg 1993. S. 137ff. – Diskussion der Standpunkte von V. P. Semennikov, D. S. Babkin, A. I. Starcev und anderer Forscher zu dieser Frage.

8 Mareike Bückling: *Hauch und Windstöße der Aufklärung. Die Teilnahme bildender Kunst an der kunsttheoretischen Diskussion um 1770.* In: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts.* o. O. 23(1999)1. S. 63.

9 Siehe grundlegend zur Problematik: Natan Ėjdel'man: *Gran' vekov. Političeskaja bor'ba v Rossii. Konec XVIII – načalo XIX stoletija.* Moskau 1982.

Adels von Interesse.¹⁰ Die Autorin hat unter ausgewählten Problemstellungen viele Tausende Briefe russischer Adliger aus jener Zeit analysiert und ist dabei zu interessanten Schlußfolgerungen gelangt. Speziell ihre Untersuchungen zum Begriff der »Ehre« verdienen Beachtung. Marasinowa arbeitet heraus, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dieser Begriff nicht mehr vom Ansehen des Adels als Korporation bestimmt war. Durch Günstlingswesen, Karrierismus, Bürokratie und Korruption einerseits, durch die Rangtabelle und den Aufstieg Nichtadliger andererseits war die frühere innere Geschlossenheit dieses Standes seit der petrinischen Zeit nachhaltig beschädigt worden. In der katharinäischen Zeit ist eine Umkehr der Wertvorstellungen zu erkennen: An die Stelle des Standesbewußtseins des Adels tritt ein Bewußtsein der persönlichen Ehre. Das Verhalten wird nicht mehr gerügt, weil es die Standesehre verletzt, sondern weil es von persönlich unehrenhaften Motiven, von niederen Absichten und Bestrebungen der persönlichen Bereicherung, des Günstlingswesens, der Korruption usw. zeuge. An die Stelle eines kollektiven adligen Standesbewußtseins, wie es in der petrinischen Zeit noch durchaus erkennbar war, ist ein individuelles Wertgefühl getreten. Unter diesem Gesichtspunkt ist meines Wissens die Zeit Katharinas II. und damit auch die Biographie Radischtschews bisher nicht analysiert worden.

Eine Durchsicht der Literatur zeigt, daß sich Anklänge an eine solche Fragestellung durchaus finden lassen. Sie äußern sich beispielsweise, wenn Alexander Herzen 1858 in London Michail Michajlowitsch Schtscherbatows Werk über die Sittenverderbnis in Rußland, das unter diesem Aspekt ebenfalls einen neuen Stellenwert erhält, zusammen mit Radischtschews Reise veröffentlicht.¹¹ Auf Schtscherbatow, der von einem extrem konservativen Standpunkt aus die russische Wirklichkeit seiner Zeit kritisiert hat, soll hier nicht weiter eingegangen werden, es mag genügen, ihn als Repräsentanten einer ganzen Richtung innerhalb des russischen Adels zu nennen.

In der Schärfe der Gesellschaftskritik ist mit Schtscherbatow und Radischtschew auch Charles Masson vergleichbar. Er hatte mehr als ein

10 Siehe E. N. Marasinova: *Èpistoljarnye istočniki o social'noj psichologii rossijskogo dvorjanstva*. In: *Istorija SSSR*. Moskau (1990)4. S. 165 ff. – Siehe auch grundlegend Ju. M. Lotman: *Besedy o ruskoj kul'tury. Byt i tradicii russkogo dvorjanstva (XVIII – načalo XIX veka)*. Sankt Petersburg 1994.

11 Siehe *O povre' denii nravov v Rossii knjazja M. Ščerbatova i Putešestvie A. Radiščeva*. Faksimil'noe izdanie. Moskau 1983.

Jahrzehnt als Lehrer am Kadettenkorps und als Prinzenerzieher in unmittelbarer Nähe des Hofes in Sankt Petersburg gelebt, ehe er von Zar Paul I. unter recht unwürdigen Bedingungen wegen seiner Nähe zum Hofe Katharinas II. aus Rußland ausgewiesen wurde. Die Sprache des Hofes war in jener Zeit überwiegend französisch, aber Masson hatte zumindest soviel Russisch gelernt, daß er Gedrucktes in dieser Sprache lesen und sich im Gespräch verständigen konnte. Seine Beobachtungen über das Verhalten der russischen Aristokratie gegen Ende der Regierungszeit Katharinas II. und besonders anlässlich ihres Todes hat er in seiner Schrift »Geheime Nachrichten aus Rußland« zusammengefaßt. Er kritisiert das Günstlingswesen unter Katharina II. und schreibt über den Höfling und Beamten, der den Schutz des jeweiligen Günstlings genießen konnte: »Er trotzte seinen Oberen, drückte seine Untergebenen und setzte sich ungestraft über Gerechtigkeit, Subordination und Ukasen hinweg.« Dazu macht Masson die Anmerkung: »Dem Sinn nach wollte ich sagen: über die Gesetze! – allein ich rede von Rußland, wo es Ukasen, aber keine Gesetze gibt.«¹² Vergleichen wir damit Radischtschews Aussage: »... denn in Rußland ist der Herrscher die Quelle der Gesetze.«¹³

Masson erkannte bereits, daß sich im russischen Adel zwei in ihren Auffassungen konträre Richtungen herausgebildet hatten: »Die einen tadeln jede Verbesserung, jede Unterweisung, jede Änderung; sie möchten gern die Nation zur Barbarei zurückführen und sie von dem ganzen übrigen Europa absondern; sie halten jede Art von Civilisation für verderblich und Peter I. ist in ihren Augen nicht der Gesetzgeber, sondern der Zerstörer des Reiches ...« Und dann gibt es jene Adligen, »welche die europäischen Sitten und Gebräuche annehmen [...] sie setzen ihren Ruhm darein, daß sie die alten Gebräuche ihres Landes verachten oder gar nicht kennen [...] allein fast die meisten haben mehr äußere Bildung als innere Redlichkeit.«¹⁴

Ein eigenes Kapitel hat Masson folgender Frage gewidmet: »Was für Revolutionen sind in Rußland zu erwarten?« Seine Antwort lautet, daß in

12 Siehe [Charles Masson]: Geheime Nachrichten über Rußland unter der Regierung Catharinens II. und Pauls I. Eine Geschichte der Sitten des Petersburger Hofes gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Teil I. Paris 1800 (im weiteren [Charles Masson]: Geheime Nachrichten ...). S. 108.

13 Alexander N. Radischtschew: Reise von Petersburg nach Moskau. Berlin 1961. S. 106 (Kapitel »Krestzy«, übersetzt von Günter Dalitz).

14 [Charles Masson]: Geheime Nachrichten ... Teil 2. S. 68f.

Rußland jederzeit Empörungen möglich sind, die leicht niederzuschlagen sind – »Ein einziges Regiment unter dem Commando eines Suwarow (Suworow – P. H.) würde vollkommen hinreichen«¹⁵ – aber keine Revolutionen. In diesem Zusammenhang kritisiert er das Wirken der französischen Emigranten in Rußland: »Hier finden sie die Kindheit ihres Vaterlandes, das goldene Zeitalter des Feudalsystems wieder.«¹⁶ Insgesamt vertritt Masson die Ansicht, daß Rußland für eine Revolution noch nicht reif ist. Er verabscheut die damals in Adelskreisen weit verbreitete Halbbildung: »Es ist nichts so verderblich für die Menschheit als Männer, die Kenntnisse und Einsichten besitzen ohne Grundsätze, oder welche die Grundsätze verleugnen, die ihr Gewissen ihnen einflößt.«¹⁷ Massons Schlußfolgerung lautet: »Es wird auf keinen Fall eine französische Revolution werden, allein es wird die einzige sein, für die Rußland jetzt reif ist, nämlich die einer vernünftigen Aristokratie.«¹⁸ Er erläutert dann: Der russische »Adel ist es, der einer weniger barbarischen Verfassung werth, in Zukunft Gesetze wird haben wollen, die anderswo als in dem verschrobenen Gehirn seiner Autokraten geschrieben stehen. Er fängt an, die Last seiner entehrenden Ketten zu fühlen, er wird sie einst zerbrechen, und dann auch die seiner Sklaven erleichtern.«¹⁹ Man ist versucht, hier eine Voraussage des Dekabristenaufstandes zu sehen, obwohl damit die Aussage Massons bestimmt überinterpretiert ist.

Als Bericht eines Ausländers sind Massons Darlegungen natürlich anders einzuschätzen als Überlieferungen von russischer Seite. Zu beachten ist auch, daß Masson seine Erinnerungen etwa zehn Jahre nach Radischtschew niedergeschrieben hat, zu einer Zeit also, da erste Ergebnisse der Französischen Revolution bereits erkennbar und auch einschätzbar waren. Nur am Rande vermerkt sei, daß Masson unter anderem auch über Werk und Schicksal Radischtschews kurz berichtet (wenn auch seine Angaben im Detail nicht immer richtig sind).²⁰

Wie aktuell diese Problematik in der russischen Öffentlichkeit war, lassen auch die Memoiren Katharinas II. erkennen. In der 1791 verfaßten Redaktion, die also in den von uns behandelten Zeitraum gehört, schreibt sie: »Was habe ich nicht von der Stimme einer unverständigen

15 Ebenda. S. 16.

16 Ebenda. S. 17.

17 Ebenda. S. 44.

18 Ebenda. S. 23.

19 Ebenda. S. 24f.

20 Siehe ebenda. S. 265ff.

und grausamen öffentlichen Meinung leiden müssen, als in der Gesetzkommission diesbezügliche Fragen behandelt wurden und der adlige Pöbel, dessen Zahl unendlich viel größer war, als ich je hätte annehmen können, weil ich zu sehr nach den Leuten urteilte, die mich täglich umgaben, zu ahnen begann, daß diese Besprechungen einiger Besserung für die gegenwärtige Lage der Bauern bringen könnten!«²¹ Wenn wir diese Aussage mit den Schlußfolgerungen Radischtschews vergleichen, wird deutlich, daß es nicht genügt, bestimmte Verhältnisse zu erkennen, weit wichtiger ist, welche Schlußfolgerungen aus dieser Erkenntnis gezogen werden. Und da unterschieden sich die Kaiserin und ihr Beamter.

Damit ist das Umfeld zumindest angedeutet: Die aktuellen, am Ende des 18. Jahrhunderts in der russischen Gesellschaft heranreifenden Probleme wurden verschieden interpretiert, von unterschiedlichen Ausgangspositionen her wurde nach Antworten gesucht. Um Leben und Werk Radischtschews einordnen zu können, wurden aus dem breiten Spektrum der in jener Zeit kursierenden Ansichten einige gegensätzliche Denkrichtungen als Beispiel angeführt. Natürlich hätten auch andere Namen ausgewählt werden können – aus der russischen Literaturgeschichte seien etwas wahllos herausgegriffen Nikolaj Iwanowitsch Nowikow, Denis Iwanowitsch Fonwisin, Nikolaj Michajlowitsch Karamsin, Wassili Wassiljewitsch Knjashnin, Jakow Borissowitsch Kapnist, Gawrila Romanowitsch Dershawin, von denen jeder sein eigenes Bild der Gegenwart und Zukunft Rußlands skizziert hat. Diese Bilder ordnen sich in das von den extremen Sichten und Schlußfolgerungen Schtscherbatows und Radischtschews eingerahmte Spektrum ein, so daß auf eine detailliertere Analyse hier verzichtet werden kann, obwohl ihre Aussagen – unter dem Aspekt der hier zu behandelnden Thematik analysiert – sicherlich manche beachtenswerte Ergänzung bieten würden.

Wenden wir uns nach diesem notwendigen Exkurs wieder unserer Thematik zu, der Zukunftsvision Radischtschews. Für eine eingehendere Analyse erscheint es angebracht, wesentliche Stationen seines Lebens zu resümieren und entsprechend zu werten, vor allem deshalb, weil Radischtschews Anschauungen und seine Haltung bisher überwiegend aus der Werkanalyse abgeleitet worden sind, wobei man sich häufig auf einige wenige autobiographisch interpretierte Kapitel der »Reise von Petersburg nach Moskau« (Putešestvie iz Peterburga v Moskvu, 1790)

21 Katharina II.: Memoiren. Bd. 2. Leipzig 1986. S. 221.

beschränkte. Der konkreten Biographie wurde für die Beurteilung seiner Persönlichkeit nicht immer die ihr zukommende Bedeutung zugemessen.

Unsere Darlegungen werden im folgenden von zwei Fragestellungen bestimmt sein, die hier zunächst allgemein skizziert werden sollen:

Erstens. In den bisherigen Publikationen zu Leben und Werk Radischtschews wird vorrangig aus heutiger Sicht gewertet, es wird die Frage gestellt, mit welchen Leistungen er auf die folgenden Generationen eingewirkt hat; verschiedentlich wird darüber hinaus einschränkend festgestellt, zu welchen Schlußfolgerungen er nicht vorgedrungen sei. Bei einem solchen Herangehen blieb die komplementäre Fragestellung weitgehend unbeachtet, wieweit Radischtschew in seiner Zeit überhaupt Aussagen über die weitere Entwicklung Rußlands treffen konnte. Nicht aufgeworfen wurden auch die Fragen, welche Gedanken Radischtschews zeitgebunden sind und mit welchen Gedanken er über das Niveau seiner Zeit hinausgegriffen hat.

Zweitens. Es wird die objektive Wirkung der Schriften Radischtschews von seinem subjektiven Wollen getrennt. Man glaubte, mit aus heutiger Sicht aus Äußerungen Radischtschews herausfiltrierten Formulierungen die revolutionäre Konsequenz seiner Anschauungen nachweisen zu müssen, man beachtete dabei nicht, daß die Haltung eines Denkers nicht aus seiner Zeit herausgelöst werden darf, daß nicht einzelne Formulierungen aus dem größeren Kontext herausgegriffen und im Sinne einer – zu jenen Zeiten irrationalen – revolutionären Konsequenz Radischtschews interpretiert werden dürfen, auch eine Suche nach »Gesetzmäßigkeiten der Geschichte« ist im Zusammenhang mit dem Wirken Radischtschews als anachronistisch abzulehnen.²² Um derartigen abstrakten Zielstellungen genügen zu können, wurden immer wieder einzelne Sätze und Gedanken aus dem Werk Radischtschews herausgegriffen, nicht der jeweiligen vorgefaßten Konzeption entsprechende Äußerungen wurden entweder ignoriert oder als sekundär abgestempelt und damit bagatellisiert. Zugleich wurde dabei meist mehr oder weniger stillschweigend eine Identität von Autor und Werk postuliert. Da sich Radischtschews Werk in seiner Gesamtheit einem schnellen Zugriff entzieht, wurde es zum Opfer geschichts- und literaturwissenschaftlicher Sezierenkünste, die zu Fehlinterpretationen und letztlich zu einer Verstümmelung des Gesamtwerkes führen mußten.

22 Siehe I. K. Pantin/E. G. Plimak/V. G. Choros': *Revoljucionnaja tradicija v Rossii*. Moskau 1986. S. 67.

Die beiden oben formulierten Fragen sind nicht neu. Ein Mangel der bisherigen Literatur ist es jedoch, daß man selbst dort, wo diese Fragen aufgeworfen wurden, nach eindeutigen Antworten suchte, obwohl jegliche eindimensionale Interpretation zum Anachronismus führen mußte. Zu Radischtschews Zeiten war es bereits als eine außerordentliche Leistung anzusehen, wenn er Fragen der weiteren Entwicklung der russischen Gesellschaft in zugespitzter Formulierung aufwarf, auch wenn er eine Antwort darauf noch nicht geben konnte. Diese Problematik wird gelegentlich erkannt, wie Äußerungen in der bereits zitierten Monographie von Pantin, Plimak und Choros' zeigen, aber sie wurde nicht der Analyse der Ansichten Radischtschews zugrunde gelegt. Bei diesen Autoren lesen wir ohne weiteren Kommentar, daß Radischtschew die ihm bekannten Formen des Massenprotestes – aufgrund der Erfahrungen des Pugatschow-Aufstandes – nicht übernommen habe. Wenn dann aber die Vermutung geäußert wird, Radischtschew habe das Heranwachsen einer Generation von Adelsrevolutionären »vorausgefühlt«,²³ dann wird deutlich, daß die entsprechenden Äußerungen Radischtschews aus den Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts heraus interpretiert worden sind.

Wenden wir uns Leben und Werk Radischtschews zu.

Über die Kindheit Radischtschews ist wenig bekannt – und auch sein Geburtsjahr erscheint durchaus nicht so sicher, wie in der Forschung allgemein angenommen wird. Im 18. Jahrhundert wurde im russischen Adel offensichtlich dem Tag der Geburt größere Bedeutung zugemessen als der Fixierung des Geburtsjahres – man könnte hier auf Antioch Dmitrijewitsch Kantemir (1708 oder 1709), Alexander Petrowitsch Sumarokow (1717 oder 1718), Alexander Wassiljewitsch Suworow (1729 oder 1730), Denis Iwanowitsch Fonwisin (1743, 1744 oder gar 1745), Iwan Andrejewitsch Krylow (1768 oder 1769) und viele andere verweisen, für die zwar Tag und Monat der Geburt, aber nicht das Jahr sicher nachgewiesen sind. Unter diesem Aspekt sollte man die Angaben zum Geburtsjahr Radischtschews zumindest mit einem Fragezeichen versehen, besonders da sein Geburtsort – Moskau oder Werchneje Abljasowo – nach wie vor als ungesichert gelten muß.²⁴ Auf diese Frage

23 Ebenda. S. 63.

24 Siehe Georgij Makogonenko: Radiščev i ego vremja. Leningrad 1956. S. 23. – Die dort gegebene Argumentation für Moskau als den Geburtsort nur aufgrund der Eintragung in der Leipziger Universitätsmatrikel muß als wenig überzeugend eingeschätzt werden.

sei am Rande verwiesen; die Forschung hat sich auf 1749 als Geburtsjahr Radischtschews geeinigt. In unserem Zusammenhang ist diese Frage letztlich zweitrangig.

Über Radischtschews Kindheit sind gesicherte Aussagen nicht überliefert. Aber einige Angaben über das Elternhaus erscheinen erwähnenswert. Bezeichnend ist der Bericht, daß die Radischtschew-Familie während des Pugatschow-Aufstandes von den eigenen Bauern vor den Aufständischen versteckt wurde, um sie vor der allgemeinen Verfolgung aller Vertreter des Adels zu schützen. Offensichtlich herrschte in der Familie eine offene, ehrliche Einstellung anderen Menschen gegenüber, auch gegenüber den eigenen Leibeigenen. In diesem Sinne dürfte das Elternhaus prägend auf den Charakter und die Anschauungen des jungen Alexander Nikolajewitsch gewirkt haben.

Von 1757 bis 1762 lebte Radischtschew in Moskau im Hause des Rektors der Moskauer Universität, Alexej Michajlowitsch Argamakow, eines Verwandten seiner Mutter. Hier wurde er gemeinsam mit den Kindern seines Großonkels von Professoren und Lehrern der Universität unterrichtet.²⁵ Am 25. November 1762 wurde Radischtschew in Moskau in das anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten am kaiserlichen Hofe gegründete Pagenkorps aufgenommen, 1763 erfolgte mit dem Hof seine Übersiedlung nach St. Petersburg. Hier erhielt er seine weitere Ausbildung, aber zugleich auch einen tiefen Einblick in die negativen Seiten des höfischen Lebens jener Jahre. Von 1766 bis 1771 wurde er von der Kaiserin zum Studium der Rechtswissenschaften nach Leipzig entsandt. Die Bekanntschaft mit den Schriften der französischen Aufklärung sollte für die Formung der jungen Studenten von besonderer Bedeutung werden. Genannt werden die Schriften von Helvétius, Mably, Montesquieu, Rousseau und anderer, aber auch die juristischen Schriften des italienischen Aufklärers Beccaria. Die Auseinandersetzungen mit dem den Studenten von der Kaiserin vorgesetzten Hofmeister Major Bockum festigte das Bewußtsein der eigenen, persönlichen Würde bei den Studenten.

Nach Abschluß der Studien kehrten die Studenten nach St. Petersburg zurück und wurden in verschiedenen Behörden eingesetzt, Radischtschew wurde dem Senat als »Protokollist« zugewiesen.²⁶ Diese Aufgabe mußte er übernehmen, obwohl er offensichtlich darauf gar nicht vorbereitet war. Radischtschews Sohn Nikolaj Alexandrowitsch hat in

25 Siehe ebenda. S. 25.

26 Siehe Abel' Starcev: Radiščev v gody »Putešestvija«. Moskau 1960. S. 9ff.

der Biographie seines Vaters festgestellt, daß für ihn »Unkenntnis der russischen Sprache«²⁷ ein Grund dafür gewesen sei, daß er den Dienst im Senat quittiert habe, aber dabei ist zu ergänzen, daß es sich hier um Unkenntnis der russischen Amtssprache gehandelt hat. Radischtschew hatte seine Ausbildung in Deutschland erhalten, ihm waren dementsprechend die Regeln der russischen bürokratischen Verwaltung, ihrer Aktenführung und auch die russische Amtssprache der Zeit unbekannt.²⁸ Gleichzeitig entsprach aber auch die Aufgabenstellung im Senat in keiner Weise seiner umfassenden juristischen Ausbildung. Jedenfalls konnte er in dieser Stellung keine Erfüllung seiner durch den bisherigen Ausbildungsweg geweckten Ambitionen finden.

Es ist daher verständlich, daß Radischtschew auf eigenen Wunsch schon nach kurzer Zeit aus dem Dienst im Senat ausgeschieden ist und als Oberauditor (Militärrichter) in den Militärdienst überwechselte. Er wurde im Stab des Oberkommandierenden der Truppen im Petersburger Gouvernement, General Bruce, eingesetzt. Aber auch dieser Dienst entsprach nicht seinen Erwartungen und Auffassungen. Er war in den Unterdrückungsapparat des Staates eingebunden, er war gezwungen, Urteile zu fällen und vollstrecken zu lassen, die seiner Überzeugung widersprachen. 1775 – kurz nach der Hinrichtung Pugatschows in Moskau, bei der Radischtschew wahrscheinlich als Augenzeuge anwesend war – wurde er auf eigenen Wunsch (»aus persönlichen Gründen«) aus dem Staatsdienst entlassen.

Aber es widersprach Radischtschews Auffassungen, als Müßiggänger zu leben, auch bot wohl der eigene Familienbesitz keine ausreichende Lebensgrundlage. Den Staatsdienst sah Radischtschew als eine Verpflichtung an, der sich ein ehrlicher Mensch nicht entziehen darf, weshalb er schon bald erneut um Aufnahme in den Staatsdienst bat. 1777 wurde er in das Kommerzkollegium aufgenommen. Sein Aufgabenbereich war hier, wie die über seine Tätigkeit aus dieser Zeit erhalte-

27 Biografija A. N. Radiščeva napisannaja ego synov'jami, podgotovka teksta, stat'ja i primečanija Dmitrija Semënoviča Babkina. Moskau, Leningrad 1959. S. 40.

28 Siehe Peter Hoffmann: Radiščev im Staatsdienst zur Zeit der beginnende Krise des Feudalsystems in Rußland (achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts). In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 33. Berlin 1989 (im weiteren Peter Hoffmann: Radiščev im Staatsdienst ...). S. 221ff. – Pëtr Gofman [Hoffmann]: Gosudarstvennaja sluz'ba A. N. Radiščeva (Biografičeskie i administrativno-istoričeskie aspekty). In: Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny. Bd. 21. Leningrad 1990. S. 149ff.

nen Materialien beweisen,²⁹ das Zoll- und Akzisewesen. Im Zuge der Gouvernementsreform wurde Radischtschew 1780 mit dem gleichen Aufgabenfeld in die neugeschaffene Petersburger Gouvernementsverwaltung als Stellvertreter Hermann Dahls übernommen, der zum Rat für das Zoll- und Akzisewesen (sovetnik tamo' ennych del) dieses Gouvernements ernannt worden war.³⁰ Dahl – und als sein zeitweiliger Nachfolger Radischtschew – waren nicht, wie in der Literatur häufig zu finden ist, Leiter bzw. Direktor des Petersburger Zollamts, sondern Vertreter der weisungsberechtigten vorgesetzten Behörde für alle Zoll- und Akziseämter im Petersburger Gouvernement. Reichhaltige Materialien über Radischtschews Wirken in diesen Behörden befinden sich in den Akten des Petersburger Hafenzolls. Jedenfalls erweist sich der Aufgabenkreis Radischtschews als weit vielschichtiger, als bisher aufgrund der kurzen Mitteilungen seiner Söhne angenommen worden war.

Wie weit die geistige Verwandtschaft zu seinem Vorgesetzten Alexander Romanowitsch Woronzow für Radischtschew bei der Wahl seines Arbeitsplatzes und der Ausübung seines Dienstes eine Rolle gespielt hat, ist bisher kaum erörtert worden. Jedenfalls gehörte Woronzow zu den in jener Zeit durchaus seltenen Würdenträgern, für die persönliche Vorteile bei der Wahl ihres Weges nicht entscheidend waren. Er hat – wie seine Haltung gegenüber Radischtschew nach dessen Verurteilung beweist – ohne Rücksicht auf persönliche Nachteile und unter Aufgabe seiner Stellung bei Hofe aus Überzeugung seinen ehemaligen Mitarbeiter auch weiterhin unterstützt.

In den Jahren seiner Tätigkeit im Kommerzkollegium und der Petersburger Gouvernementsverwaltung verfaßte Radischtschew sein Hauptwerk, die »Reise von Petersburg nach Moskau«. Auch wenn hier auf dieses Werk nicht ausführlicher eingegangen werden kann, sind doch einige Hinweise und Zitate³¹ erforderlich, um meine heutige Sicht auf

29 Siehe Abel' Starcev: Radiščev v gody »Putešestvija«. Moskau 1960. S. 69ff. – Peter Hoffmann: Radiščev im Staatsdienst ... S. 227ff. – Siehe auch Pëtr Gofman [Hoffmann]: Dejatel'nost' A. N. Radiščeva v Kommerc-kollegii (Obzor materialov). In: Archeografičeskij e' egodnik za 1987 god. Moskau 1988. S. 189ff.

30 Siehe Ukas vom 31. Dezember 1779, veröffentlicht in Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj imperii. I. Serie. Bd. 20. Sankt Petersburg 1830. S. 892f. (Nr. 14957).

31 Zitiert wird nach Alexander Radischtschew: Reise von Petersburg nach Moskau. Berlin 1961. – Um auch denjenigen, die andere Ausgaben benutzen, ein Auffinden der Zitatstellen zu erleichtern, gebe ich nur die Kapitel an. Weitere deutschsprachige

dieses Werk und damit auf die Weltanschauung Raditschschevs zu begründen. Wir können uns dabei von vornherein auf einige wenige Kapitel konzentrieren und all jene Kapitel aus unserer Betrachtung weitgehend ausschließen, die konkrete Vorgänge des russischen Lebens schildern, obwohl sie seinerzeit das besondere Interesse des Lesers fanden und das Urteil begründeten, daß die »Reise« ein satirisches Werk sei.

Unter dem Aspekt der Zukunftsvision sind es besonders die Kapitel »Krestzy«, »Chotilow«, »Torshok«, »Mednoje«, »Twer« und »Gorodnja«, die unser Interesse verdienen.

Erstmals ist die alternative Sicht der Entwicklung von Raditschschew im Kapitel »Saizowo« dargelegt. Zur Verzweiflung getriebene Bauern hatten ihren grausamen Gutsherrn und dessen Söhne erschlagen. Der als Richter in diesem Falle eingesetzte ehrliche Krestjankin sah sich außerstande, nach menschlichen Prinzipien zu urteilen. »Wenn mich ein Bösewicht [...] überfällt, den Dolch über meinem Haupt erhebt und mich damit durchbohren will, wenn ich seinem Verbrechen zuvorkomme und ihn entseelt vor meine Füße werfe? [...] Bin ich dann schuldig, wenn ich zu meiner Verteidigung das Schwert ziehe und die Gesellschaft von einem Glied befreie, das ihre Ruhe stört?« Krestjankin sah keinen Ausweg, er quittierte den Staatsdienst.³² Im Kapitel »Chotilow« wird in einem »Zukunftsprojekt« dieser Gedanke weiter ausgeführt. Notwendige Reformen würden durch den »auf seine Privilegien in unserm Staate stolzen Stand, der aber heute faul geworden und der Verachtung anheimgefallen ist, durch den Erbadel«³³, verhindert. Raditschschew weist dann darauf hin, daß ein Weiterbestehen der Unfreiheit die innere Auseinandersetzung unvermeidlich werden läßt: »Wißt ihr nicht, liebe Mitbürger, in welcher Gefahr wir uns befinden?« Es folgt dann die logische Schlußfolgerung: »Und je zögernder und widerstrebender wir waren, sie aus ihren Fesseln zu befreien, um so ungestümer werden sie in ihrer Rache sein.«³⁴ Die Schilderungen in den als »revolutionär« charakterisierten Kapiteln »Twer« und »Gorodnja« führen im Grunde genommen nur die hier bereits gegebene Konsequenz weiter.

Ausgaben: Leipzig 1922 (Übersetzung: Arthur Luther), Berlin 1952 (Übersetzung: Anneliese Bauch), Leipzig 1982 (Nachdruck der Ausgabe von 1961).

32 Siehe Alexander Raditschschew: Reise von Petersburg nach Moskau. Berlin 1961. S. 70ff. (Zitat S. 79).

33 Ebenda. S. 134.

34 Ebenda. S. 145.

Abschließend sei dazu festgestellt, daß die unterschiedlichen Versuche einer Analyse dieses Werkes als ein in sich geschlossenes Kunstwerk zu interessanten Beobachtungen geführt haben, aber letztlich keine befriedigende Antwort bieten konnten. So hatte Makogonenko – um hier ein typisches Beispiel für einen solchen Interpretationsversuch anzuführen – das Werk unter dem Aspekt analysiert, daß sich hier die innere Entwicklung des Reisenden widerspiegele, der sich während der Fahrt aufgrund der unterschiedlichen Begegnungen vom Vertreter des Adelsliberalismus zum Verfechter revolutionärer Anschauungen entwickelt habe.³⁵ Makogonenko ist dabei zu durchaus beachtenswerten Einsichten in einzelne Aspekte der Gesamtstruktur von Radischtschews Hauptwerk gelangt, auch wenn seine Grundthese letztlich unbefriedigend bleibt, da sie die Anschauungen des Reisenden von denen des Autors zu trennen sucht.

In der Regel werden bei einer Werkanalyse einzelne Kapitel entweder hervorgehoben oder aber in der Wertung heruntergespielt. Einig ist sich die Forschung aber in den Aussagen über die Wirkung der »Reise«: Es wurde von den Zeitgenossen als bittere Satire auf die bestehenden Verhältnisse aufgefaßt, von den folgenden Generationen als ein Aufruf zur Revolution. Katharina II., der das Buch in die Hände gespielt wurde, war empört, bezeichnete den Autor als einen »Aufrührer, schlimmer als Pugatschow«. Radischtschew wurde verhaftet, in einer Prozeßfarce zum Tode verurteilt, dann zur Verbannung »begnadigt«.³⁶

Paul I., der auch in vielen anderen Fragen genau das Gegenteil von dem tat, was seine Mutter getan hatte, gestattete ihm die Rückkehr auf das Familiengut Nemzowo in der Nähe von Malojaroslawež. Unter Alexander I. wurde Radischtschew vollständig begnadigt, erhielt Auszeichnungen und Rang zurück und arbeitete seit 1801 in der Kommission zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches. Diesen neuen Aufgaben hat sich Radischtschew intensiv gewidmet, wie die überlieferten Materialien beweisen.³⁷

Seine literarischen Werke aus dieser Zeit zeugen ebenfalls von seiner auch weiterhin kritischen Sicht auf seine Umgebung. Radischtschew

35 Siehe Georgij P. Makogonenko: Radiščev i ego vremja. Leningrad 1956. S. 437ff.

36 Siehe die Dokumentenveröffentlichung bei D. S. Babkin: Process A. N. Radiščeva. Moskau, Leningrad 1952 (Zitat S. 318).

37 Veröffentlicht in A. N. Radiščev: Polnoe sobranie sočinenij. Bd. 3. Moskau, Leningrad 1952. S. 145–250.

blieb seinen demokratischen Auffassungen auch weiterhin treu. Das mußte zu Auseinandersetzungen führen. Dieser nervlichen Anspannung war Raditschschew, der zu dieser Zeit häufig krank war, offensichtlich nicht gewachsen. In einem Anfall von Schwermut verübte er am 11. September 1802 Selbstmord.

Sein Werk blieb im wesentlichen bis zur Revolution 1905 in Rußland zwar verboten, war aber offensichtlich nicht unbekannt. So hat Alexander Puschkin 1833/1834 sich eingehend damit beschäftigt und sogar eine »Reise von Moskau nach Petersburg« (*Putešestvie iz Moskvy v Peterburg*) verfaßt, in der er Raditschschews Werk kommentierte. Puschkin hat diese Arbeit nicht zu Ende geführt, weil er erkennen mußte, daß er sie nicht würde veröffentlichen können. Einige Ausführungen sind für unsere Thematik aber beachtenswert, so schreibt er, daß dieses Buch, das einst den Zorn Katharinas auf sich gezogen hätte, heute zwar zu den Raritäten gehöre, sein Inhalt jedoch allgemein bekannt sei.³⁸ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Verbot von Raditschschews »Reise« etwas gelockert, in wissenschaftlichen Abhandlungen durfte sein Name genannt werden, auch konnte ein bibliophiler Nachdruck der »Reise« erscheinen, der zu hohem Preis an reiche Bücherliebhaber verkauft wurde. In London hat Herzen 1858 einen Nachdruck veranstaltet, es folgten Nachdrucke in Leipzig.³⁹

Raditschschews Lebensweg zeigt – das läßt sich als Schlußfolgerung aus den angeführten Fakten feststellen – deutlich die Suche nach einer Aufgabe, in der er dem Staat und der Gesellschaft nützlich sein konnte, ohne in das Unterdrückungssystem seiner Zeit, damit auch in das System von Günstlingswirtschaft, Karrierismus, Bürokratie und Bestechlichkeit einbezogen zu sein.

Wenn wir zusammenfassen, dann ergeben sich einige Schlußfolgerungen.

Als erstes erscheint der Hinweis notwendig, daß es für eine Analyse der Relation von Pflicht und Weltanschauung in der Biographie und der Philosophie Raditschschews bedeutsam erscheint, zwischen seinem sub-

38 Siehe A. S. Puškin: *Polnoe sobranie sočinenij v desjati tomach*. 3. Auflage. Bd. 7. Moskau 1963. S. 271.

39 Siehe *Svodnyj katalog nelegal'noj zapreščënojj pečati XIX veka. Knigi i periodičeskie izdanija*. 2. Auflage. Bd. 2. Moskau 1983. Nr. 1520–1522. S. 57f. – Siehe auch Nikolaj Smirnov-Sokol'skij: *Rassakzy o knigach*. Moskau 1960. S. 117f.

jektiven Wollen und der objektiven Wirkung seines Schaffens zu unterscheiden.

In der Erfüllung seiner Pflichten im Staatsdienst sah Radischtschew eine wesentliche Grundlage für ein Leben, das seinem persönlichen Ehrgefühl entsprach, das Aufgabe und Inhalt für sein Wirken sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich bedeutete. In diesem Sinne hebt er sich nicht ab von der allgemeinen, für den russischen Adel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Elena Marasinowa konstatierten, einleitend ausführlicher dargelegten, in weiten Kreisen des russischen Adels verbreiteten Auffassung, die die persönliche Ehre in den Vordergrund rückte. Und das wird zusätzlich bestätigt durch eine Aussage von Alexander Woronzow, der an seinen in England als russischer Botschafter lebenden Bruder Semjon Romanowitsch am 12. Januar 1791 schrieb: »Ich kenne nichts, was bedrückender ist, als der Verlust von Freunden, besonders dann, wenn deine Bindungen nicht eben zahlreich sind [...] Ich habe gerade, wenn auch im gesellschaftlichen Sinne, einen Menschen verloren, der die Achtung des Hofes hatte und die besten Fähigkeiten für den Staatsdienst besaß. Man wollte ihn an die Stelle von Dahl setzen, und in diesem Bereich hat er mir große Hilfe geleistet. Es ist Herr Radischtschew.«⁴⁰ Aber es unterscheidet Radischtschew von den vielen durchaus ehrlichen Adligen seiner Zeit, daß er sich nicht damit beruhigen konnte, daß er selbst mit sauberen Händen dastand.

Radischtschews Weltanschauung war von der Aufklärung geprägt. Es hebt ihn über seine Zeit hinaus, daß er das Gedankengut der Aufklärung konsequent zu Ende gedacht hat und auch vor den sich daraus ergebenden radikalen Konsequenzen nicht zurückgeschreckt ist, daß er mögliche Entwicklungsalternativen gesehen hat. Aus dieser Haltung heraus konnte er bereits Forderungen formulieren, die über seine Zeit hinaus weisen. Das ist besonders von der sowjetischen Forschung immer wieder hervorgehoben worden. Radischtschew selbst war sich dieser Bedeutung seines Werkes durchaus bewußt, wie verschiedene Formulierungen in seinem Hauptwerk, der »Reise von Petersburg nach Moskau«, beweisen und wie er es in Tobolsk in dem Gedicht »Du willst wissen, wer und was ich bin [...]« eindeutig ausgesprochen hat.

40 Zitiert nach N. V. Minaeva: *Pravitel'stvennyj konstitucionalizm i peredovoe obščestvennoe mnenie Rossii v načale XIX veka*. Saratow 1982. S. 7.

Wenn man jedoch bei ihm bereits eine eindeutige Antwort auf Alternativfragen sucht, die erst im 19. Jahrhundert aktuell werden sollten, dann wird sein Werk überinterpretiert. Für Radischtschew standen noch nicht der liberale *oder* der revolutionäre Weg zur Auswahl, in seiner Zeit waren das noch keine sich gegenseitig ausschließenden Alternativen. Radischtschew bejahte Reformen, auch wenn er aufgrund seiner Kenntnis des menschlichen Charakters und der gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit die Möglichkeiten einer Realisierung solcher erstrebenswerten Reformen kritisch bewertete. Radischtschew sah deshalb durchaus bereits Notwendigkeit und Möglichkeit eines revolutionären Kampfes und bejahte sie als eine durchaus wahrscheinliche Entwicklungsvariante, wobei er auch die Grausamkeit eines solchen Kampfes vorhersah, die er im Innersten seines Herzens ablehnte.

Aus einer solchen Situation heraus wird man Radischtschews Wirken – wenn man von seinen subjektiven Zielstellungen ausgeht – mit gleicher Berechtigung als eine Vorstufe der liberalen Entwicklung im 19. Jahrhundert als auch der revolutionären Bewegung interpretieren können. Für Radischtschew war die Wahl eines Weges noch keine aktuelle Aufgabe, der er sich hätte stellen müssen; er sah seine Pflicht darin, auf die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen hinzuweisen, diese vorzubereiten und mögliche Wege aufzuzeigen.

Erst für die Dekabristen sollte im Verlauf des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts die Wahl des Weges größere Bedeutung erlangen, auch wenn selbst zu ihrer Zeit eine Entscheidung der aufgeworfenen Fragen noch nicht herangereift war. Noch mehrfach mußten im Verlauf des 19. Jahrhunderts fortschrittliche Denker ähnliche Erfahrungen wie Radischtschew machen, wenn sie über ihre Zeit hinausführende Gedanken äußerten. So schrieb A. S. Chomjakow über Tschaadajews Gedanken, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Weiterentwicklung sowohl den Westlern als auch den Slawophilen als Begründung ihrer Ansichten über die russische Geschichte dienen sollten: »Es gibt Epochen, in denen schon ein solches Spiel [der Gedanken, P. H.] als ein großes Verdienst anzusehen ist.«⁴¹ Hier könnte auch auf Nikolaj Tschernyschewskis Einführung zu seinem Roman »Was tun?« (Čto delat') hingewiesen werden, in der er über die neuen Menschen schreibt: »Wenn es euch noch nicht gäbe, dann wäre es mir noch gar nicht möglich zu schreiben. Ihr

41 P. Ja. Čadaev: Stat'i i pis'ma. Moskva 1987. S. 3 (Vorwort von B. N. Tarasova).

seid zwar noch nicht das Publikum, aber schon unter ihm – und deshalb muß ich noch und kann ich schon schreiben.«⁴² Neue Fragestellungen waren am Ende des 18. Jahrhunderts herangereift, Radischtschew spürte das und suchte eine Antwort im Geiste seiner von der Aufklärung geformten Denkvorstellungen.

Von seinen Zeitgenossen wurde Radischtschews Werk als bittere entlarvende Satire aufgefaßt,⁴³ damit ist sicherlich ein wesentlicher Zug seines Schaffens erfaßt, aber in dieser Hinsicht steht er auf einer Stufe mit Schtscherbatow, Masson und anderen Zeitgenossen. Wenn Katharina II. die Tendenz der »Reise« jedoch als »schlimmer als (bei) Pugatschow« einschätzte, dann hatte sie damit bereits einen anderen Aspekt erfaßt, der in den folgenden Generationen immer stärker die Wirkung von Radischtschews Werk bestimmen sollte. Die satirische Zeitkritik trat in den Hintergrund, wurde vom Leser immer weniger verstanden; für die nachfolgenden Generationen rückte die Zukunftsvision Radischtschews in den Vordergrund. Unter den damaligen Bedingungen war das für die russische Geistesgeschichte vorrangig Radischtschews Aufruf zu Reformen, wohl auch deswegen, weil unter diesem Aspekt Radischtschews Werk hätte »gesellschaftsfähig« werden können. In Kreisen der Opposition wurde hingegen der Aufruf zur Revolution, den Radischtschew als eine mögliche Alternative formuliert hatte, als aktuelle Problemstellung des 19. Jahrhunderts immer stärker in den Vordergrund gerückt. Damit erhielt das Werk aber – und das wurde von der bisherigen Radischtschew-Forschung nicht gesehen – eine neue, aus dem ursprünglichen Kontext herausgelöste Funktion.

Schließlich sei Radischtschews Leistung unter dem Aspekt der Zukunftsvision analysiert. Unter diesem Aspekt zeigt sich deutlich, daß seine Analyse und Prognose tiefer gegriffen haben, als die Sichten seiner Zeitgenossen. Schtscherbatow beließ es bei der Kritik an den bestehenden Verhältnissen, seine »Zukunftsvisionen« waren rückwärts gewandt, wollten die früheren, angeblich besseren Zustände wiederherstellen. Masson erkannte, daß es im russischen Adel Kräfte gab, die eine Veränderung der bestehenden, auf feudaler Abhängigkeit der Bauern basierenden Verhältnisse anstrebten. Er hielt eine Adelsrevolte mit dem begrenzten Ziel einer Verfassung für möglich, andere Kräfte, die eine Veränderung

42 Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski: Was tun? Aus Erzählungen von neuen Menschen. 4. Auflage. Berlin 1974. S. 18.

43 Siehe A. G. Tatarincev: Satiričeskoe vozzvanie k vozmuščeniju. Saratow 1965.

hätten erzwingen können, sah er noch nicht, wie sein Vergleich mit der Entwicklung in Frankreich deutlich erkennen läßt. Als einziger in seiner Zeit hat Radischtschew Möglichkeiten einer über die Interessen und die Einflußsphären des Adels hinausreichenden Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse in Rußland erkannt und als Zukunftsvision auch die in einer solchen Entwicklung agierenden Kräfte charakterisiert.

Wenn man versucht, Leben und Werk Radischtschews unter den Aspekten Aufklärung – Pflicht – Weltanschauung zu analysieren, dann zeigt sich, daß seine Auffassungen nicht losgelöst von seiner Zeit, von den im Adel verbreiteten Anschauungen der Zeit gesehen werden dürfen. Wenn man ihn einseitig entweder nur zum Vorläufer des Liberalismus oder aber auch zum ersten »bewußten Revolutionär« stempeln will, wird man seinem Werk nicht gerecht, dann wird Radischtschew aus seiner Zeit herausgelöst. Er war in erster Linie ein konsequenter Demokrat des 18. Jahrhunderts mit allen Illusionen des Zeitalters der Aufklärung. Es ist seine bleibende Leistung, daß er sich als konsequenter Aufklärer nicht vor Schlußfolgerungen fürchtete, die noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbst von führenden Vertretern der französischen, die Revolution vorbereitenden Aufklärung in dieser Schärfe nicht ausgesprochen worden waren. Als Demokrat gehört er zu den Vorläufern des Liberalismus, die Konsequenz Radischtschews und die Radikalität seiner Anschauungen ließen ihn zugleich zum Vorläufer des revolutionären Kampfes werden. Zu Zeiten Radischtschews war das noch kein Gegensatz, sondern es waren zwei mögliche Alternativen der Entwicklung. Als Alternativen hat er beide Entwicklungswege gesehen. Aber schon damit ist Radischtschew weit über die Grenzen seiner Zeit hinausgegangen.

ERHARD HEXELSCHNEIDER

Michail Bakunin in Sachsen*

»Man kann alles, was man nur genug Kraft
hat zu wollen.«¹

(Bakunin)

Die Persönlichkeit Michail Alexandrowitsch Bakunins, sein Leben, sein Wirken und die Wirkungen des Anarchismus sind bis heute hinter einem Vorhang von Mißverständnissen, Verleumdungen, negativen Etikettierungen oder bedenkenlosen Idealisierungen verborgen. Es geht ihm da ähnlich wie seinem Zeitgenossen Ferdinand Lassalle. Deshalb tönt der Ruf »Zurück zu den Quellen« keinesfalls zufällig. Gegenwärtig haben wir es, so scheint mir, sogar mit einer Bakunin-Renaissance zu tun. Seit 1995 gibt der rührige Karin Kramer-Verlag in Berlin seine »Ausgewählten Schriften« in zwölf Bänden heraus, eine neue, umfänglich kommentierte Werkausgabe des russischen Revolutionärs, die von Wolfgang Eckhardt besorgt wird.² Erst jüngst erschienen Bernd Kramers Monographie über Bakunin im Dresdner Maiaufstand von 1849³ und in deutscher Übersetzung die französisch geschriebene Bakunin-Biographie von Madeleine Grawitz.⁴ Und schließlich hat das Internationale Institut für Sozialge-

* Erweiterte und bearbeitete Fassung eines Vortrags, der am 25. März 1999 im »Leipziger Gesprächskreis Osteuropa« gehalten wurde. – Siehe (verkürzt) auch das Kapitel »Vom Vormärz zum Dresdner Maiaufstand. Das Wirken M. A. Bakunins in Sachsen« in meiner Monographie »Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849«. Köln, Weimar, Wien 2000. S. 532–545.

1 Michail A. Bakunin: Brief an Aleksandr P. Efremov vom 10. Dezember 1835. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem 1828–1876*. Bd. 1. Moskau 1934 (Nachdruck: Düsseldorf, Vaduz 1970). S. 182.

2 Folgende vier Bände sind bisher erschienen: *Gott und der Staat* (1995); »Barrikadenwetter« und »Revolutionshimmel« (1995); *Russische Zustände* (1996); *Staatlichkeit und Anarchie* (1999).

3 Siehe Bernd Kramer: »Laßt uns die Schwerter ziehen, damit die Kette bricht ...«. Michael Bakunin, Richard Wagner und andere während der Dresdner Mai-Revolution 1849. Berlin 1999 (im weiteren Bernd Kramer: »Laßt uns die Schwerter ziehen ...«).

4 Siehe Madeleine Grawitz: *Bakunin. Ein Leben für die Freiheit*. Hamburg 1999 (die Originalausgabe erschien 1990 in Paris).

schichte Amsterdam nach dem von Arthur Lehning herausgegebenen siebenbändigen »Archives Bakounine« (1961–1981) eine neue Gesamtausgabe der Werke Bakunins (Michel Bakounine: Œuvres complètes) auf CD-ROM angekündigt.⁵

Dieses verstärkte Interesse für Bakunin kann man natürlich auch als eine Reaktion auf den Untergang des real existierenden Sozialismus mit seinen pervertierten Praktiken von Sozialismus und Demokratie, von Menschenrechten und Freiheit verstehen. Dabei zeigt sich, daß ein vertieftes Eindringen in Bakunins Werk durchaus Sinn machen kann, vor allem dann, wenn man seine Gedanken nicht ebenfalls dogmatisiert, sondern auf ihren tatsächlichen Gehalt prüft. Die Aufgabe der vorliegenden Darstellung ist freilich wesentlich bescheidener und bleibt auf Biographisches begrenzt. Es zeigt sich nämlich, daß viele Punkte in Bakunins Leben noch längst nicht erschöpfend geklärt sind, vor allem in der Phase bis zu seiner sibirischen Verbannung. Im folgenden wird der Weg Bakunins in Sachsen in den Jahren von 1841 bis 1850 verfolgt. Dabei geht es vor allem um zwei Problemkreise:

Erstens, Bakunins Begegnungen mit deutschen Intellektuellen in Sachsen in der Zeit des Vormärz;

Zweitens, Bakunins Anteil am Dresdner Maiaufstand 1849.

BAKUNINS WEG BIS 1841

Michail Alexandrowitsch Bakunin wurde am 18. (30.) Mai 1814 in Prjamuchino in der Nähe von Twer in einer liberalen Gutsbesitzerfamilie geboren; er hatte zehn Geschwister, mit denen er sich zeitlebens sehr verbunden fühlen sollte.⁶ Er lernte an einer Militärschule, wurde zum Artilleristen ausgebildet (diese Kenntnisse sollten für ihn im Mai 1849 sehr wichtig werden), war beruflich unzufrieden und quittierte im Dezember 1835 den Dienst. Nach seinem Abschied von der Armee begann er 1836 ein Studium an der Moskauer Universität, erhielt aber dafür von seinem Vater keine Unterstützung mehr. Er studierte vornehmlich deutsche Philosophie und Literatur und ernährte sich, indem er privat Mathe-

5 Information von Götz Langkau (Amsterdam) vom 6. Oktober 1998.

6 Über die Rolle des Gutes Prjamuchino und die Familie siehe ausführlich Natalia Pirumowa/Boris Nossik: Der rebellierende Adel und die Familie Bakunin. Berlin 1995.

matik-Stunden gab. Übrigens befaßte er sich später während seiner Haft auf der Festung Königstein weiter mit Trigonometrie.

Sein zunehmendes Interesse für deutsche Kultur und Philosophie, aber sicher auch seine ständige Geldnot trieben ihn dazu, Johann Gottlieb Fichtes populärphilosophisches Werk »Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten« (1794) zu übersetzen, das 1836 in der Zeitschrift »Teleskop« in Moskau publiziert wurde,⁷ und er begann im Sommer 1837 mit der Übersetzung des »Tagebuches zu Goethes Briefwechsel mit einem Kinde« von Bettina von Arnim (1835), die teilweise unter dem Titel »Ein Buch der Liebe« (Kniga ljubvi) 1838 im »Syn Otečestva« erschien. Interessant ist, daß Bettina von Arnim (die den Russen später in Berlin und Bad Kissingen mehrfach treffen sollte) von dieser Übersetzung gehört und sich noch vor ihrer persönlichen Bekanntschaft nach dem Übersetzer erkundigt hatte.⁸ In seiner Moskauer Zeit näherte sich Bakunin dem Kreis der Weisheitsfreunde (Ljubomudry) um Nikolai Stankewitsch (der ihn zur Lektüre Immanuel Kants angeregt hatte) und lernte den Literaturkritiker Wissarion Belinski kennen. Seit 1839 begann auch seine lebenslange Freundschaft mit dem Republikaner Alexander Herzen, der an der Spitze der russischen revolutionären Demokratie stand. In diesem Kreis erwachte Bakunins Interesse für Georg Friedrich Wilhelm Hegel, der ihn mit seiner Ideenwelt – wie viele Russen seiner Zeit – faszinierte. Schon 1838 übersetzte und publizierte er zwei Gymnasialreden des deutschen Philosophen sowie dessen Abhandlungen »Über die Philosophie«.⁹ Alle diese, durch weitere Beispiele zu ergänzenden Bemühungen verdeutlichen, wie tief Bakunin bereits in seiner Jugend mit Deutschland, seiner Philosophie und Kultur verbunden war. Das weckte in ihm auch den leidenschaftlichen Wunsch, seine Studien in Deutsch-

-
- 7 Über Bakunins Studien der deutschen Philosophie am ausführlichsten neuerdings Brigitte Flickinger: Michail Bakunins Abenteuer mit dem deutschen Idealismus. In: Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 19. Jahrhundert: Von der Jahrhundertwende bis zu den Reformen Alexanders II. Hrsg. von Dagmar Herrmann und Alexander L. Ospovat unter Mitarbeit von Karl-Heinz Korn. München 1998 (im weiteren Brigitte Flickinger: Michail Bakunins Abenteuer mit dem deutschen Idealismus ...). S. 691–727. – Über Bakunin und Fichte siehe ebenda S. 702ff.
- 8 Siehe Tatjana P. Dehn: Bettina von Arnim und Rußland. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin 4(1959)3. S. 356f. – Brigitte Flickinger weiß in dem eben erwähnten Aufsatz nichts von dieser Teilpublikation (siehe Brigitte Flickinger: Michail Bakunins Abenteuer mit dem deutschen Idealismus ... S. 698).
- 9 Siehe Brigitte Flickinger: Michail Bakunins Abenteuer mit dem deutschen Idealismus ... S. 705ff.

land, möglichst in Berlin, dem ersehnten Reise- und Studienziel der russischen Hegelianer, fortzusetzen.

Aber Sorglosigkeit im Umgang mit Geld, dabei eine enorme Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber anderen als charakteristische Eigenarten seiner Persönlichkeitsstruktur, ließen ihn auf keinen grünen Zweig kommen; Geldnot und Pumpen ohne Rückerstattung wurden zu seinen ständigen Problemen. Schon sein Vater hatte ihn gewarnt: »Du kannst nicht mit Geld umgehen, Du machst leichtfertig Schulden, ohne zu wissen, wann und wie Du sie zurückzahlen wirst, und wenn man Schuldner ist, sind die Zinsen eine große Belastung [...] Wenn man reich ist, kann man wohl philosophieren, aber wenn man in dieser Welt keine Güter hat, muß man seinen Dienst versehen.«¹⁰ Bakunin besaß diese Einsicht zeitlebens nicht, wovon seine Gläubiger später ein Lied zu singen wußten.

Bakunins akuter Geldmangel führte dazu, daß Herzen dem 26jährigen 1840 die Fahrt nach Berlin finanzierte. Wovon er in seiner Studenzeit lebte, ist unklar. Er besuchte eifrig die Kollegs der Hegelianer Karl Friedrich Werder und Eduard Gans, hörte aber auch Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling über die »Philosophie der Offenbarung« und Franz Leopold von Ranke über die Geschichte der neuesten Zeit. Von seinen russischen Freunden wurde er bei Varnhagen von Ense und Ludwig Tieck und in die Berliner Salons eingeführt. Aber auf Dauer konnte ihn das akademische Leben nicht befriedigen. Zudem entwickelte er ein immer stärker negativ geprägtes Verhältnis zu den deutschen Philosophen und Philistern. Bakunin begann, seine Berufung nicht mehr in der abstrakten Philosophie zu sehen, sondern in der praktischen Politik. Zunächst aber begann er, sich von Berlin aus durch Reisen Deutschland zu erobern und erreichte im Sommer 1841 auch Sachsen.

BAKUNINS BESUCHE IN DRESDEN UND LEIPZIG 1841/1842

Es war eine touristische Reise, die ihn in den Semesterferien Berlin verlassen ließ und ihn im Sommer zur Kur nach Bad Ems führte. Er kam am 20. September 1841 in Dresden an, wo seine Geschwister Warwara und Pawel inzwischen ihren Wohnsitz genommen hatten und wo er ei-

10 Zitiert nach Madeleine Grawitz: Bakunin. Ein Leben für die Freiheit. Hamburg 1999. S. 43.

nen ganzen Monat verweilte. Von hier aus muß er mit Pawel auch einen Ausflug nach Lützen zum Denkmal für den Schwedenkönig Gustav IV. Adolf unternommen haben, eine bei den Russen dieser Zeit sehr beliebte deutsche Sehenswürdigkeit.¹¹ Dresden gefiel ihm außerordentlich, zumal er dort auch alte russische Bekannte traf. Die weitere Tour ging dann am 27. Oktober 1841 über Leipzig (Aufenthalt im Hotel »Stadt Rom« in der Bahnhofstraße 12) und Halle nach Berlin. Übrigens verbrachte er auch die Weihnachtsferien 1841/1842 in Dresden.¹²

Während der Sommerzeit 1841 lernte Bakunin den Junghegelianer Arnold Ruge (1802–1880) kennen, von dem er sagte, dieser sei ein »interessanter, bemerkenswerter Mensch, bemerkenswert eher als Journalist, als Mensch von ungewöhnlich festem Willen und Klarheit seines Urteils, denn durch spekulative Fähigkeit«.¹³ Ruge hatte 1838 mit Theodor Echtermeyer in Halle mit der Edition der »Hallischen [seit 1841 Deutschen] Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst« begonnen (Bakunin lernte sie noch in Rußland über seinen Freund Wassili Botkin kennen¹⁴) und war zu Beginn der vierziger Jahre nach Dresden gekommen. Ruge war als Publizist des Vormärz schon recht bekannt und Bakunin suchte den Kontakt zu ihm. Wir wissen über diese ersten Begegnungen kaum etwas, aber sie müssen intensiv gewesen sein und den Grundstock für ihre spätere Zusammenarbeit gelegt haben. Damals hatte der Musikliebhaber Bakunin auch den polnischen Geiger und Konzertmeister Karol Józef Lipiński (1790–1861), den »Kaiser der Musik«¹⁵ gehört und kennengelernt, der an der Oper wirkte und zu dessen Schülern der später in den Maiaufstand verwickelte polnische Student und Geiger Juliusz Heimberger (auch Haimberger) gehörte, den Bakunin über Richard Wagner an Lipiński empfohlen hatte.¹⁶ Möglicherweise nahm Bakunins

11 Siehe Michail A. Bakunin: Brief an die Familie vom 22. November 1841 aus Berlin. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 69f. – Wann das genau erfolgte, ist unklar.

12 Siehe Michail A. Bakunin: An Warwara und Pawel im Dezember 1841. In: Ebenda. S. 80. – Bakunin schreibt darin über seine bevorstehende Ankunft.

13 Michail A. Bakunin: An die Familie am 3. November 1841. In: Ebenda. S. 65.

14 Siehe Madeleine Grawitz: *Bakunin. Ein Leben für die Freiheit*. Hamburg 1999. S. 66.

15 Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 65.

16 Siehe Georg Hermann Müller: *Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849*. Dresden 1919. S. 38. – Über die Förderung des jungen Musikers siehe *Richard Wagner: Sämtliche Briefe*. Bd. 3. Leipzig 1975. S. 530–532 und 566.

Schwester Warwara bei ihm Musikunterricht in Klavier und Generalbaß.¹⁷

Nach den ergebnislos abgebrochenen Studien in Berlin begann Bakunins Wanderleben. Von Februar 1842 bis Januar 1843 lebte er mit Pawel und Warwara erneut in Dresden. Er wohnte in der Schloßgasse 17 und schrieb begeistert von dem Blick auf die Elbe, dem bunten Leben auf der Brühlschen Terrasse¹⁸ und besuchte in dieser Zeit auch die von ihm damals »sehr bewunderte«¹⁹ Festung Königstein, auf der er 1849–1850 dann der prominenteste Häftling sein sollte. Hauptziel Bakunins waren aber offenbar diesmal nicht Stadtbesichtigungen, sondern Gespräche und Verhandlungen mit Ruge, den er nicht nur sehr schätzte, sondern der ihn auch in seinen philosophischen Bemühungen außerordentlich anzuregen wußte. Zudem besaß Ruge mit seinen »Jahrbüchern« eine wichtige Plattform, über die man sich öffentlich äußern konnte. Ruge seinerseits war von den beiden Russen sehr angetan und meinte: »Der ältere Bakunine [Michail – E. H.] ist sehr unterrichtet und hat viel philosophisches Talent.«²⁰ So erschien Bakunins Aufsatz »Die Reaktion in Deutschland«,²¹ seine erste größere eigenständige publizistische Arbeit im Geiste der Linkshegelianer, keinesfalls zufällig in Ruges Journal. Bakunin schrieb etwa seit Juni daran (»der Aufsatz wird nicht übel«²², meinte er selbst), veröffentlichte ihn im Oktober 1842 unter dem Pseudonym Jules Elysard und täuschte sogar seinen Ziehvater Herzen, der zunächst tatsächlich einen Franzosen als Autor vermutete.²³ Die Grundideen dieser für Bakunins Entwicklung wichtigen Arbeit waren folgende: Gegensätze sind

17 Siehe Michail A. Bakunin: An die Familie am 4. Februar 1842. In: Michail A. Bakunin. *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 92.

18 Siehe Michail A. Bakunin: An Bruder Alexej, Anfang Juli 1842. In: Ebenda. S. 107.

19 Michail A. Bakunin: An Adolf Reichel am 15. Oktober 1849. In: Maks [Max] Nettlau: *Bakunin v Këniĝštejne*. In: *Na ču: oj storone*. Bd. 7. Berlin-Prag 1924 (Nachdruck: The Hague-Paris 1970) (im weiteren Maks Nettlau: *Bakunin v Këniĝštejne ...*). S. 240.

20 Arnold Ruge: An seinen Bruder Ludwig am 26. September 1842. In: Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825–1880. Bd. 1. Berlin 1886 (im weiteren Arnold Ruges Briefwechsel ...). S. 291.

21 Jules Elysard (id est: Michail Bakunin): Die Reaction in Deutschland. Ein Fragment von einem Franzosen. In: *Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst*. Leipzig vom 17. bis 21. Oktober 1842 (Nr. 247–251). S. 985–1002.

22 Michail A. Bakunin: An Bruder Alexej, Anfang Juli 1842. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 108.

23 Siehe *Letopis' · izni i tvorčestva A. I. Gercena. 1812–1870*. Bd. 1. Moskau 1974. S. 269.

nicht zu versöhnen (contra Hegel), nur aus ihrem Zusammenprall entsteht Wahrheit. Als praktischen Schluß aus all seinen Überlegungen sagte Bakunin die Unausweichlichkeit einer Revolution, auch für Rußland, voraus. Und er beendete seine Darlegungen mit zwei Sätzen, die den Kern seiner späteren Überzeugungen bilden sollten: »Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deshalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche und ewig schaffende Quell alles Lebens ist. Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust.«²⁴ Zerstörung wurde so für ihn zu einem Quell der Entwicklung und des Lebens. Ruges »Deutsche Jahrbücher« hatten ob ihres Bekenntnisses zur Revolution wenig Chancen in Sachsen und Preußen – sie wurden von der Zensur verboten.

Über Ruge gewannen die Brüder Bakunin aber auch Zutritt zum »Literarischen Museum«, dem sogenannten Engelklub (nach dem gleichnamigen Restaurant) der Dresdner Intellektuellen und Künstler im Vormärz. Das war der Mittelpunkt des geistigen Lebens und der politischen Opposition in Dresden. Ziel dieses Museums, das bis 1846 existierte, war die umfassende Information über die europäische Situation anhand der wichtigsten in- und ausländischen Zeitschriften. Welchen Umfang dieser Klub hatte, bezeugt die Tatsache, daß er immerhin 250 Mitglieder zählte; das Literarische Museum verfügte über fast 100 Periodika sowie viele Flugschriften zur Ausleihe. Bakunin wurde hier mit der Seele des Klubs, dem Verleger und Publizisten Hermann Franck (»der allwissende und überall präsele Doktor«²⁵), dem Linkshegelianer Hermann Kessler und dem an der Kreuzschule tätigen Philologen Hermann Köchly persönlich bekannt.²⁶ Hier konnte Bakunin offensichtlich viele weitere Bekanntschaften machen, so etwa (nach meiner, allerdings dokumentarisch nicht belegten Vermutung) mit dem Bibliothekar und Polenfreund Karl Falkenstein, dem Schriftsteller Eduard Vehse oder dem Bildhauer Ernst Riet-

24 Jules Elysard: Die Reaction in Deutschland. Ein Fragment von einem Franzosen. In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst. Leipzig vom 17. bis 21. Oktober 1842 (Nr. 247–251). S. 1002.

25 Michail A. Bakunin: An Ruge am 19. Januar 1843. In: Michail A. Bakunin: Sobranie sočinenij i pisem. Bd. 3. Moskau 1934. S. 177.

26 Siehe Michail A. Bakunin: An die Familie am 4. November 1842. In: Ebenda. S. 152. – Über den Klub siehe Andreas Feuchte: Hermann Franck (1802–1855). Persönlichkeit zwischen Politik und Kunst. In: Lars Lambrecht (Hrsg.): Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Frankfurt am Main, Berlin u. a. 1996. S. 402f.

schel, der später eine Büste von Bakunins Freund, dem Historiker Timofej Granowski, schaffen sollte, die dann auf Umwegen Herzen übereignet wurde.²⁷ Alle diese Begegnungen und Bekanntschaften in der sächsischen Hauptstadt sollten Bakunin in der Revolutionszeit von Nutzen sein.

Bakunin hatte auch in Dresden – ähnlich wie 15 Jahre später Fjodor Dostojewski – permanent Geldprobleme, so daß er sein Anteil am elterlichen Erbe ausbezahlt haben wollte, immer wieder auf Überweisungen aus Rußland hoffte und deshalb ständiger Besucher des Bankhauses Kaskel war. Er verschuldete sich bei Ruge, aber auch bei Kreditoren wie dem Gastwirt Heinrich Gerstkampf, dem Kaufmann Franz Netke und dem Bankier Bondi mit insgesamt über 2.500 Talern.²⁸ Könnte das nicht einer der Gründe sein, weshalb er (sehr zum Mißvergnügen von Ruge²⁹) auch Kontakte mit dem Schriftsteller und anhaltinisch-dessauischen Kammerherrn Karl Eduard von Bülow, Baron Ploch und anderen Dresdner Aristokraten sowie (hier aber wohl aus anderen Motiven) zu einer Familie in einer kleinen Stadt bei Dresden unterhielt?³⁰ Besonders unterstützt wurde er in seinen pekuniären Nöten von der zeitweilig in Dresden lebenden mütterlichen Freundin Jelisaweta Petrowna Jasykowa (1805 bis 1848) in der Marienstraße 30, die er bereits 1842 besucht hatte und die auch den Homöopathen Paul Wolf als Arzt für Pawel Bakunin empfohlen haben muß.³¹ Über sie wurde Bakunin mit dem demokratisch gesinnten Gutsbesitzer Grigorij M. Tolstoj bekannt, mit dem er später in Paris sehr eng verkehren sollte³² und der ihn gleichfalls finanzierte; gleiches läßt sich vielleicht auch von seinem russischen Gutsnachbarn Leonid N. Lwow vermuten. Wesentlich bedeutsamer war natürlich eine andere Wiederbegegnung. Von 12. August bis zum 3. November 1842

27 Siehe Erhard Hexelschneider: *Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Rußland. 1790–1849*. Köln, Weimar, Wien 2000. S. 526ff.

28 Siehe Bakunins Aufstellung vom 10. Mai 1843, schon aus Zürich. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 209.

29 Ruge notierte ärgerlich: »Das Volk studierte er auf der Vogelwiese.« (Arnold Ruge: An M. Fleischer am 23. November 1844. In: Arnold Ruges Briefwechsel ... S. 375).

30 Siehe Michail P. Bakunin: An Ruge am 19. Januar 1843 bzw. an Bruder Alexej Anfang Juli 1842. In: Michail P. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 177f. und 107 sowie S. 468f.

31 Siehe Michail P. Bakunin: An Pawel und Warwara Bakunin am 31. Oktober 1841. In: Ebenda. S. 74. – Ferner Michail P. Bakunin: An Bruder Nikolai am 9. Oktober 1842. In: Ebenda. S. 125.

32 Siehe ebenda. S. 461f.

(mit einer Kurunterbrechung vom 19. bis 30. September in Marienbad) weilte Bakunins Berliner Studien- und Zimmergefährte, der später berühmte Schriftsteller Iwan Sergejewitsch Turgenjew, in Dresden, wo er in engstem Kontakt zu den Bakunins stand (so pflegte er den kranken Pawel aufopferungsvoll). Es ist anzunehmen, daß er, der sich selbst Ende September 1840 von dem bekannten Arzt August Wilhelm Hedenus d. J. behandeln ließ, auch Michail Bakunin an diesen empfahl.³³ Turgenjew wurde ebenfalls mit Ruge bekannt gemacht und verkehrte möglicherweise im Engelklub. Jedenfalls bezahlten Jasykowa und Turgenjew einen erheblichen Teil der Schulden, die Bakunin in seiner Dresdner Zeit gemacht hatte.

Noch eine Bekanntschaft aus dieser Zeit ist wichtig. Im November 1842 traf Bakunin den Musiker und Komponisten Adolf Reichel (1817 bis 1897), mit dem ihn eine intime Freundschaft bis an sein Lebensende verbinden sollte. Auch dessen Schwester Mathilde wird er wohl damals kennengelernt haben, mit der er in seiner Königsteiner Festungszeit intensiv korrespondierte. Reichel ging 1842 in die Schweiz, dann nach Frankreich und bewegte sich viel unter den deutschen und russischen Emigranten, besonders im Hause Herzens, wo er auch musizierte. Er heiratete in Paris 1850 die Russin Maria K. Reichel, eine Freundin Herzens aus dessen Verbannungszeit in Wjatka (1835), und kehrte 1857 als Lehrer für Komposition am Konservatorium nach Dresden zurück. Die Sympathie des Musikers für den Russen erwuchs zunächst aus dessen mitreißender Rhetorik: Die Faszination, die von ihm ausging, beschrieb er später so: »Bakunin, der damals [1842 – E. H.] ein hübscher junger Mann war, übte auf Grund seiner glänzenden Geistesgaben einen starken Einfluß auch auf jene aus, die mit seinen bereits damals offensichtlichen revolutionären Ansichten ganz und gar nicht einverstanden waren.«³⁴

Kaum bekannt ist, daß Bakunin in dieser Zeit die Bekanntschaft des aus Odessa stammenden Übersetzers, Dichters und Journalisten Wilhelm Wolfsohn (1820–1865)³⁵ machte. Jedenfalls ist dokumentarisch bezeugt, daß Wolfsohn Ende Oktober 1842 mit seinem Freund Theodor

33 Siehe Erhard Hexelschneider: *Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849*. Köln, Weimar, Wien 2000. S. 423.

34 Zitiert nach *Unterhaltungen mit Bakunin*. Gesammelt von Arthur Lehning. Leipzig 1991. S. 58.

35 Über ihn siehe Erhard Hexelschneider: *Wilhelm Wolfsohn – ein jüdischer Kulturmittler zwischen Rußland und Deutschland*. In: *Dresdner Hefte*. 14(1996)45. S. 58 bis 62 mit weiterer Literatur.

Fontane nach Dresden kam und es hier auch zu Begegnungen der beiden mit Ruge und Bakunin gekommen ist.³⁶ Über den Inhalt der Gespräche ist nichts bekannt.

Anfang November 1842 schließlich wurde Bakunin mit dem Dichter Georg Herwegh (1817–1875) bekannt, der während einer Vortragsreise durch Deutschland in Bakunins Wohnung nächtigte. In einem Spitzelbericht hieß es im Zusammenhang mit der immensen Herwegh-Begeisterung in Dresden: »Ruge hat sich ganz und gar seiner [Herweghs – E. H.] bemächtigt und zwei junge Russen, namens Bakunin [Michail und sein Bruder Pawel – E. H.], welche diese[s] Jahr hier sind, und die wütend Liberale spielen, verlassen ihn keinen Augenblick.«³⁷ Damit gerät Bakunin erstmals (soweit wir jedenfalls bis jetzt wissen) ins Blickfeld der sächsischen Polizei, die ihn fortan unablässig beobachten sollte, sobald er nur im Königreich Sachsen weilte.

Mit Herwegh hatte Bakunin dann auch Anfang Januar 1843 aus Furcht vor drohender Ausweisung (die den deutschen Dichter schon ereilt hatte) Sachsen verlassen, zumal sich die russische Regierung über ihre Dresdner Gesandtschaft stärker für die Person Bakunins zu interessieren und man über seine Rückbeorderung nach Rußland zu sprechen begann.³⁸ Ob das allein mit der Person Herweghs und seiner freiheitlichen Lyrik oder mit Ruges Aktivitäten (siehe den erwähnten Spitzelbericht) zu tun hatte oder ob das (uns weitgehend unbekanntes) Auftreten Bakunins in der Dresdner Öffentlichkeit hierbei eine Rolle spielte, muß noch gründlicher untersucht werden.

Auf der »Flucht« von Dresden nach Basel und dann Zürich berührte Bakunin Anfang Januar 1843 für wenige Tage Leipzig,³⁹ wo sein Interesse vor allem Leipziger Verlegern galt. So besuchte er in dieser Zeit vermutlich den polnischen Verleger Jan Nepomucen Bobrowicz⁴⁰ sowie Otto Wigand (1795–1870), den Verleger von Ruges »Jahrbüchern«, den

36 Siehe Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von Christa Lehmann-Schultze. Berlin, Weimar 1988. S. 22f.

37 Zitiert nach Unterhaltungen mit Bakunin. Gesammelt von Arthur Lehning. Leipzig 1991. S. 59.

38 Siehe die Materialien im Kommentar von Juri M. Steklow in Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 444–446.

39 Siehe Michail A. Bakunin: An Bruder Pawel am 2. Januar 1843, schon aus Leipzig. In: Ebenda. S. 172.

40 Siehe Vjačeslav Polonskij: Bakunin pered saksonskoj sledstvennoj komissiej. In: *Proletarskaja revolucija*. Moskau, Leningrad (1926)7 (54). S. 167.

er später aus der Schweiz als »Papa Blücher« grüßte.⁴¹ Aber zunächst hatte Bakunin in dieser Zeit keinerlei Manuskripte anzubieten, so daß die Gespräche im Sande verliefen.

In Dresden fiel Bakunins Entscheidung, nicht mehr freiwillig nach Rußland zurückzukehren. Seine Heimat erschien ihm unter der Last der Selbstherrschaft und der Drangsalierung jedes freiheitlichen Gedankens erstarrt zu sein; an reale Veränderungen glaubte er trotz seiner beginnenden Revolutionsprophetie im tiefsten Inneren wohl nicht. Zudem hatte er wohl auch durch die freien Diskussionen im deutschen Vormärz Geschmack am Leben außerhalb Rußlands gefunden. Deshalb schrieb er an seinen Bruder am 9. Oktober 1842: »Ich taue nicht für das heutige Rußland, ich bin dafür verdorben, hier jedoch fühle ich, daß ich noch leben will, daß ich hier handeln kann, in mir ist noch viel Jugend und Energie für Europa.«⁴² Er begann sich als europäischer Revolutionär zu begreifen, der vom Westen aus am ehesten unter sehr viel günstigeren Bedingungen als daheim die Agitation für die Befreiung seines Vaterlandes von Unterdrückung und Unfreiheit betreiben konnte. Denn das war zu diesem Zeitpunkt die Quintessenz seiner Studien der deutschen Philosophie und seiner Begegnungen mit den aufrührerischen Ideen des Vormärz.

Der Entschluß, für immer im Ausland zu bleiben, fiel ihm schwer, zumal ihn sein von ihm überaus geliebter, aber schwerkranker Bruder (in Begleitung von I. S. Turgenjew) verlassen mußte und er allein zurückblieb. Voller Vorahnungen schrieb er:

»Jetzt trenne ich mich schon entschieden von meinem Vaterland und trenne mich von ihm für immer. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie traurig ich bin, mehr als traurig. Manchmal wird mir schrecklich: alles ist so leer und vorab trostlos, ich werde allein sein, ohne Liebe, vielleicht auch ohne jede lebendige Anteilnahme. Aber fürchtet nicht um mich, Freunde, ich bin doch ein russischer Mensch und habe das Wort ›Vielleicht‹ [im Original: avos' – E. H.] nicht vergessen, fürchtet nicht um mich: früher oder später mußte das geschehen und Ihr wißt doch: ›Was geschehen soll, dem kann man nicht entgehen.‹ Einsamkeit lag auf meinem Wege, aber früher oder später mußte ich diese Wüste betreten. Fürchtet nicht um mich, denn ich habe eine Sache [die Revolution – E.

41 Michail A. Bakunin: An Otto Wigand am 8. Januar 1843. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 172f.

42 Ebenda. S. 121.

H.], die ich liebe, der ich mit der ganzen Fülle meiner Existenz ergeben bin, ich habe sie bisher noch niemals verraten: mein ganzes Leben, alle meine Handlungen, so unsinnig sie anderen auch erscheinen mochten, waren notwendige Stufen meiner Annäherung an sie.«⁴³

Gerade in diesen Worten liegt vielleicht der Schlüssel, um Bakunins zerklüftete Persönlichkeit zu erfassen. Das gilt um so mehr, da seine Entwicklung zum Revolutionär eher geistig erfolgte; irgendwelche praktischen Aktivitäten sind aus dieser Zeit nicht bekannt.

Bakunin ging, wie gesagt, Anfang Januar 1842 von Dresden nach Zürich, wo er zum ständigen Freund und Begleiter der Familie Herwegh (deren Trauzeuger er war) werden sollte. Freilich meinte er im nachhinein, daß seine Abreise aus Sachsen im Sog von Georg Herwegh etwas zu überstürzt gewesen sei,⁴⁴ denn es gab wohl noch kaum wirkliche Verdachtsmomente gegen ihn, die eine Verhaftung oder gar eine Ausweisung gerechtfertigt hätten.

In der Schweiz reifte Bakunin zum Revolutionär. Seine Bekanntschaft mit Wilhelm Weitling (1808–1871) brachte ihn in erste Kontakte mit kommunistischen Ideen, die ihm aber nicht behagten. Als Weitling verhaftet wurde, tauchte Bakunins Name in dessen Akte erstmals auf und wurde sofort der russischen Regierung hinterbracht. Diese forderte Bakunin zur Rückkehr nach Rußland auf, um ihm den Prozeß machen zu können, weil er mit »berühmten Übeltätern« (zlonamerennye ljudi) Umgang pflegte. Bakunin weigerte sich und wurde in Abwesenheit vom Senat verurteilt. Durch ein Zarendekret vom 12. Dezember 1844 wurden ihm der Adelstitel sowie alle russischen Bürgerrechte aberkannt, ebenso das Offizierspatent. Bei einer etwaigen Einreise drohten ihm Verbannung und Zwangsarbeit, das ihm gehörende Eigentum sollte bei Vorhandensein unter Sequester gestellt werden⁴⁵ Bakunin wird dadurch in stärkerem Maße mittellos als je zuvor, ist nicht mehr kreditwürdig und auf schmale Honorare seiner wenigen Aufsätze aus dieser Zeit und auf die Hilfsbereitschaft seiner Freunde, Bekannten und Gönner angewiesen.

Die Schweizer Affäre hatte aber weitreichende Folgen. Auf Empfehlung von Alexander Benckendorff, dem Chef der III. Abteilung, erreichte Kanzler Karl Nesselrode über die russischen Gesandtschaften im

43 Ebenda. S. 125. Geschrieben am 10. Oktober 1842.

44 Siehe Michail A. Bakunin: An Emma Siegmund (die spätere Frau G. Herweghs) am 15. Januar 1843. In: Ebenda. S. 173.

45 Siehe ebenda. S. 460.

Ausland, daß vom Deutschen Bund am 24. Mai 1844 ein Zirkular herausgegeben wurde, wonach Bakunin bei Erscheinen in allen deutschen Staaten unverzüglich festgenommen werden sollte. In Sachsen wurde das in einer speziellen ministeriellen Anweisung am 13. November 1844 festgeschrieben, die zwar im März 1848 ausgesetzt, aber nie endgültig aufgehoben wurde.⁴⁶

Die Jahre vor und während der Revolution von 1848/1849 trieben Bakunin durch halb Europa, immer an die Brennpunkte des Geschehens: Brüssel und vor allem Paris, wo er alte Freunde wie Reichel, Turgenjew und Herzen wiedertraf, aber auch neue Bekanntschaften schloß, so mit Pierre-Joseph Proudhon, George Sand, Victor Hugo und 1844 auch mit Karl Marx. Am 29. November 1847 wurde der Russe eingeladen, vor den versammelten polnischen Emigranten in Paris eine Rede zur Erinnerung an die Niederschlagung des polnischen Aufstandes von 1831 zu halten. Er rief dazu auf, daß Polen und Russen in der bevorstehenden Revolution gemeinsam gegen den Zarismus kämpfen sollten, um so alle Slawen zum Kampf mitzureißen.⁴⁷ Bakunins Ziele waren der Sturz der Despotien und die freie Föderation der Slawen – die Idee eines demokratischen Panslawismus als Gegengewicht zum russischen Vormachtstreben in ganz Europa war geboren. Die Polen jubelten dem Russen zu, dieser aber wurde aus Paris ausgewiesen, ging nach Brüssel. Er hatte nun sein politisches Konzept gefunden. Danach könne man beliebig Revolutionen (gewissermaßen auf Zuruf) organisieren. Im Mai 1848 war Bakunin erneut in Paris und fühlte sich wie berauscht von den dortigen revolutionären Vorgängen, Ende Mai bis Mitte Juni nahm er am Slawenkongreß in Prag teil, dazwischen entwickelte er fieberhaft Aktivitäten, um den revolutionären Prozeß in den slawischen Ländern voranzutreiben.

BAKUNIN IN DEN REVOLUTIONSJAHREN IN SACHSEN

In dieser erregenden Zeit berührte Bakunin immer wieder für kurze Zeit Sachsen. Die hier vorgelegte Chronologie seiner Aufenthalte ist nicht vollständig, da die Besuche illegal erfolgten und deshalb nicht immer belegbar sind.

⁴⁶ Siehe ebenda.

⁴⁷ Siehe ebenda. S. 270–279. – In deutscher Sprache siehe M[ikhail] Bakunin: Rußland wie es wirklich ist! Der 17. Jahrestag der Polnischen Revolution. Mannheim 1848.

Im April 1848 wurde er in Berlin als potentieller Zarenattentäter festgehalten. Am 23. April (Ostersonntag) reiste Bakunin in Polizeibegleitung mit zwei falschen Pässen, auf die Namen Neglinski und Simon lautend (letzterer war von dem eigenwilligen Berliner Polizeipräsidenten Julius Minutoli ausgestellt worden), von Berlin nach Leipzig, wo er Arnold Ruge treffen wollte.⁴⁸ Dieser bewarb sich auf der Generalversammlung des demokratischen »Deutschen Vaterlandsvereins« für alle sächsischen Zweigvereine in Leipzig (mit immerhin 1.200 Mitgliedern) um ein Mandat für die konstituierende Nationalversammlung. Bakunin gab sich während der Versammlung im »Odeon« als Ankömmling aus Paris aus, ließ Ruge aus der entscheidenden Sitzung herausrufen und brachte ihn vielleicht deshalb um das begehrte Mandat.⁴⁹ Bakunin kommentierte das lakonisch: »Nun, wenn wir Slaven erst unsre Revolution im Gange haben, so wollen wir Dich für die Undankbarkeit dieser Sächsischen Philister entschädigen.«⁵⁰ Von Leipzig fuhr er am 24. April allein über Dresden nach Breslau weiter.⁵¹

Am 8. Oktober 1848 kam Bakunin nach der endgültigen Ausweisung aus Preußen für einige Tage nach Dresden. Seines Bleibens war aber hier nicht von Dauer, da er von der zuständigen Polizeidirektion schon am nächsten Tag des Landes verwiesen wurde.⁵² Am 11. Oktober soll er nach Pfitzner die Stadt tatsächlich verlassen haben.⁵³ Es blieb aber offensichtlich so viel Zeit, alte Bekannte zu treffen, so einige ihm bekannte

48 Siehe Josef Pfitzner: Michael Bakunin und Preussen im Jahr 1848. In: Jahrbücher für Kultur und Gesellschaft der Slaven. N. F. Bd. 7. Heft 3. Breslau 1931. S. 242f. – Im Verhör vom 16. Oktober 1849 nannte Bakunin – anders als Pfitzner – als fiktiven Namen seines falschen französischen Passes Leonard Negljanskij (siehe Vjačeslav Polonskij: Bakunin pered saksonskoj sledstvennoj komissiej. In: Proletarskaja revoljucija. Moskau, Leningrad (1926)7 (54). S. 209).

49 Siehe Arnold Ruges Briefwechsel ... S. 43. – Die sich über den 23. April abends und den 24. April vormittags erstreckende Sitzung ist dokumentiert in »Leipziger Zeitung« vom 25. April 1848 (Nr. 116). S. 6252f. – Statt Ruge wurden für Leipzig Robert Blum und als Stellvertreter Heinrich Wuttke gewählt. Die Ankunft Bakunins (auch unter den falschen Namen) ist im »Leipziger Tageblatt« in dieser Zeit nicht bezeugt.

50 Arnold Ruges Briefwechsel ... S. 44f.

51 Siehe Josef Pfitzner: Bakuninstudien. Prag 1932 (Nachdruck 1977, wonach zitiert wird) (im weiteren Josef Pfitzner: Bakuninstudien ...). S. 57.

52 Siehe ebenda. S. 54.

53 Siehe ebenda. S. 54 (Anmerkung 2). – Pfitzner führt einen (mir nicht vorliegenden) Briefanfang vom 10. Oktober, 2 Uhr nachts als Beleg an. Anzunehmen ist, wie gesagt, aber eher der 10. Oktober, um die Übernachtung bei Wolfssohn zu datieren.

Polen und den Journalisten Ludwig Wittig, mit dem er schon 1842 zusammengetroffen war.⁵⁴ Vor allem aber lernte er den Revolutionär und Musiker Karl August Röckel (1814–1876) kennen, der damals Kapellmeister an der Dresdner Oper war, und mit dem er gemeinsam am Maiaufstand teilnehmen sollte. Dieser urteilte später über Bakunin (wobei in dieser wie in nahezu allen zeitgenössischen Urteilen das Charisma des Russen akzentuiert wurde):

»Ein Mann von seltener Geisteskraft und Charakterstärke, verbunden mit einer imponierenden Persönlichkeit und hinreißender Redebegabung, war es ihm überall leicht geworden, die Jugend zu enthusiasieren und selbst reifere Männer anzuziehen, zumal sein Standpunkt, frei von nationaler Beschränktheit, der des edelsten, allumfassenden Humanismus war. Eben seine glühende Phantasie aber, im Verein mit dem unbewußten Ehrgeiz einer großangelegten Natur, die sich zum Leiten und Gebieten berufen fühlte, bereiteten ihm oftmalige Selbsttäuschungen über die tatsächlichen Verhältnisse.«⁵⁵

Nach meiner Vermutung hat Bakunin auf seiner Reise von Dresden nach Köthen vom 10. bis 11. Oktober in Leipzig übernachtet (Dresden also schon am 10. Oktober verlassen), und zwar bei dem bereits erwähnten Wilhelm Wolfsohn, der ihn (illegal) aufgenommen hatte. Hier muß es zu politischen Diskussionen zwischen dem ungestümen Revolutionär und dem eher gemäßigten Liberalen gekommen sein. Jedenfalls berichtete der russische Komponist und Schriftsteller V. F. Odojewski 1861 folgendes:

»Wolfsohn erzählte mir, daß er versucht habe, Bakunin zu überreden, von jener unsinnigen Partei, über die er in Sachsen redete, Abstand zu nehmen. Bakunin dankte ihm, erinnerte ihn aber an das Märchen von Pugatschow in der ›Hauptmannstochter‹ [von A. S. Puschkin – E. H.] und setzte hinzu, falls er jemals Macht haben sollte, würde er ihn [Wolfsohn – E. H.] unbedingt aufhängen, denn er finde, daß solche liberalen Philantropen mit einem guten und edlen Herzen am meisten *ihre* [also seine, Bakunins – E. H.] Sache zugrunde richteten; daß die soziale Sache nicht einer Generation gehört, sondern zwei, von denen die eine das bestehende zerstören, während die andere aufbauen müsse. Aber daß die

54 Siehe ebenda. S. 54 (Anmerkung 1).

55 August Röckel: Zu lebenslänglich begnadigt. Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim. Frankfurt am Main 1865 (Nachdruck Berlin 1963, wonach zitiert wird). S. 105f.

erste nicht weiß und nicht wissen muß, *womit* sie das Alte ersetzen muß, ihre Sache sei es nur zu *zerstören*.«⁵⁶

Bakunin hatte in diesen Jahren offenbar seine Lebensphilosophie gefunden und begründete die Grundideen des Anarchismus. Bei seinen ruhelosen Reisen in den Revolutionsjahren durch Mittel- und Westeuropa, dem Pendeln zwischen Dresden und Leipzig, gab es einen Ruhepunkt: das anhaltinische Köthen, wo er sich von Mitte Oktober bis Ende Dezember 1848 aufhielt. Das kleine Fürstentum Anhalt-Köthen war ihm von dem Breslauer Kaufmann Stahlschmidt als ein durchaus liberales, demokratisches Ländchen empfohlen worden, es war »eine Oase der Freiheit in Deutschland«. ⁵⁷ Bakunin kam in Dessau am 11. Oktober an (später begab er sich nach Köthen) und reflektierte sofort seine Empörung gegen die Ausweisungen aus Preußen und Sachsen.

Bemerkenswert ist sein Protestschreiben an die sächsische Zweite Kammer vom 12. Oktober aus »Cöln« (= Dessau), in dem es, unterschrieben mit »Michael Bakunin, russischer politischer Verfolgter und Flüchtling« nach einer Darstellung des Sachverhaltes heißt:

»Ich gebe [...] der hohen Kammer zu erwägen, ob es des freien Deutschlands würdig ist, daß die Regierung eines der freien deutschen Staaten einen von einem russischen Despoten wegen politischer Gesinnung verfolgten Russen, auf dessen Geheiß, ebenfalls verfolge; und zwar, in dem sie dabei auf eine Verordnung sich stützt, welche bereits im Jahre 1844, also unter dem alten, von der kaiserlichen russischen Politik völlig beherrschten Regime, erlassen worden ist [...] Es wird der hohen Kammer nicht entgehen, daß ein solches Verfahren nichts anderes heißen kann, als den Beweis führen zu wollen, daß in Deutschland sechs

56 »Tekuščaja chronika i osobyje putešestvija«. Dnevnik V. F. Odoevskogo 1859–1869 gg. In: Literaturnoe nasledstvo. Bd. 22–24. Moskau 1935. S. 129. – Ähnlich berichtete diese Episode Aleksandr Nikitenko unter dem 20. Juli 1862, der die Begegnung auf 1848 datiert (siehe Aleksandr V. Nikitenko: Dnevnik. Bd. 2. Leningrad 1956. S. 285f.).

57 Max Nettlau: Michael Bakunin in den Jahren 1848–1849. In: Sozialistische Monatshefte. Berlin 2(1898). S. 191. – Über Bakunins Begegnungen mit den Köthener Revolutionären Enno Sander und Alfred von Behr siehe Werner Grossert: Dr. Enno Sander. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution 1848/49 in Köthen. Köthen 1984. S. 31ff. – Über das demokratische Anhalt neuerdings Rüdiger Hachtmann: Zwischen Sachsen und Preußen? Anhalt in der Revolution von 1848/49. In: Martina Schattkowsky (Hrsg.): Dresdner Maiaufstand und Reichsverfassung 1849. Leipzig 2000. S. 163–190.

Monate nach dessen glorreicher Revolution der alte Statusquo [sic – E. H.] schon wieder so weit hergestellt ist, um die Liebedienerei der deutschen Regierungen gegen den Kaiser von Rußland abermals in voller Blüte vor den Augen der erstaunten Welt erscheinen zu lassen, und um die Entwürdigung des edlen deutschen Geistes, welche die stillschweigende Duldung eines derartigen barbarischen Verfahrens in sich schließen würde, mit Entrüstung zu empfinden, wo die hohe Kammer nicht erst des Anreizes bedürfen, welcher darin liegt, daß ein Russe selbst, dessen Seele von Liebe zur Freiheit ergriffen ist, ausdrücklich Protest gegen dasselbe im Namen dieser Freiheit und im Namen der Civilisation und Humanität einlegt.«⁵⁸

Die Mittlerdienste bei der Übergabe dieses Protests leistete der linke Abgeordnete Georg Friedrich Wehner, ein Jurist, an den sich Bakunin gewandt hatte.⁵⁹ Am 25. Oktober kam es in der Zweiten Kammer zur »Protestation des politischen Flüchtlings Bakunin«. Wehner interpellierte nicht, »da er mit Bestimmtheit voraussetze, daß die Regierung eine Verordnung aufheben werde, welche das Asylrecht beschränke und welche nur gehorsamer Diener fremder Mächte hätten erlassen können.«⁶⁰ Das war die Hoffnung, daß die neue liberale sächsische Regierung sich nicht von einer Großmacht einschüchtern lassen werde. Martin Gotthard Oberländer als zuständiger Staatsminister billigte die Position Wehners, ohne sich aber zum konkreten Fall zu äußern. Er versicherte, »daß die Regierung dem Gesuche um Auslieferung politischer Verbrecher, welche nur gegen das System eines Staates gesündigt hätten, dem die Regierung selbst nicht zugethan sein, nicht mehr entsprechen werde.« Die »Protestation« war damit offiziell beigelegt.⁶¹ Unterstützt wurde diese Position auch von einem der Führer des späteren Maiaufstandes, dem Abgeordneten Samuel Erdmann Tzschirner, der – so zumindest Pfitzner – auch eine Interpellation des Chemnitzer Vaterlandsvereins eingebracht haben

58 Josef Pfitzner: Bakuninstudien ... S. 62 (verfaßt in deutscher Sprache).

59 Siehe Brief an G. F. Wehner. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 329 (Kommentare S. 525f.). – Im Brief äußerte Bakunin auch den Wunsch, auf diesem Wege endlich den Text der ihn betreffenden, von den russischen Behörden erreichten Verordnung des Deutschen Bundes vom 24. Mai 1844 über seine Ausweisung aus allen deutschen Ländern kennenzulernen.

60 Acten des außerordentlichen Landtags vom Jahre 1848. Dritte Abtheilung, die Protokolle der Zweiten Kammer enthaltend. Dresden [1848]. S. 581. – Pfitzner ist in der Wiedergabe des Sachverhalts ungenau.

61 Siehe ebenda. S. 581f.

soll. Welche Fäden von hier zu Bakunin laufen, muß noch herausgefunden werden.⁶² Steklow vermutet, wohl nicht zu Unrecht, daß damit der Weg für eine erneute Einreise des Russen nach Sachsen offengehalten werden sollte.⁶³

In Köthen schrieb Bakunin zwischen Mitte Oktober und Mitte November 1848, teils Französisch, teils Deutsch seinen »Aufruf an die Slaven«, von dem wir wissen, daß Hermann Müller-Strübing die deutsche Fassung sprachlich-stilistisch geglättet hat.⁶⁴ Ziel dieser Arbeit war nach Bakunins eigenen Worten: »Mein Zweck ist, *die Slaven der Reaktion zu entreißen*, in die sie die Niederträchtigkeit ihrer verräterischen Führer, zugleich aber auch die Dummheit und die undemokratische Staatsbegründung bezweckende Gesinnung der Deutschen und der Magyaren geworfen haben.«⁶⁵ Die fertigen Drucke schickte Bakunin unter anderem an Georg Herwegh und meinte, die Broschüre sei Ausdruck seines Mutes: »Hier mein Aufruf an die Slaven; Du wirst aus demselben ersehen, daß ich den Mut nicht im geringsten verloren habe. Während diesen neun Monaten habe ich mich an Geduld, an Warten und an Ausdauer gewöhnt. – J'attendrai Monseigneur!« – das ist meine Antwort auf die triumphierende Reaktion, – und die Anarchie, die Zerstörung der Staaten wird *doch bald kommen müssen*.«⁶⁶

Die Broschüre »Aufruf an die Slaven« sollte den Beginn einer engen Zusammenarbeit, ja Freundschaft mit dem Verleger Ernst Keil (1816 bis 1878), dem späteren Herausgeber der »Gartenlaube«, einleiten.⁶⁷ Ihre persönliche Bekanntschaft könnte in den letzten Dezembertagen des Jah-

62 Siehe Josef Pfitzner: Bakuninstudien ... S. 55.

63 Siehe Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 526.

64 Siehe ebenda. S. 531.

65 Marcel Herwegh (Hrsg.): 1848. Briefe von und an Georg Herwegh. Paris u. a. 1896. S. 229f. (Hervorhebung von mir – E. H.).

66 Michail A. Bakunin: Brief vom 8. Dezember 1848. In: Ebenda. S. 225 (Hervorhebung von mir – E. H.). – Ausführlich zu diesem Aufruf siehe Josef Pfitzner: Bakuninstudien ... S. 78ff. – Siehe auch Juri M. Steklow in Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876*. Bd. 3. Moskau 1934. S. 531ff.

67 Über ihre Beziehungen ausführlich Erhard Hexelschneider: Ernst Keil und Michail A. Bakunin. In: Karin Jeschke/Gundula Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 48–57. – Siehe ferner Frank Wagner: »Dass ich wieder lebendig und frei ...« Ein Brief Michail Bakunins an Ernst Keil. In: *Buchhandelsgeschichte. Beilage zum Börsenblatt des deutschen Buchhandels*. Frankfurt am Main (1999)1. S. B19–B30.

res 1848 in Leipzig erfolgt sein, als (vermutlich am 30. Dezember) Bakunin Köthen für immer verließ und illegal nach Leipzig übersiedelte. Dort wohnte er in J. G. Werners Hotelrestaurant »Der goldene Hahn« in der Hainstraße 24 und bei dem Buchhändler Ludwig Schreck,⁶⁸ seine Post lief über den Buchhändler Bussenius in der Königsstraße.⁶⁹ Es kam zu einem Gespräch zwischen Bakunin und Keil, das den Verleger (der Bakunin vom Namen her mindestens seit dessen Affären in Berlin kennen mußte und der im »Leuchthurm« darüber publiziert hatte⁷⁰) um so mehr für den Russen einnehmen mußte, weil dieser für den Druck kein Honorar forderte. Allerdings ist anzunehmen, daß es schon von Köthen aus Kontakte zu Keil gab, ja daß dieser das Manuskript vor der persönlichen Begegnung in Händen hielt und es zum Druck beförderte, da Bakunin die fertige Broschüre bereits am 8. Dezember an Herwegh übersandte. Köthen fingierte auch als fiktiver Erscheinungsort. Anfang 1849 erschien in Keils Zeitschrift »Der Leuchthurm« aus dem »Aufruf an die Slaven« ein Auszug unter dem beziehungsreichen Titel »Die Revolution in Rußland«. In einer Anmerkung setzte Keil als überzeugter Republikaner, wie der Russe in völliger Verkennung der wirklichen russischen Zustände, voller Illusionen auf bald bevorstehende grundlegende Veränderungen in dem östlichen Riesenreich: »Nach seinen [Bakunins – E. H.] Mittheilungen dürfen wir vielleicht schon nächstens eine Revolution in Rußland erwarten, die das *kaiserliche* Rußland auf immer zu Boden stürzen und ein freies Volk der Slaven gründen wird!«⁷¹ Übrigens blieben Keil und Bakunin auch nach dessen Flucht aus der sibirischen Verbannung in Kontakt, als Bakunin dem Verleger seine Memoiren zum Druck versprach, die er allerdings nie geschrieben hat.⁷²

68 Siehe Vjačeslav Polonskij: Bakunin pered saksonskoj sledstvennoj komissiej. In: Proletarskaja revolucija. Moskau, Leningrad (1926)7 (54). S. 212. – Zu Schreck siehe Roland Jäger: Ludwig Schreck und die Unterstützung des Dresdner Maiaufstandes aus Leipzig. In: Karin Jeschke/Gundula Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 169–174.

69 Siehe Michail A. Bakunin: Brief an Georg Herwegh vom 28. Januar 1849. In: Michail A. Bakunin: Sobranie sočinenij i pisem. 1828–1876. Bd. 3. Moskau 1934. S. 372. – Bakunins Beziehungen zu Bussenius verdienten eine nähere Untersuchung, zumal bei ihm der politisch aktive Pole Roman Vogel als Handlungsgehilfe arbeitete, der in Jordans »Jahrbüchern« gelegentlich publizierte (siehe Josef Pfitzner: Bakunin-studien ... S. 131f.).

70 Siehe Über Michael Bakunin. In: Der Leuchthurm. 1848. Nr. 30. S. 541f.

71 In: Der Leuchthurm. 1849, Nr. 3. S. 65 (Kursiv bei Keil gesperrt).

72 Siehe die in Anmerkung 67 genannten Aufsätze.

Bakunin blieb in Leipzig bis Anfang März 1849. Hier traf er sich mit vielen Deutschen und Ausländern. Gerade über diese Wochen wissen wir immer noch zu wenig. Stephan Born lernte ihn hier kennen, äußerte sich über ihn später freilich nur als über einen »furchtbaren Revolutionär« und ein »enfant terrible«. ⁷³ Vermutlich traf er erneut auf Wilhelm Wolfsohn, der inzwischen eng mit dem sorbischen Publizisten und Slawisten Jan Pětr Jordan (1818–1891) zusammenarbeitete. Auch mit letzterem könnte es zu Begegnungen gekommen sein, da dieser intensiv mit Keil als Verleger für seine »Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft« im Rahmen der »Ernst Keil & Co. Slawische Buchhandlung« kooperierte. Jordan suchte im Vormärz zwischen den slawischen Nationalbewegungen und dem deutschen Liberalismus zu vermitteln, was Bakunin unbedingt interessieren mußte. Jordan und Bakunin könnten sich nach meiner Vermutung während des Slawenkongresses im Mai/Juni 1848 in Prag in einer der Kommissionen getroffen haben, zumal der Sorbe die Geschäftsordnung entwarf und Bakunin als einer der Kongreßsekretäre wirkte. ⁷⁴ So ist es sicherlich kein Zufall, daß in Jordans »Jahrbüchern«, die freilich schon seit dem 6. April 1848 von Johann Ernst Schmalzer (Jan Arnošt Smoler) geleitet wurden, eine Übersetzung des Artikels »Statuten der neuen slawischen Politik« »aus der Feder des bekannten russischen Publicisten und Flüchtlings Bakunin« erschien, den dieser auf dem Slawenkongreß entworfen hatte und zirkulieren ließ. ⁷⁵

Bakunin hoffte auf eine neue Revolution: »In Deutschland gehen die Sachen gut [...] Im Frühjahr eine neue Revolution.« ⁷⁶ Deshalb suchte Bakunin in Leipzig Kontakt zu revolutionär gesinnten slawischen Studenten der Universität. Dazu zählten Tschechen wie die Theologie studierenden Brüder Gustav und Adolf Straka, nicht wenige Sorben, so Korla Awgust Marčka, Ernst Bohuwěr Sommer und Korla Awgust Jenč, der sogar für den 1. Januar 1849 von einem »slawischen Kongreß« auf Som-

73 Stephan Born: *Erinnerungen eines Achtundvierzigers*. 3. Auflage. Leipzig 1898. S. 177.

74 Siehe Michail Bakunin: *Sozial-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw[anowitsch] Herzen und Ogarjow*. Hrsg. von Michail Dragomanow. Stuttgart 1895. S. LIII. Anmerkung *: »ein Lausitzer«.

75 Siehe *Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft*. Leipzig-Bautzen 6(1848)49 vom 30. September (Nachdruck: Leipzig 1974). S. 257–260.

76 Brief an Georg Herwegh vom 28. Januar 1849. Zitiert nach Max Nettlau: *Michael Bakunin in den Jahren 1848–1849*. In: *Sozialistische Monatshefte*. Berlin 2(1898). S. 193.

mers Studentenbude sprach.⁷⁷ In Leipzig traf Bakunin Ende Januar 1849 mit den aus Prag kommenden Revolutionären Emanuel Arnold und Josef Václav Frič, dem Polen Juliusz Andrzejkowicz (der den »Aufruf an die Slaven« ins Polnische übersetzt hatte) sowie mit den ihm aus der Zeit in Köthen bekannten Mitgliedern des Deutschen Zentralausschusses, den Abgeordneten Karl D'Estier und Adolf Hexamer, zusammen, die er mit seinen Ideen der Slawenbefreiung vertraut machte.⁷⁸ Im Hotel »Goldner Hahn« kam es auch zu Unterredungen mit einer größeren Zahl von österreichischen Emigranten; hier soll sich Arnold gegen einen Anschluß Böhmens an Deutschland ausgesprochen haben.⁷⁹ Bakunin gewann die beiden Strakas als Emissäre für Kontakte nach und Agitation in Böhmen, ebenso den aus Galizien stammenden, bereits erwähnten polnischen Musiker Juliusz Heimberger (der am Leipziger Konservatorium studierte) und den polnischen Offizier Józef Akkort.

BAKUNIN IM DRESDNER MAIAUFSTAND 1849

Bakunins Rolle im Dresdner Maiaufstand 1849 ist umstritten; die Art seines Wirkens und die Chronologie seiner Dresdner Tage ist nicht eindeutig fixiert. Vieles wird sich wohl auch nicht mehr restlos rekonstruieren lassen, es sei denn, die in Moskau lagernden Dresdner Bakuninakten⁸⁰ (insgesamt neun Bände) würden, ergänzt durch weitere zeitgenössische Berichte sowie spätere Erinnerungen, systematisch daraufhin durchgesehen. Inhaltlich schwankt die Forschung zwischen zwei Extremen: einer Überbewertung und einer Marginalisierung jener Rolle, die der Russe während des Aufstandes tatsächlich gespielt hat. In der deutschen öf-

77 Zitiert nach Peter Kunze: Zum Zusammentreffen des Sorben Jan Arnošt Smoler mit Michail Bakunin im Mai 1849 in Bautzen. Legende oder Wirklichkeit? In: Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 65 (1994). Weimar 1995. S. 119.

78 Siehe ausführlicher Helmut Zessin: Deutsch-polnisch-tschechische revolutionäre Kooperation im Frühjahr 1849 in Sachsen. In: Jahrbuch für Geschichte. Bd. 14. Berlin 1976. S. 57–83 (im weiteren Helmut Zessin: Deutsch-polnisch-tschechische revolutionäre Kooperation ...).

79 Siehe ebenda. S. 58.

80 Dazu neuerdings ausführlich (einschließlich der Moskauer Standorte und Signaturen) Wolfgang Eckhardt: Die Dresdner Bakuninakten. Geschichte eines Koffers. In: Karin Jeschke/Gundula Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 58–70.

fentlichen Meinung gilt er spätestens seit seiner Verhaftung als böser Dämon und Drahtzieher der Revolution, der Maiaufstand selbst als eine Verschwörung des Auslandes, die die sächsischen Bewohner nur irregeleitet hätte.⁸¹ Diesen Ruf ist er wohl in Sachsen auch nie losgeworden, zumal sein späteres Handeln als Anarchist das zu bestätigen schien. Es ist aber wohl eher so, wie es seinerzeit Rolf Weber formulierte, wonach »durch Bakunins Aufenthalt in Leipzig und Dresden und die von ihm *in Gemeinschaft mit sächsischen Demokraten* geknüpften internationalen Beziehungen Sachsen zu einem wichtigen Zentrum der Koordinierung der mitteleuropäischen revolutionären Bewegung im Frühjahr 1849 wurde.«⁸² Ich setze hinzu: Bakunin konnte offenbar im späteren öffentlichen Bewußtsein (inwieweit auch in den Tagen des Aufstandes selbst, bleibt noch weiter zu klären) deshalb so eine große Rolle spielen, weil er an der Schnittstelle zweier Netzwerke stand. Einerseits waren das seine umfänglichen Verbindungen zu den vorhandenen revolutionären Kräften, Gruppierungen und Gruppen unter den Vertretern verschiedener slawischer Völker sowie der Ungarn, die durch seine Beziehungen zu den linken westeuropäischen Demokraten ergänzt wurden. Andererseits waren das seine ebenfalls vielfältigen Kontakte zu den deutschen (und damit auch sächsischen) Linken. Viele von ihnen bestanden, wie gezeigt wurde, bereits seit 1842.

Anfang März 1849 war Bakunin erneut, diesmal illegal, von Leipzig nach Dresden, offenbar wegen der Grenznähe zu Böhmen, übergesiedelt, wo er sich unter dem Namen Dr. Schwarz in der sogenannten Menagerie in der Friedrichstraße 24 bei einer Frau Naumann einmietete, deren Sohn Mitarbeiter in der »Dresdner Zeitung« war. Später wechselte er mehrfach die Quartiere und soll unter anderem bei Ernst Ludwig Wittig, August Röckel und dem Polen Andrzejkowski gewohnt haben. Diese

81 Siehe dazu die mehrfach nachgedruckten Berichte eines unbekanntes Korrespondenten in der »Leipziger Zeitung« vom 12. Mai 1849 (Nr. 132). S. 2415. – Siehe besonders Nr. 134 mit der denunziatorischen Frage: »Wer herrschte eigentlich dort [im Dresdner Rathaus – E. H.]? waren es nicht Russen und Polen, war es nicht Bakunin?« (»Leipziger Zeitung« vom 14. Mai 1849. S. 2443). – Der Schuldzuweisung an die Ausländer, um »damit einen Entschuldigungsgrund für die Erhebung zu gewinnen«, widersprach schon Walter Schinke: Der politische Charakter des Dresdner Maiaufstandes und die sächsischen Parteien während des Aufstandes und seiner unmittelbaren Folgen. Halle/Saale 1917. S. 37f.

82 Rolf Weber: Die Revolution in Sachsen 1848/49. Berlin 1971. S. 281 (Hervorhebung von mir – E. H.).

Vorsicht war geboten, galt Bakunin doch als politisch Verfemter: »Ich hielt mich im Gegenteil verborgen, da ich nicht sicher wußte, ob mich die Dresdener Polizei ohne Paß in der Stadt dulden würde oder nicht.«⁸³ Daher besuchte Bakunin anfänglich auch keine Veranstaltungen oder Klubs, denn seine politischen Interessen waren nicht auf Deutschland oder gar Sachsen, sondern vor allem auf das Geschehen in Böhmen gerichtet. Richard Wagner wohnte übrigens in der Nachbarschaft, im Marcolini-Palais in der Friedrichstraße 20a, und auch August Röckel war schräg gegenüber, im Geburtshaus des Malers Ludwig Richter, in der Nr. 29 ansässig. Man traf sich im Gartenhaus der Familie Naumann, anfangs wöchentlich, dann täglich. Hier nahm Bakunin auch unmittelbaren Kontakt zu den Dresdner revolutionären Kräften auf.

Besondere Bedeutung besaßen die Beziehungen zu Ernst Ludwig Wittig (1815 bis unbekannt)⁸⁴, mit dem er nach eigenen Aussagen 1842, vielleicht im literarischen Engelklub, bekanntgeworden war.⁸⁵ Bereits in Köthen begann der Russe seine publizistische Mitarbeit in Wittigs »Dresdner Zeitung«, die mehrere Aufsätze von ihm veröffentlichte.⁸⁶ Höhepunkt war der ihm zugeschriebene Leitartikel »Der deutsch-russische Krieg«⁸⁷ am 29. März 1849, in dem er den revolutionären Volkskrieg gegen die russische zaristische Bedrohung forderte. Seine Mitarbeit und sein Engagement in diesem Presseorgan führten offenbar zu einer immer stärkeren politischen Radikalisierung des Blattes und dienten der unmittelbaren Vorbereitung des Maiaufstandes. Im April 1849 veröffentlichte er eine bereits im Januar in Leipzig begonnene Artikelserie »Russische Zustände« für die »Dresdner Zeitung«, die noch im Juni gleichen Jahres,

83 Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis. Die »Beichte«. Berlin 1988 (im weiteren Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ...). S. 82.

84 Über ihn siehe Roland Zeise/Helmut Zessin: Ernst Ludwig Wittig. Polenfreund und revolutionärer Publizist. In: Männer der Revolution von 1848. Bd. 2. Berlin 1987. S. 227–243.

85 Siehe Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ... S. 70.

86 Siehe Bakunin und die Mitarbeit in der »Dresdner Zeitung« ist am ausführlichsten behandelt in: Michael Bakunin: »Barrikadenwetter« und »Revolutionshimmel« (1849). Artikel in der »Dresdner Zeitung«. Berlin 1995. – Siehe ferner Hans-Karl Tannewitz: M. A. Bakunins publizistische Persönlichkeit, dargestellt an seiner politisch-journalistischen Arbeit 1849 in Dresden. Berlin 1962 (im weiteren Hans-Karl Tannewitz: M. A. Bakunins publizistische Persönlichkeit ...). S. 80ff.

87 Siehe Hans-Karl Tannewitz: M. A. Bakunins publizistische Persönlichkeit ... S. 100f.

schon nach der Zerschlagung des Maiaufstandes, anonym als selbständige Broschüre erschien.⁸⁸

Aber Bakunin, der nicht so sehr Sachsen und Deutschland bei seiner revolutionären Agitation und Propaganda im Blick hatte, sondern die Befreiung Rußlands und der anderen slawischen Völker sowie Ungarns, suchte wie schon in Leipzig, so auch in Dresden vor allem direkte Kontakte zu slawischen Revolutionären und Demokraten, die zeitweilig in Sachsen weilten oder gar ansässig waren.

Ende März 1849 zog es Bakunin kurz nach Prag, wo er mit führenden Repräsentanten der tschechischen revolutionären Bewegung zusammentraf, um zu sondieren, inwieweit man gemeinsame Aktionen gegen die habsburgische Reaktion organisieren könnte. Am 12. und 13. April, nun schon in Dresden, kam es zu erneuten Gesprächen mit Josef Václav Frič und Józef Akkort.⁸⁹ Danach (zwischen dem 14. und 29. April) muß Bakunin von Dresden aus nach Bautzen gefahren sein, um mit dem sorbischen Aufklärer, Verleger, Sprachforscher und Volkskundler Jan Arnošt Smoler (Johann Ernst Schmalzer, 1816–1884) die Möglichkeiten einer Empörung der sorbischen Bauern gegen die Gutsbesitzer als flankierende Maßnahme für eine revolutionäre Erhebung zu besprechen, wenn auch ohne Erfolg.⁹⁰ Am 30. April 1849 traf er sich mit dem deutschböhmischem linken Abgeordneten Karl Zimmer in der Wohnung

88 Zu den textkritischen Problemen dieser Materialien siehe die Einführungen von Boris Nikolaevskij und Wolfgang Eckhardt in Michael Bakunin: Russische Zustände. Berlin 1996.

89 Siehe Josef Pfitzner: Bakuninstudien ... S. 144f. – Jana Englová: Die Idee der mitteleuropäischen Revolution während der Vorbereitung des Dresdner und des Prager Maiaufstandes in den Jahren 1848/49. In: Karin Jeschke/Gunda Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 183.

90 Siehe Peter Kunze: Zum Zusammentreffen des Sorben Jan Arnošt Smoler mit Michail Bakunin im Mai 1849 in Bautzen. Legende oder Wirklichkeit? In: Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 65 (1994). Weimar 1995. S. 113–119. – Kunze wertet die Autobiographie Smolers und die Beziehungen Bakunins zur sorbischen Studentenschaft in Leipzig sehr gründlich aus, nimmt aber fälschlicherweise einen Termin des Bautzen-Besuchs *nach* dem Maiaufstand an, obwohl Bakunin ja unmittelbar danach verhaftet wurde. Auch Erhard Hartstock kann nicht gefolgt werden, weil er einen Bautzen-Besuch Bakunins *während* des Maiaufstandes annimmt, wozu sicherlich keine Zeit blieb (siehe Erhard Hartstock: Die serbische nationale Bewegung in der sächsischen Oberlausitz 1830–1848/49. Bautzen 1977. S. 132). Da Bakunin unter dem Namen Oubrill reiste und im Hotel »Zum weißen Roß« abstieg, wäre es nötig, die entsprechenden Gästebücher zu einer exakten Terminbestimmung zu finden.

des demokratischen Abgeordneten Neumann in Anwesenheit von Röckel und dem deutschmährischen Demokraten Oswald Ottendorfer und gewann Zimmer für die Revolution.⁹¹ Am gleichen Tag empfahl er den tschechischen Revolutionären Karel Sabina und Emanuel Arnold seinen Freund Röckel, der – wenn auch vergeblich – die Bemühungen der tschechischen und deutschen (sächsischen) Revolutionäre vereinen sollte. Auch der ungarische Offizier Baron von Bayer, ein Beauftragter des Kossuth-Gesandten Graf Ladislaus Teleky, wurde in dieses von Bakunin geknüpfte Netzwerk eingebunden,⁹² außerdem die in Dresden weilenden Vertreter des Zentrums der polnischen revolutionären Demokratie, der Centralizacja Towarzystwa Demokratycznego Polskiego, Wiktor Heltman und Aleksander Krzyżanowski.⁹³ Zu diesem Zweck fand am 1. Mai eine Geheimberatung zwischen den deutschen Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung D’Ester (mit dem Bakunin in Köthen einen Monat zusammen gewohnt hatte), Josef Schlüter und Wittig, den aus Paris entsandten Polen sowie Bakunin statt, in der es um die Einschätzung der deutschen Situation und die Vorbereitung eines Aufstandes in Böhmen und Ungarn ging.⁹⁴ Von nicht unerheblicher Bedeutung war auch im Vorfeld des Aufstandes die polnische Runde, die sich regelmäßig (immerhin 15 bis 20 Personen, wengleich die Anzahl der kämpfenden Polen dann wohl erheblich geringer gewesen sein dürfte) im Café Torniamenti traf

91 Siehe Hans-Karl Tannewitz: M. A. Bakunins publizistische Persönlichkeit ... S. 91. – Zu Ottendorfer siehe ebenda. S. 88.

92 Siehe Helmut Zessin: Deutsch-polnisch-tschechische revolutionäre Kooperation ... S. 72.

93 Über die polnischen Aktivitäten während des Dresdner Aufstandes siehe Juliusz Wil-laume: Polacy w powstaniu drezdeńskim 1849 roku: In: *Annales universitatis Mariae Curie-Skłodowska Lublin*. Lublin Bd. XV. 3(1960). Sectio F. S. 57–78. – Joanna Magacz: Sachsen – Ein bedeutender Mittelpunkt deutsch-polnischer Kooperation. In: Karin Jeschke/Gunda Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 175–179. – Zu den tschechisch-deutschen Verbindungen siehe Zdeněk Šamberger: Die revolutionäre Zusammenarbeit der tschechischen und sächsischen Demokraten im Frühjahr 1849. In: *Aus 500 Jahren deutsch-tschechoslowakischer Geschichte*. Berlin 1958. S. 249–298, allerdings mit einer deutlich gegen Bakunin ausgerichteten Tendenz. – Siehe ferner Jana Englová: Die Zusammenarbeit sächsischer, tschechischer und deutschböhmischer Demokraten im Frühjahr 1849. In: Rudolf Jaworski/Robert Luft (Hrsg.): 1848/49. Revolutionen in Ostmitteleuropa. München 1996. S. 303–312.

94 Dazu viel Material bei Helmut Zessin: Deutsch-polnisch-tschechische revolutionäre Kooperation ... S. 74ff., besonders S. 79f.

und zu der die Dresdner Demokraten August Martin und Ludwig Wittig Zutritt hatten, die ihrerseits wieder mit Bakunin in Kontakt standen.⁹⁵

Die wenigen Beispiele zeigen schon das große internationale Geflecht all jener Verbindungen, das damals entstand, ohne daß man freilich sagen könnte, daß es die alleinige Idee und Führerschaft Bakunins war, die das Verhältnis dieses Bundesgenossen zueinander bestimmte, und auch ohne daß man übersehen darf, daß es sich ja um keine Massenbewegung handelte. Vielfältige Bewegungen gab es eigentlich nur in Böhmen. Dennoch beweisen alle diese Begegnungen, daß die Weichen für einen slawischen Aufstand (begrenzt auf das habsburgische Böhmen) zu stellen versucht wurden.

Und dann kam einigermaßen plötzlich und unerwartet der Maiaufstand in der sächsischen Hauptstadt. Bakunin befand sich – wie einige seiner Gesprächspartner auch – mitten im Getriebe der Revolution:

»Die deutschen Demokraten bereiteten für den Frühling 1849 einen allgemeinen Aufstand in ganz Deutschland vor. Ich wollte, die Slawen und Magyaren, die damals schon in offener und entschlossener Auflehnung gegen den Österreichischen Kaiser standen, sollten sich ihnen anschließen. Ich wünschte diese Vereinigung, nicht, um sie mit Deutschland zu verschmelzen, sondern der Sieg der Revolution in Europa sollte zugleich über die Unabhängigkeit der slawischen Stämme entscheiden.«⁹⁶

Das zeigt zum einen die strategische, nationale Grenzen überschreitende Weitsicht Bakunins, der von einem Sieg der Revolution in Deutschland und in Mittel- und Westeuropa überhaupt auch politische und nationale Umwälzungen in den zumeist unter russischer, österreichischer oder preußischer Herrschaft lebenden Völker abhängig machte. Zugleich aber wird erkennbar, wie wenig Bakunin begriff, daß der Höhepunkt der revolutionären Erhebung eigentlich schon vorbei war und auch der heroische Maiaufstand in Dresden eigentlich nur ein blutiges (seitens der Reaktion) Nachhutgeplänkel war. Schließlich wird die entscheidende, sein weiteres Leben bestimmende politische Schwäche erkennbar, daß er in einem bestimmten Maße Revolution als das Nonplusultra allen Seins, ja fast als Selbstzweck begriff, den allein der Begriff der »Revolution« (unabhängig von den jeweiligen konkreten Bedingungen) zu mobilisieren vermochte. Eben deshalb engagierte er sich während des Maiaufstandes mit allem Einsatz seiner Personen, auch wenn er selbst

95 Siehe ebenda. S. 73f.

96 Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ... S. 59.

wohl von der raschen Eskalation der Dresdner Ereignisse überrascht war. Seine engen persönlichen Beziehungen zu wichtigen Führerpersönlichkeiten des Dresdner Aufstandes wie Tzschirner, Röckel und Wittig förderten das. So war es einmalig in der Revolutionsgeschichte von 1848/49, daß sich zu den deutschen Revolutionären auch Polen, Tschechen und der Russe Bakunin (aber wohl als Einzelgänger) gesellten. Er selbst erklärte später in einer Vernehmung am 28. September 1849 seine Motive:

»Ich habe mich an der sächsischen Erhebung hauptsächlich deshalb beteiligt und betätigt, weil ich in dem Aufstand eine Opposition gegen den preußischen Einfluß und diesbezüglich auch, da die russische Politik auf Preußen influert, gegen den russischen Einfluß erblickte.

Da nun mein Wirken hauptsächlich gegen Rußland gerichtet war, so erschien mir auch diese Revolution meiner Tendenz, den russischen Einfluß auf Deutschland zu brechen, ihn wenigstens zu schwächen, entsprechend, und daher sympathisierte ich mit dieser Revolution.«⁹⁷

Genau das ist wohl auch der Schlüssel für Bakunins Engagement in Dresden. Sein nächstes Ziel – und darauf hatte er vor den bewaffneten Auseinandersetzungen in seiner konspirativen Tätigkeit in Leipzig, Köthen, Bautzen und Dresden sowie in Böhmen hingearbeitet, – war eine Vereinigung der slawischen und deutschen Demokratie gegen das russische Zarentum. Seine Position war die eines demokratischen Panslawismus oder – wie es Rolf Weber formulierte: »Sein [Bakunins – E. H.] Ziel war die Überwindung des russischen Zarismus und der Habsburgermonarchie, der entscheidenden Mächte der europäischen Konterrevolution, mittels einer Kette revolutionärer Aktionen. Hierbei sollte auch die ›zweite‹ deutsche Revolution nur ein Glied darstellen und diese schließlich in eine tiefgreifende Bauernbewegung in Rußland ausmünden.«⁹⁸

Das ist wohl der Kern jenes Revolutionskonzepts, das Bakunin in dieser Zeit vorschwebte und ihn zum aktiven Handeln trieb. Aber die Annahmen, daß sich von Böhmen aus angesichts der konkreten Bedingungen dieses Konzept verwirklichen, und die Vorstellung, daß auch die Revolutionäre unter den Polen beliebig zum Aufstand bereit waren (was den historischen Gegebenheiten ebenfalls nicht entsprach), erwiesen sich als illusorisch. Ob ein derartiges Bündnis zwischen deutschen und slawischen Demokraten verschiedener Länder faktisch damals überhaupt er-

97 Ebenda. S. 101.

98 Rolf Weber: Die Revolution in Sachsen 1848/49. Berlin 1971. S. 281.

reichbar war, darf angesichts der Zersplitterung der Bewegung, aber auch angesichts der nationalen Zwistigkeiten der slawischen Revolutionäre untereinander füglich bezweifelt werden, zumal Bakunin (so er denn überhaupt zu diesem Zeitpunkt auf irgendeine Führungsposition zielte) für seine noch in vielem unausgegorenen Idee zwar über das nötige Charisma und die notwendige Beredsamkeit verfügte, nicht aber über irgendeine organisatorische Basis, schon gar nicht in Sachsen. Außerdem fehlte für alle seine Ideen auch die entsprechende finanzielle Basis.

Folgerichtig wurde Bakunin, durch den Aufstand aus seiner illegalen Situation befreit, wegen seiner Kenntnisse als Artillerieoffizier eine Art Militärspezialist der Revolution, der der Provisorischen Regierung seine oft sarkastischen Ratschläge gab. Bakunin gehörte in den wenigen Tagen der Revolution jedoch offiziell nicht zum revolutionären Führungsstab, der sich um den Advokaten Samuel Tzschirner, den Stadtrat Otto Heubner und den Abgeordneten Karl Gotthelf Todt gebildet hatte. Aber Tzschirner stellte Bakunin einen Ausweis mit besonderen Vollmachten aus: »Der Bürger Bakunin wird von der provisorischen Regierung ermächtigt, alle ihm nötig erscheinenden Kommandos, Angelegenheiten anzuordnen.«⁹⁹ Das Dokument wurde vermutlich am 4. Mai nachmittags ausgestellt, als neben Bakunin auch Heltman, Krzyżanowski und der polnische Architekt Gołębiowski zu militärischen Beratern der Aufständischen bestellt wurden.

Aber was half das alles noch in den sechs Tage währenden Barrikadenkämpfen vom 4. bis zum 9. Mai? Bakunin konnte in einer Zeit, als der Aufschwung der Revolution eigentlich schon abgeflaut wurde, selbst unter größter physischer und geistiger Anstrengung nicht einmal mit den polnischen Beratern der Centralizacja, etwas erreichen, zumal diese sich angesichts der Aussichtslosigkeit des Unternehmens bald zurückzogen. Dennoch arbeitete er fieberhaft, schuf den Entwurf einer Barrikadenordnung, machte Patrouillengänge, sorgte sich um die Beschaffung und Bereitstellung von Munition und ordnete die neu eingetroffenen Kämpfer den Einheiten zu.¹⁰⁰ Vor allem aber blieb er bis zum letzten Moment im Rathaus präsent und sorgte für einen geordneten Rückzug. Bakunin beschrieb seine damalige Situation in der »Beichte« an den Zaren Nikolaus I., die er in der Petersburger Peter- und Pauls-Festung abgefaßt hatte:

99 Zitiert nach Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ... S. 103.

100 Siehe Rolf Weber: Die Revolution in Sachsen 1848/49. Berlin 1971. S. 346.

»Ich bin nicht imstande, [...] eine eingehende Rechenschaft über die drei oder vier Tage abzulegen, die ich nach der Flucht der Polen [das müßte der 6. Mai gewesen sein – E. H.] in Dresden verbrachte. Ich redete viel, gab Ratschläge und Befehle und bildete eigentlich allein die ganze ›Provisorische Regierung‹, ich tat alles, was in meinen Kräften stand, um die verlorene und offensichtlich untergehende Revolution zu retten. Ich schlief nicht, aß und trank nicht, ich war völlig erschöpft und konnte doch das Zimmer der Regierung keinen Augenblick verlassen, weil ich befürchtete, Tzschirner möchte wieder fliehen und meinen Heubner allein lassen.«¹⁰¹

Diese Äußerungen sind insofern merkwürdig, als Bakunin hier so tut, als sei er der tatsächliche Führer des Aufstandes gewesen, eine Behauptung, die er in den Verhören abgestritten und weit von sich gewiesen hatte. Die Chronologie der Handlungen Bakunins in diesen Tagen ist freilich nur mit größten Mühen zu erschließen. Die Hinweise bei Richard Wagner sind undatiert; Bakunins eigene Hinweise in den Verhören sind dunkel.¹⁰² Am 8. Mai soll er vor Leipziger Repräsentanten eines vereinigten Ausschusses in Dresden über die europäische Bedeutung des Maiaufstandes gesprochen haben.¹⁰³

Bakunins Auftreten in den Revolutionstagen im Rathaus und auf den Barrikaden, sein Engagement für die Revolution, seine Entschlossenheit zum revolutionären Handeln, seine Kaltblütigkeit, aber auch seine oft unorthodoxen militärtechnischen Ratschläge zum Sprengen von Häusern ließen ihn, wie gesagt, für den sächsischen Philister zum Schreckgespenst und »Pyromanen«¹⁰⁴ werden. So blieb es nicht aus, daß Bakunins Dresdner Zeit mit jener Legende verbunden ist, die ihn als ausgesprochenen Kulturfeind, ja als Verächter und Zerstörer von kulturellen Wer-

101 Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ... S. 89.

102 Eine Chronologie als Zusammenfassung vorliegender Forschungen bietet Rudolf Franz: Die Rolle der Arbeiter während des Dresdner Maiaufstandes von 1849. Diss. phil. Potsdam 1967.

103 Siehe Michail Bakunin: Sozial-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw[anowitsch] Herzen und Ogarjow. S. LXI. – Roland Jäger: Ludwig Schreck und die Unterstützung des Dresdner Maiaufstandes aus Leipzig. In: Karin Jeschke/Gundula Ulbricht (Hrsg.): Dresden, Mai 1849. Tagungsband. Dresden 2000. S. 173.

104 So noch unlängst Helmut Dahmer: Michael Bakunin, der Don Quijote der Revolution. In: Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849. Bonn 1995. S. S. 32. – Dahmer verstieg sich sogar zu der These: »Die Brandstiftung galt ihm das der eigentlich befreiende revolutionäre Akt.« (ebenda).

ten kennzeichnen. Es geht um das Gerücht, Bakunin wollte angeblich die »Sixtinische Madonna« Raffaels, die »Madonna« Bartholomé Esteban Murillos sowie weitere Gemälde auf den Barrikaden aufstellen, um die preußischen Soldaten am Schießen zu hindern.

Offenbar hatte er damit selbst posiert, denn zum ersten Mal ist diese Legende bei keinem anderen als seinem Freund Alexander Herzen belegt, der in seinem Erinnerungsbuch »Mein Leben. Memoiren und Reflexionen« (Byloe i dmy, 1852–1856) in seinen (liest man alles über den Revolutionär, nicht nur diese eine Stelle bei Herzen) eher liebevoll-ironischen Informationen über Bakunin folgendes berichtete:

»Der ehemalige Artillerieoffizier lehrt die Professoren, Musiker und Pharmazeuten, die zur Waffe gegriffen haben, das Kriegshandwerk [...] er gibt ihnen den Rat, die »Madonna« von Raffael und die Bilder von Murillo auf die Stadtmauern zu stellen und sich mit ihnen vor den Preußen zu schützen, die zu *klassisch gebildet* seien, um es zu wagen, auf Raffael zu schießen.«¹⁰⁵

Diese Geschichte wurde schon zu ihrer Zeit und wird bis in die Gegenwart tradiert. Der Bericht Herzens (nicht Bakunins!) wird noch ergänzt durch eine angeblich dies kommentierende Äußerung Bakunins, die durch Julius Eckardt überliefert worden sein soll und die nach Hans-Karl Tannewitz und Bernd Kramer folgendermaßen lautet:

»Als ihn daraufhin jemand fragte, ob er ebenso handeln würde, wenn es gälte, sich vor der russischen Armee zu verteidigen, antwortete er: ›O nein, Bruder! Der Deutsche ist ein zivilisierter Mensch, doch der Russe ein Wilder; er wird nicht nur auf Raphael schießen, sondern sogar auf die Mutter Gottes, wenn es die Vorgesetzten verlangen. Gegen russisches Militär mit seinen Kosaken wäre es sündhaft, solche Mittel zu gebrauchen, – das Volk würde man nicht retten, und Raphael würde man zugrunde richten!‹.«¹⁰⁶

105 Alexander Herzen: Mein Leben. Memoiren und Reflexionen. Bd. 3. Berlin 1962. S. 452.

106 So zitiert bei Hans-Karl Tannewitz: M. A. Bakunins publizistische Persönlichkeit ... S. 109. – Tannewitz verweist auf [Julius Eckardt]: Russland vor und nach dem Kriege. 2. Auflage. Leipzig 1879, allerdings ohne Seitenangabe. – Bernd Kramer übernimmt diese Äußerungen ohne genauere Prüfung (siehe Bernd Kramer: »Laßt uns die Schwerter ziehen ...«. S. 229 sowie in anderen Publikationen). Von uns konnte das Zitat bei Eckardt in seiner Schrift *nicht* nachgewiesen werden; vielleicht steht es woanders? Bis dahin sind Zweifel über diese vermeintlichen Äußerungen Bakunins angebracht.

Peter Scheibert meinte später, es sei eine Anekdote, »leider zu gut erfunden, um wahr zu sein«;¹⁰⁷ neuerdings bezeichnete es Gerd de Bruyn als »Vorwegnahme des Kunststappens«. ¹⁰⁸ Einzig Bernd Kramer nimmt unter Bezug auf Herzen diese Äußerungen für bare Münze, schließt zumindest eine solche Idee Bakunins nicht aus, wenngleich er selbst zweifelnd formulierte: »Weshalb Bakunin nun seine Idee nicht realisierte, wer oder was ihn daran hinderte – wir wissen es bis jetzt nicht.«¹⁰⁹ Kramer ist zuzustimmen, daß kultische Symbolzerstörungen (wie Zerstörungen von Kulturgütern generell) in kriegerisch-militärischen Auseinandersetzungen nichts Außergewöhnliches sind und diese Absicht den Glauben Bakunins an die »Macht des Bildes«¹¹⁰ bezeugt. Und er kommt zu dem Schluß: »Bakunins Idee, Kunstwerke als Zitat, als Hinweis auf unhaltbare gesellschaftliche Zustände zu benutzen, um zweidimensionale Bilder in den dreidimensionalen Raum, in die politische Zeit zerren zu wollen, das ist sein unvergeßliches Verdienst«.¹¹¹

Sicherlich ist die von Herzen wiedergegebene Episode vielfältig deutbar: als Mythos in der Hoffnung, mit einem Bildnis der Mutter Gottes drohende Vernichtung abwenden zu können, oder auch als ironischer Spott Bakunins über die »Kultur« preußischer Soldaten, die sich für ihn und seine Kombattanten nach der Niederschlagung des Aufstandes in fürchterlicher Grausamkeit entladen sollte. Aber Herzens Ton scheint mir in der Wiedergabe dieser Episode eher spöttisch zu sein, keine genaue Information. Und die nachfolgenden Äußerungen, angeblich von Eckardt, sind wahrscheinlich nicht authentisch. Außerdem zeigte das tatsächliche Verhalten der preußischen und sächsischen Soldaten bei der Niederschlagung der Revolution, wie sie etwa August Röckel beschrieben hat,¹¹² das ganze Gegenteil von »klassischer Bildung«, denn auch sie

107 Peter Scheibert: Von Bakunin zu Lenin. Geschichte der russischen revolutionären Ideologien. 1840–1895. Bd. I. Leiden 1956. S. 278.

108 Gerd de Bruyn: Die deutsche Revolution, die Reichsverfassungskampagne und die Rolle Bakunins, Sempers und Wagners beim Dresdner Mai-Aufstand. In: Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Mai-Aufstand 1849. Bonn 1995. S. 16.

109 Bernd Kramer: »Laßt uns die Schwerter ziehen ...«. S. 229.

110 Ebenda. S. 230.

111 Ebenda. S. 231.

112 Siehe August Röckel: Zu lebenslänglich begnadigt. Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim. Frankfurt am Main 1865 (Nachdruck Berlin 1963, wonach zitiert wird). S. 156f.

hätten auf Befehl (und auch ohne Befehl!) ihrer Vorgesetzten vermutlich geschossen.

Zudem scheint mir Bernd Kramer andere Dinge zu übersehen: die intensive russische Raffael-Rezeption, ja den Raffael-Kult seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert.¹¹³ Ihm konnte sich übrigens auch Bakunin nicht entziehen, denn er war schon 1842 von der Gemäldegalerie begeistert: »Meine Augen ergötzen sich am Anblick der Madonna«, schrieb er begeistert.¹¹⁴ Dazu kommt die Neigung Bakunins, sich überaus pointiert zu äußern und seine Gesprächspartner mit paradoxen Vorschlägen zu verblüffen, wie etwa die oben zitierte Äußerung zu Wolfsohn beweist. Und noch etwas will bedacht sein. Bei den Gefechten sollen die Aufständischen auf die Gemäldegalerie im Zwinger geschossen haben, die von Regierungstruppen am 5. Mai verteidigt wurde. Sie durchlöcheren dabei die »Madonna« von Murillo sowie weitere Gemälde.¹¹⁵ Daraus folgt aber auch, daß die Aufständischen (und damit Bakunin) faktisch keine Möglichkeit besaßen, überhaupt mit den Gemälden zu »operieren«. Dem müßte weiter nachgegangen werden. Ist es nicht auch hier wieder ein Spiel der Phantasie Bakunins in den von Herzen überlieferten Äußerungen zur Sixtina, um den Gesprächspartner mit Paradoxien zu verblüffen?

Wichtiger freilich für die Beantwortung dieser Problematik ist Bakunins Einstellung zur Kunst generell. Über seine Einstellung zur bildenden Kunst wissen wir kaum etwas. Mehr Material dagegen bieten seine Äußerungen zur Musik. Sie läßt sich an seinen Beziehungen zu Richard Wagner am ehesten darstellen. Die erste Begegnung zwischen beiden fand wohl im Oktober 1848 bei Röckel statt. In seinen Erinnerungen

113 Siehe Bogusław Mucha: *Madonna Sykstyńska* Raffaella w opinii pisarzy rosyjskich (koniec XVIII–XIX w.). In: *Slavia orientalis*. Warschau 44(1995)1. S. 15–30. – Irina Danilowa: Russische Stimmen. In: Michail V. Alpatov: *Die Dresdner Galerie. Alte Meister*. Dresden 1966. S. 369–386.

114 Michail A. Bakunin: An die Familie am 3. November 1841. In: Michail A. Bakunin: *Sobranie sočinenij i pisem*. 1828–1876. Bd. 3. Moskau 1934. S. 65.

115 Siehe die entsprechenden Berichte in »Leipziger Zeitung« vom 8. Mai 1849 (Nr. 128). S. 2335. – »Leipziger Zeitung« vom 14. Mai 1849 (Nr. 134). S. 2444. – Rudolf Franz: *Die Rolle der Arbeiter während des Dresdner Maiaufstandes von 1849*. Diss. phil. Potsdam 1967. S. 115 gibt die Datierung für den 5. Mai an, ohne das Problem zu erkennen. – Bernd Kramer datiert sein fiktives Gespräch zwischen der Sixtina und Bakunin auf den 4. Mai (siehe Bernd Kramer : »Laßt uns die Schwerter ziehen ...« S. 232).

»Mein Leben« entwarf Wagner ein farbiges Bild von Bakunins Biographie und Persönlichkeit, dessen Fremdartigkeit ihn vor allem beeindruckte: »Alles an ihm war kolossal, mit einer auf primitive Frische deutenden Wucht«. ¹¹⁶ Bakunin erschien ihm als Tatmensch und als begabter Redner; Wagner verdanken wir einige wichtige Porträtstriche, die geeignet sind, die Persönlichkeit des Russen zu charakterisieren. Vor allem aber wird bei ihm Bakunins Verhältnis zur Kunst, insbesondere seine Haltung zur Musik erkennbar. Musik zog Bakunin immer sehr an. So wohnte Bakunin am Palmsonntag 1849 der Generalprobe zu Beethovens Neunter Sinfonie heimlich bei, gab sich dann aber zu erkennen mit dem Ruf, »daß, wenn alle Musik bei dem erwarteten großen Weltenbrände verlorengelassen sollte, wir für die Erhaltung dieser Symphonie mit Gefahr unseres Lebens einzustehen uns verbinden wollten.« ¹¹⁷ Wagners Musik und dessen Musikdoktrin dagegen lagen Bakunin nicht sehr (eine ähnliche Einstellung hatte auch Fjodor Dostojewski), wengleich er den »Fliegenden Holländer« nach einem Klaviervorspiel »ungeheuer schön« ¹¹⁸ fand. Bakunins tiefe Empfindsamkeit für Musik wird besonders in Äußerungen an den Musiker Adolf Reichel deutlich, den er beispielsweise am 9. Dezember 1849 von der Festung Königstein aus ob der Niederlage der Revolution zu ermutigen suchte:

»Um Gotteswillen lass Deine musikalische Ader nicht versiegen, unter allen Künsten hat die Musik allein jetzt [nach der Niederlage der Revolution – E. H.] das Bürgerrecht in der Welt; – da, wo die Kanonen und die Wirklichkeit selbst sprechen, muss die Poesie schweigen; die Malerei hätte nur Hässliches zu malen; von der Sculptur schreibe ich nicht einmal [...] Die Musik allein hat einen Platz in der gegenwärtigen Welt gerade weil sie nichts Bestimmtes zu sagen den Anspruch hat und nur die allgemeine Stimmung, die grosse schmerzliche Sehnsucht ausführt, welche in der Gegenwart herrscht und deshalb muss sie auch eine grosse tragische Kunst sein.« ¹¹⁹

Wagner, selbst aktiv in die Revolution verwickelt, wußte vor allem Bakunins Diskussionslust zu rühmen, allerdings schien ihm (wie übri-

116 Richard Wagner: Mein Leben. Hrsg. von Eike Middell. Bd. 1. Leipzig 1985. S. 441.

117 Ebenda. S. 440.

118 Ebenda. S. 444. – Für Bakunins musikalische Interessen finden sich in seinen Briefen nicht wenige andere Belegstellen, die noch einer gründlicheren Auswertung harren.

119 Maks Nettelau: Bakunin v Kěnigštejne ... S. 240f. – Der Brief ist in deutscher Sprache geschrieben.

gens Röckel und anderen auch) dieser zunächst ein Revolutionär zu sein, der eher die Theorie der Konspiration liebte und Wunschschlösser erbaute, als mit den Realitäten zu rechnen. Bakunin seinerseits äußerte sich später (was aber wohl eher als eine Schutzbehauptung für den Kameraden anzusehen war) über Wagner nur als Phantasten;¹²⁰ andererseits wirkte die Begegnung mit dem Russen und der Revolution in vielfältiger Weise in Wagners musikalischem und theoretischen Werk nach.

Um auf die beabsichtigte und auch tatsächliche Zerstörung von Gebäuden wie Schloß und Teilen des Zwingers oder Gemälden aus der Galerie zurückzukommen. Der Revolutionär Bakunin präziserte seine Position dazu später in der »Beichte« folgendermaßen:

»Einige kommunistische Barrikadenführer waren auf den Gedanken gekommen, Dresden niederzubrennen und zündeten in der Tat einige Häuser an. Ich habe *niemals* einen solchen Befehl gegeben. Übrigens wäre ich *auch damit* einverstanden gewesen, wenn ich geglaubt hätte, man könnte die sächsische Revolution durch eine Feuersbrunst retten. *Ich habe nie begreifen können, weshalb Häuser und leblose Dinge beklagenswerter sein sollen als Menschen.* – Die sächsischen wie die preußischen Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, auf unschuldige, aus den Fenstern herausschauende Frauen zu schießen, und niemand war darüber erstaunt. Als aber die sächsischen Demokraten zu ihrer eigenen Verteidigung ein Haus anzündeten, schrien alle über Barbarei. Es muß überhaupt gesagt werden, daß die gutmütigen, gebildeten deutschen Soldaten in Dresden unvergleichlich ärgere Barbaren waren, als die Demokraten [Auch das spricht gegen die Legende von der geplanten Aufstellung der Sixtina auf den Barrikaden – E. H.]. Ich war selbst Zeuge des Unwillens, mit dem sich anwesende Demokraten, lauter Arbeiter, auf einen Menschen stürzten, der sich herausnahm, einen verwundeten preußischen Soldaten zu beschimpfen. Aber wehe dem Demokraten, der in die Hände der Soldaten fiel. Die Offiziere selbst zeigten sich nur selten und legten die größte Schonung für sich an den Tag, ihren Soldaten aber hatten sie Befehl gegeben, keine Gefangenen zu machen [...] Ich habe die Brände nicht befohlen, aber ich ließ auch nicht zu, daß man unter dem Vorwand, sie zu löschen, die Stadt an die Truppen verriet. Als es aber offensichtlich war, daß Dresden nicht mehr gehalten werden konn-

120 Siehe Woldemar Lippert: Richard Wagners Verbannung und Rückkehr. 1849–1862. Berlin 1927. S. 214.

te, schlug ich der ›Provisorischen Regierung‹ vor, sich im Rathause in die Luft zu sprengen, ich hätte genügend Pulver anhäufen lassen. Man wollte aber nicht [...]«¹²¹

So war seine Position, die man akzeptieren kann oder auch nicht. Nach dem Scheitern der Revolution wurde der erschöpfte Bakunin mit einigen Gesinnungsgenossen in Chemnitz verhaftet und am 10. Mai 1849 nach Altenburg gebracht. Dann kam er nach Dresden und schließlich ab 28. August auf die Festung Königstein. Es dauerte fast ein Jahr, nach einem langwierigen Prozeß und vorherigen endlosen Verhören, bis er an Österreich ausgeliefert wurde.

Deshalb war es für den Russen mehr als angenehm, in dem Rechtsanwalt Franz Otto aus Dresden einen wirklichen Interessenvertreter zu haben. Noch mehr allerdings wurde seine Stimmung durch die Post seiner Freunde Adolf Reichel, dessen Schwester Mathilde Lindenberg und durch die tätige Hilfe Alexander Herzens und Georg Herweghs sowie von Freunden aus Köthen gehoben, die ihn mit Geld versorgten, damit er sich bei seiner riesenhaften Größe und seiner unbezähmbaren Rauchtust zusätzlich Essen und Rauchwaren kaufen konnte. Auf diese Unterstützung war er mehr als angewiesen. Denn er war inzwischen bettelarm; bei seiner Verhaftung in Chemnitz hatte er 13 Taler, 14 Silbergroschen und drei Pfennig (und eine Handgranate!) bei sich. Seine Freunde verschafften ihm über den Rechtsanwalt beim Festungskommandanten auch die Möglichkeit zu geistiger Arbeit, so daß er Studien zur höheren Trigonometrie betreiben und mit Englischlernen beginnen konnte.¹²² Belletristische und historische Lektüre erhielt er von seinem Leipziger Verleger Ernst Keil, soweit es durch die Gefängniszensur genehmigt wurde. Die Materialien sollten vermutlich zur Vorbereitung seiner Verteidigung vor Gericht dienen, wozu es aber aufgrund der sächsischen Prozeßordnung nicht kommen konnte.

Bakunins Stimmung in den Tagen des Prozesses ist aus seinen Briefen abzulesen. Resigniert, dennoch zugleich visionär schrieb er am 16. Februar 1850 an Mathilde Lindenberg:

»Aber ich hatte auf eine längere Flut der Bewegung gerechnet. Ich habe mich verrechnet; die Ebbe ist eher angetreten als ich erwartet, und so bin ich in Königstein als auf dem höchsten Punkt Sachsens sitzen

121 Michael Bakunin: Brief aus dem Gefängnis ... S. 89f. (Hervorhebungen von mir – E. H.).

122 Siehe Maks Nettelau: Bakunin v Kėnigštejne S. 242.

geblieben. Dresden war für mich eigentlich nur ein Gelegenheitsgedicht, aber in diesem gerade habe ich Schiffbruch erlitten.«

»[...] Ob ich den Tod verdient habe? Nach den Gesetzen, soweit ich sie aus der Erklärung meines Anwalts begriffen, ja. Nach meinem Gewissen – nicht. Die Gesetze stimmen selten mit der Geschichte überein und bleiben fast immer hinter derselben. Darum gibt es ja auch Umwälzungen auf der Erde und wird es immer solche geben. – Ich habe nach meiner besten Überzeugung gehandelt und nichts für mich selbst gesucht. Ich bin gestrandet wie viele andere und Bessere vor mir, – aber das, *was* ich gewollt, kann nicht untergehen, nicht weil *ich* es gewollt, sondern weil das, was ich gewollt habe, ein Notwendiges, Unvermeidliches ist. Spät oder früh, mit mehr oder weniger Opfern wird es zu seinem Rechte, zu seiner Verwirklichung kommen.«¹²³

Am 14. Januar 1850 wurde Bakunin wegen Hochverrat zum Tode verurteilt, am 12. Juni an Österreich ausgeliefert, das ihn im Oktober 1851 an Rußland übergab. Das übrige ist bekannt: Verbannung nach Sibirien (1857), eine abenteuerliche Flucht (1861) über Japan und die USA nach Westeuropa. Bakunin ist nie wieder nach Sachsen und überhaupt nach Deutschland zurückgekehrt. Seine Stationen waren England, Italien, Frankreich, die Schweiz und Spanien. Er suchte Revolutionen und revolutionäre Erhebungen, wo immer sie entstanden und nahm aktiv an ihnen teil.

Im September 1849, nach der Niederschlagung der Revolution, veröffentlichte Ernst Keil eine ausführliche Biographie Bakunins und eine Darstellung seiner Rolle im Maiaufstand. Voller Begeisterung ließ Keil, der Bakunin bereits in den Kasematten von St. Petersburg währte, seinen Artikel mit einer hinreißenden Charakteristik des Revolutionärs enden, die auf dem Hintergrund der beginnenden Bakunin-Verteufelung erst ihr Gewicht erlangt.

»*Bakunin* ist augenblicklich 34 Jahre alt, eine hohe imponirende und dabei höchst einnehmende Erscheinung. Hinreißend liebenswürdig im Umgang, geistsprühend im Gespräch und von einer Kraft und Energie des Charakters, die ihres Gleichen suchen, hat er sich trotz aller bitteren Erfahrungen ein so weiches Herz bewahrt, daß sein Mitleid für die Ar-

123 Ebenda. S. 242. – Erneut abgedruckt durch Hans-Peter Lühr: »Große Stürme ..., ich fürchte euch nicht«. Bakunin und der Maiaufstand. In: *Dresdner Hefte*. 13(1995)43. S. 74–76.

muth und das Unglück oft bis zur Schwärmerei ausartet. Er ist ein durch und durch nobler Charakter, in allen Dingen ein Ehrenmann, den man, auch wenn man nicht in allen Fragen mit ihm übereinstimmt, doch die vollste Hochachtung nicht versagen kann.«¹²⁴

Das ist sicherlich eine Idealisierung, aber unstrittig ist, daß Bakunin als Revolutionär zu den großen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts gehört und unsere Aufmerksamkeit verdient.

124 Michael Bakunin. In: Der Leuchtturm. 1849. Nr. 29. S. 430.

WOLFGANG GEIER

**Iwan Schischmanow (1862–1928):
Student in Leipzig – Gelehrter – Politiker**

Zwischen 1845/1846 und 1914/1915 (sowie später in der Zeit zwischen den Weltkriegen) studierten einige hundert junge Bulgaren an der Universität Leipzig. Neben St. Petersburg und Odessa, Prag und Wien, Genf und Lausanne war sie ein bevorzugter Studienort. In den Jahrzehnten von der Mitte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bildete sich hier im umfassenden Sinn des Wortes ein beträchtlicher Teil der ersten Generation der Intelligenz des nach 1878 entstehenden bulgarischen Staates. Zu diesem nicht nur für dieses Land und seine Bevölkerung, sondern für den Südosten Europas sozial- und kulturgeschichtlich wie kultursoziologisch bedeutsamen Vorgang gibt es bisher kaum Arbeiten, in denen auch nur ein Teil der in Frage kommenden Gesichtspunkte erscheint. Eine umfassende Darstellung zur sozial- und kulturhistorischen wie kultursoziologischen Genese und Struktur, zur kulturellen und nationalen Identität sowie zur gesellschaftlichen, geschichtlichen Gesamtwirkung der bulgarischen Intelligenz einschließlich der mit dem Studienort Leipzig verbundenen besonderen bulgarisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen ist nach wie vor ein Desiderat der Bulgarien- beziehungsweise Südosteuropa-Forschung.

Die Anziehungskraft der Leipziger Universität auf junge Bulgaren ist vor sechs Jahrzehnten wenigstens in Ansätzen dargestellt worden;¹ vor kurzem ist ein Bändchen erschienen, in welchem dieses Thema wieder erscheint.² Gründliche Untersuchungen, welche vor allem die Geschichte der Alma Mater Lipsiensis und ihre kulturellen, wissenschaftlichen Verbindungen zu Ost-, Ostmittel- und insbesondere Südosteuropa zum Ausgangspunkt nehmen, fehlen jedoch bisher ebenfalls. Das ist um so bedauerlicher und befremdlicher, als diese Universität im Jahre 2009 ihr

1 Siehe Veliko Iordanov: *Lajpcig i Bälgarite*. Sofia 1938.

2 Siehe Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): *Bulgaren in Leipzig – damals und heute*. Leipzig 1999.

600jähriges Bestehen begeht. Nach Lage der Dinge werden in diesem Zusammenhang ihre wissenschaftlichen Wirkungen vor allem nach Südosteuropa (hier Bulgarien) wenig Beachtung erfahren. Wie man bereits erkennen kann, werden hingegen mitunter höchst fragwürdige Deutungen ihrer eigenen Entwicklung als Teil der vierzigjährigen Geschichte der DDR erfolgen. Bulgarien und die Bulgaren erscheinen in diesem speziellen Zusammenhang wie auch generell in den Wahrnehmungen deutscher Öffentlichkeiten der vergangenen Jahre und der Gegenwart kaum oder gar nicht.

Das war nicht immer so. Besonders in den Jahrzehnten zwischen 1885 und 1915 gab es nicht nur bulgarische Studenten und ihre Mitwirkung etwa in der am 6. Mai 1878 in Leipzig gegründeten Slawischen Akademischen Gesellschaft, sondern ein reges gegenseitiges Interesse, einen vielfältigen geistigen und kulturellen Austausch und bemerkenswerte Meinungen über das akademische Dasein in Leipzig: »W Laipzig se raboti« hieß es in Bulgarien, wohl auch als Gegensatz zu jenen mit »balkanska rabota« beschriebenen Verhaltensweisen gemeint.

Es ist nicht Gegenstand dieses Beitrages und hier nicht der Raum, die wissenschaftsgeschichtlichen Ursachen dafür zu untersuchen, warum die Universität Leipzig auf Studierende aus Südost-, Ost- und Ostmitteleuropa und vor allem für junge Bulgaren eine solche bemerkenswerte Anziehungskraft hatte. Einige Gründe dafür sollen jedoch wenigstens andeutet werden:

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und verstärkt im ersten Drittel des 19. entstanden an der Universität beziehungsweise im wissenschaftlichen Leben der Stadt die Anfänge einer bereits disziplinäre Züge annehmenden Beschäftigung vorzugsweise mit slawischen Ethnien, ihren Sprachen und Literaturen, sodann mit ihren Kulturen in einer umfassenderen und teilweise schon vergleichenden Weise. Die Arbeiten dieser ersten deutschen (Leipziger) Slawisten³ fanden besonders bei den tsche-

3 In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden in Leipzig und Halle Arbeiten, die als wissenschaftliche Anfänge und Grundlagen der Slawistik angesehen werden können, so beispielsweise Karl Anton: Erste Linien eines Versuchs über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse. Leipzig 1783. – Johann Christoph von Engel: Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer. 5 Bde. Leipzig 1797–1804 (Bd. I: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey. Halle 1797). Sie wurden von Schlözer, Gatterer, Herder ebenso wie von Anton Linhart (siehe Anton Linhart: Versuch einer Geschichte von Krain und der übrigen südlichen Slawen Österreichs. Laibach 1788), Jan Dobrovský (siehe Jan

chischen, slowakischen, slowenischen, serbischen Slawisten der ersten Generation und so auch bei jenen bulgarischen Gelehrten große Beachtung, welche die »bulgarische Wiedergeburt« zwischen 1762 und 1878 repräsentieren. Diese von Leipzig ausgehenden Anregungen und Vorleistungen waren wohl einem Teil jener jungen Bulgaren bekannt, die hierher zum Studium kamen; andere lernten diese Quellen hier kennen.

Zwischen 1875 und 1930 war die Universität Leipzig ein europäisches Zentrum der Entstehung von Grundlagen der sich nun entwickelnden Kulturwissenschaften, vor allem in Gestalt der psychologischen, kulturhistorischen sowie slawistischen Lehre und Forschung: Wilhelm Wundt (1832–1920) begründete theoretisch und methodisch die verschiedenen Bereiche der modernen Psychologie; Johannes Volkelt (1848 bis 1930) erhob die Ästhetik zu kulturwissenschaftlicher Dominanz; Karl Lamprecht (1856–1915) stellte die Sozial- und Kulturgeschichte methodologisch ins Zentrum universalhistorischer Studien. Vor allem jedoch August Leskien (1840–1916) und sein Nachfolger Gustav Weigand (1860–1931) begründeten die Slawistik in einem umfassenden kulturwissenschaftlichen Sinne. Ihre sprach-, literatur-, kunst- und kulturhistorischen Interessen galten besonders den südosteuropäischen Völkern, ihren Sprachen, Literaturen und Kulturen. Gleichzeitig können beide als Mitbegründer vergleichender Kulturforschungen zu den ost- und südosteuropäischen Regionen angesehen werden.⁴

Hunderte junge Bulgaren haben in den genannten Zeiträumen in Leipzig – vor allem bei Wundt und Leskien – studiert, viele absolviert, einige promoviert. Zurückgekehrt nach Bulgarien wurden sie namhafte Wissenschaftler, Künstler, Gründer und Leiter der nationalen Kultur- und Kunstinstitute, der Akademie der Wissenschaften und der Universität, Lehrer, Journalisten, Politiker, Minister, Diplomaten. Zwei von ihnen, de-

Dobrovský: Über die ältesten Wohnsitze der Slawen in Europa. Olmütz 1788), Paul Schaffarik (siehe Paul Schaffarik (Pavel Šafarik): Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten. Ofen 1826) und anderen geschätzt und eigenen Studien zur geographisch-historischen-ethnischen Herkunft der slawischen Völker, ihrer sprachlichen Eigentümlichkeiten, ihres sozialen und kulturellen Lebens zugrundegelegt. Die frühen Arbeiten deutscher Slawisten waren auch bulgarischen Gelehrten bekannt.

4 Siehe Wolfgang Geier: Der genius loci Lipsiensis. Zur Entstehung der Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig zwischen 1875 und 1925. In: Kultursoziologie. Leipzig 5(1996)1.

ren Studienaufenthalt in Leipzig den Zeitraum 1845/1846 bis 1914/1915 beispielhaft bezeichnet, sollen zunächst kurz erwähnt werden:

Zwischen 1845 und 1847 studierte Iwan Bogoew (um 1820–1892), der sich später Bogorov nannte, in Leipzig. Über seine wissenschaftliche Ausbildung ist wenig bekannt; berühmt wurde er durch die Herausgabe der ersten bulgarischen Zeitung: Am 20. April 1846 erschien bei Breitkopf & Härtel der »Bulgarische Adler« (Bulgarski orel); noch zwei Nummern folgten.⁵

Einer der wohl jüngsten bulgarischen Studenten war Geo Milew (1895–1925), der im Jahre 1912 siebzehnjährig in Leipzig immatrikuliert wurde und hier mit Unterbrechungen bis 1915 studierte. Er schrieb in den Jahren 1913/1914 jene sieben »Literarisch-künstlerischen Briefe aus Deutschland«, welche Babew in der bulgarischen Literaturzeitschrift »Ljstopad« (Blätterfall) veröffentlichte. Es sind mitunter eigenwillige, interessante und teilweise auch amüsante Wahrnehmungen bestimmter Erscheinungen des zeitgenössischen geistigen und künstlerischen Lebens in Deutschland.⁶

Iwan Schischmanow (1862 bis 1928) studierte zwischen 1884 und 1888 in Europa, zunächst in Jena, dann in Genf, sodann in Leipzig: nach Jordanow vom 2. November 1886 bis zum 23. April 1888 Philosophie bei Wundt.⁷ Der Vater war eine interessante Figur und förderte die beachtliche Bildung des Sohnes. Dimitraki Schischmanow hatte in Temesvár die Handelshochschule besucht, trat in die österreichische Armee ein, diente unter Radetzky in Norditalien, wurde Feldwebelleutnant, nahm seinen Abschied und betätigte sich in Temesvár als Kaufmann sowie kulturell und künstlerisch: Er übersetzte Dramen Schillers und Kotzebues in Bulgarische, förderte das Laientheater, gründete in Swischtow die erste bulgarische Handelsschule und unterstützte die Bildung und später erfolgreiche und weithin vorbildliche Wirksamkeit der dortigen Lesehalle (»Čitalište«). Der Sohn wuchs in dieser anregenden Atmosphäre auf. Der bekannte ungarisch-österreichische Archäologe, Ethno- und Geograph Felix Kanitz (1829–1904)⁸ lernte den begabten jungen Mann

5 Siehe Hilmar Walter: Die erste bulgarische Zeitung erschien in der Messestadt. In: Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): Bulgaren in Leipzig – damals und heute. Leipzig 1999.

6 Siehe Wolfgang Geier: Geo Milews »Literarisch-künstlerische Briefe aus Deutschland«. In: Ebenda.

7 Siehe Veliko Iordanov: Lajpcig i Bälgarite. Sofia 1938. S. 135.

8 Felix Philipp Kanitz bereiste Südosteuropa, besonders die slawischen Länder der Balkanhalbinsel zwischen 1858 und 1889; daraus entstanden Donau-Bulgarien und der

kennen und ermöglichte ihm den Besuch der Wiener Präparandie, einer Art Vorstudienanstalt. Mit dieser Ausbildung erhielt der siebzehnjährige Schischmanow 1879 eine Anstellung im gerade gebildeten bulgarischen Unterrichtsministerium, wo er seine nun vier Jahrzehnte umfassende wissenschaftliche Tätigkeit begann: Er regte die Herausgabe der »Sammlung bulgarischer Kunstwerke« (Sbornik sa narodni umotvorenija) an, deren Fortsetzung er später bis zum Band 18 wissenschaftlich und herausgeberisch betreute. Dieses Werk hat das geistige Leben Bulgariens in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende ganz wesentlich geprägt.

Nach den durch ein Stipendium ermöglichten Studien kehrte er 1889 an das Ministerium zurück und wurde unter dem damaligen Minister Schiwkow Abteilungsleiter sowie Lehrbeauftragter an der Sofioter (Pädagogischen) Hochschule. Während ihrer Entwicklung zur ersten bulgarischen Universität – der Gründungsrektor der Hochschule war der Sprach- und Literaturwissenschaftler Alexander Teodorow-Balan (1859 bis 1959), der ebenfalls in Leipzig studiert hatte – erhielt Schischmanow dort im Jahre 1903 eine ordentliche Professur; im gleichen Jahre wurde er Unterrichtsminister und schied 1907 aus diesem Amt aus. Er zog sich aus der Politik zurück und widmete sich literaturwissenschaftlichen Forschungen, Veröffentlichungen sowie der Lehr- und wissenschaftlichen, kulturellen Öffentlichkeitsarbeit – allgemeiner, öffentlicher Volksbildung in einem umfassenden Sinne.

Ferdinand I. von Bulgarien (1861–1948), seit 1887 Fürst, von 1908 bis 1918 König/Zar von Bulgarien, schätzte Schischmanow wegen dessen enzyklopädischer Gelehrsamkeit und vielfältiger wissenschaftlicher Tätigkeit außerordentlich. Dieser Monarch aus dem Hause Sachsen-Coburg-Koháry war vor seiner Thronbesteigung, während seiner Herrschaft und nach seiner Abdankung ein international bekannter und geachteter Naturwissenschaftler, außerdem beherrschte er mehr als ein Dutzend Sprachen und verfügte über eine umfassende geisteswissenschaftliche Bildung. Allerdings war er als Herrscher eine im Lande und in Europa höchst umstrittene Figur. Abgesehen von seinem persönlichen, subjektiven Anteil an den zwischen höchster Wertschätzung und völliger Verurteilung schwankenden Meinungen über ihn, befand er sich objektiv in einer im Grunde hoffnungslosen Lage: Das Fürstentum und

Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisetudien aus den Jahren 1860 bis 1875. 3 Bde. Leipzig 1875–1879.

spätere Königreich Bulgarien war innerpolitisch fortwährend erschüttert durch teilweise mit äußerster Härte ausgetragene Auseinandersetzungen zwischen Russenfreunden und Russenfeinden, Anglo-, Franko- und Germanophilen, Anhänger gegensätzlicher Bündnisse etwa mit dem Osmanischen Reich, der Österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, Freunden und Feinden Serbiens, Rumäniens und Griechenlands, Konservativen und Liberalen, Sozialisten und Anarchisten, unversöhnlichen Gegnern in den Haltungen zum Frieden von San Stefano vom 3. März 1878 und in der Behandlung der makedonischen Frage. Außenpolitisch war es ein Spielball teilweise ausgesprochen aggressiv ausgetragener Interessenkonflikte zwischen Groß- und Mittelmächten in Südosteuropa, besonders zwischen Rußland, dem Osmanischen Reich, Österreich-Ungarn, Deutschland sowie Serbien, Rumänien und anderen. Während der Amtszeit Schischmanows als Minister hatten, wie schon zwischen 1878/1879 und 1888 mehrfach und erneut Mitte der neunziger Jahre, die innen- und außenpolitischen Kontroversen und Katastrophen sich verschärft; die Konflikte im Kabinett sowie zwischen einzelnen Ministern und dem Monarchen wurden unerträglich. Dies führte zum Rücktritt des Ministers. Ferdinand, der Schischmanow hoch schätzte, versuchte diesen umzustimmen, und wiederholte dies später einige Male erfolglos. Von diesem Zeitpunkt an beginnt im Leben dieses bemerkenswerten Gelehrten eine neue Phase wissenschaftlicher Arbeit.

In den Jahren zwischen 1908 und 1928 gelten seine Forschungen vor allem zwei Gebieten: der bulgarischen Literaturgeschichte und der bulgarischen Volkskunde.

Der Bogen seiner Arbeiten spannt sich von umfangreichen Studien zu Paissi (Paisij) Chilendarski, mit der »Slawobulgarischen Geschichte« (1762) Begründer der bulgarischen Wiedergeburtsbewegung, bis zu Iwan Wasow, der den Höhepunkt der bulgarischen Literaturentwicklung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert darstellt. Die berühmte Schrift des aus Bansko im Piringebirge stammenden späteren Athos-Mönchs Paissi war durch die unermüdliche Tätigkeit des Bischof Sofroni von Wraza zwar immer wieder abgeschrieben und verbreitet worden, eine erste Druckfassung wurde von Pawlowitsch jedoch erst 1844 in Budapest besorgt. Schischmanow beschäftigte sich besonders mit den Quellen Paissis: Caesarius Baronius (1538–1607) »Annales ecclesiastici a Christi nato ad annum 1198«, Rom 1588–1593 (die Peter I. 1719 ins Russische übersetzen und in Moskau erscheinen ließ), Mauro Orbini (um 1550–1611) »Il regno degli Slavi«, Pesaro 1601 (das Peter I. ebenfalls in

Russische übersetzen und 1722 in Petersburg erscheinen ließ) und anderen wie den Schriften von Orfelin und Rajic.

Umfangreiche Studien widmete er – neben anderen – folgenden Persönlichkeiten und ihren für die bulgarische Kultur- und Literaturgeschichte hervorragenden Leistungen: Konstantin Fotinow (1790 bis 1858) gab zwischen 1844 und 1846 in Izmir die erste bulgarische Zeitschrift »Philologie« (Ljuboslowie – eigentlich: die Liebe zum Wort, zum Wissen) heraus, zeitgleich mit der bereits erwähnten von Bogow (Bogorow) in Leipzig herausgegebenen ersten bulgarischen Zeitung. Wasil Aprilow (1789–1847) war der Begründer des bulgarischen Schulwesens; im Jahre 1835 gründete er mit Palasow die erste weltliche bulgarische Schule in Gabrowo. Neofit Bosweli (um 1785–1848) leitete den Kampf um eine unabhängige bulgarische Kirche ein und hinterließ mit der »Mutter Bulgarien« (1846, veröffentlicht erst 1874) eine der ersten großen patriotischen Schriften. Die Brüder Dimiter (1810–1862) und Konstantin (1830–1862) Miladinow schufen die ersten großen Sammlungen bulgarischer Volksliteratur (-lieder); beide starben in einem türkischen Gefängnis.

Bereits 1889 hatte Schischmanow mit einer Schrift »Bedeutung und Aufgaben der bulgarischen Ethnographie« Voraussetzungen für eine nun entstehende neue Wissenschaftsentwicklung gelegt. Er berücksichtigte in seinen theoretischen und methodischen Vorstellungen besonders die beispielhaften Vorleistungen von Dobrovský, Kopitar, Kollar, Jireček und anderen sowie die Anregungen des deutschen Gelehrten Ernst Förstemann (1822–1906), der leitend an der Königlich-Sächsischen Bibliothek, später als wissenschaftlicher Berater und Privatbibliothekar des Königs, tätig war. Schischmanow beschäftigte sich besonders mit Förstemanns »Altdeutschem Namenbuch« (1856–1859), das auch heute noch als Standardwerk gilt, und gewann aus ihm wichtige linguistische und methodische Anregungen.

Neben der Sammlung von Zeugnissen der bulgarischen Volksdichtung und -kunst, der systematischen Darstellung der Ergebnisse in Vorträgen und Veröffentlichungen regte er die Gründung volkskundlicher Vereine ein, die – neben den Tschitalische – in beträchtlicher Zahl entstanden und eine Art Laienbewegung zur Erforschung und Pflege der lokalen und regionalen Folklore darstellten. Neben vielen Aufsätzen in Bulgarien erschienen im Ausland einige, die in Fachkreisen Anerkennung fanden: so der »Leonorenstoff in der bulgarischen Volkspoesie in den Indogermanischen Forschungen« (Straßburg 1894) oder »Glück und

Ende einer berühmten literarischen Mystifikation: Weda Slowena im Archiv für slawische Philologie« (Band XXV, Wien 1903). In einer ungarischen Zeitschrift findet sich ein Aufsatz zur Etymologie des Ethnonyms »Bulgar/Bulgaren«. Spezielle Interessen Schischmanows galten solchen bis dahin kaum wissenschaftlich erfaßten Inhalten und Formen des in einer langen geschichtlichen Entwicklung entstandenen kulturellen und religiösen Alltagslebens wie dem Jahresfestkalender, den Märchen und Sagen, so den Wassernixen (Rusalki) und Waldfeen (Samodiwi), der Dämonologie und Mythologie sowie der Volksmedizin, der Naturheilkunde.

Die erste Bibliographie der Arbeiten Schischmanows wurde übrigens von dem Ethnographen und Literaturhistoriker Michail Arnaudow (1878 bis 1978) herausgegeben, der in den Jahren 1898/1899 und 1903/1905 in Leipzig bei Leskien und Wundt studierte.

Schischmanow stand mit den bedeutendsten Vertretern des wissenschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Lebens in Bulgarien in der Zeit zwischen 1890 und 1910 in enger Verbindung, mit Iwan Wasow (1850–1921) und anderen war er befreundet. Er setzte sich für Persönlichkeiten ein, die bei der Befreiung Bulgariens von der osmanischen Herrschaft und der politischen wie kulturellen Begründung des bulgarischen Staatswesens große Verdienste erworben hatten, jedoch wegen der langjährigen innenpolitischen Auseinandersetzungen das Land verlassen hatten.

Marin Drinow (1838–1906) gehörte zu den geistigen Wegbereitern der Befreiung und des Neuanfangs. Er gründete mit Stojanow und Dru-mew 1869 in Brăila die Bulgarische Literarische Gesellschaft (und wurde ihr erster Präsident), aus der später die Bulgarische Akademie der Wissenschaften hervorging; im Jahre 1878/1879 war er der erste bulgarische Volksbildungsminister, arbeitete an der Verfassung von Tarnowo (1879) maßgeblich mit und erwirkte die Wahl Sofias zur Hauptstadt des Fürstentums. Bereits 1869 hatte er mit den Arbeiten »Blick auf die Herkunft des bulgarischen Volkes und den Beginn der bulgarischen Geschichte« und »Historischer Überblick zur bulgarischen Kirche von ihren ersten Anfängen bis heute«, in bulgarischer Sprache in Wien erschienen, wesentliche Grundlagen für die bulgarische Geschichtswissenschaft gelegt. Drinow geriet bereits während der Herrschaftszeit Alexander von Battenbergs und später Ferdinands in die Auseinandersetzungen zwischen russophilen und russophoben Gruppierungen; er wurde wegen seiner Haltung heftig angegriffen, verließ Bulgarien, lebte in Rußland und lehrte als Professor an der Universität Charkow. Schischmanow, der

Drinows historiographische Leistungen – die unter anderen besonders zu einer völligen Neubewertung der Herrschaftszeit Simeons I. führten – hoch schätzte, versuchte allerdings vergebens, diesen bedeutenden Gelehrten nach Bulgarien zurückzuholen. Er verteidigte Wasow gegen ungerechtfertigte Angriffe und bemühte sich, in oft heftig geführten Auseinandersetzungen zwischen tonangebenden Vertretern des bulgarischen kulturellen Lebens sowie bei gefährlichen innenpolitischen Kontroversen und Konfrontationen zwischen 1890 und 1920 beruhigend und ausgleichend zu wirken.

Vermittelt durch Atanas Daltschew (1904 bis 1978)⁹ war es möglich, im Jahre 1975 in Sofia Nachkommen der Familie Schischmanow sowie weitere Menschen kennenzulernen, die ihm nach dem Ersten Weltkrieg begegnet waren. Sie bestätigten das, was bereits die Zeitgenossen an Iwan Schischmanow neben seiner umfassenden Gelehrsamkeit schätzten:

Seine enzyklopädische geisteswissenschaftliche Bildung war mit einer beeindruckenden Sprach- und Literaturkompetenz verbunden; besonders sein Umgang mit der französischen Sprache, auch in Übersetzungen, beeindruckte. Er war ein hoch geschätzter akademischer Lehrer mit einem weithin gerühmten freundschaftlichen, von gegenseitiger Achtung getragenen Verhältnis zu seinen Studierenden und ein wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten und seiner persönlichen Ausstrahlung außerordentlich geschätzter Minister für Volksbildung. Schischmanow war ein bedeutender Bildungsreformer, der erste Förderer des Frauenstudiums sowie der Anreger interkultureller, volkskundlicher, sprach- und literaturwissenschaftlicher Forschungen in Bulgarien. Hier sind neben den Anregungen aus Arbeiten von Förstemann solche aus der Leipziger sogenannten Junggrammatischen Schule um Karl Brugmann und August Leskien erkennbar.

Familienmitglieder, Freunde, Bekannte und Schüler hoben seine vorzüglichen Umgangsformen, seine bezaubernde Liebeshwürdigkeit wie seine überzeugende Hilfsbereitschaft hervor. Wie die bekannte schöne Porträtbüste von Wasiliew zeigt, war er eine beeindruckende, achtunggebietende und zugleich vertrauenerweckende Erscheinung. Daltschew bestätigte aus seiner Sicht, was auch die Zeitgenossen schon betonten: »Er war einer der gebildetsten und gütigsten Menschen seiner Zeit.«

9 Siehe Atanas Daltschew: Gedichte. Leipzig 1975. – Atanas Daltschew: Fragmente. Leipzig 1980.

Im Jahre 1917 gelang es Ferdinand, Schischmanow noch einmal für eine politische Mission zu gewinnen: Er wurde für kurze Zeit Gesandter in der Ukraine. Nach dem Zusammenbruch des Königreichs ging er ins Ausland und lebte vorzugsweise in der Schweiz. Er versuchte, seinem durch den Friedensvertrag von Neuilly-sur-Seine (27. November 1919) demontierten und diskretierten Heimatland auf wissenschaftlichem, kulturellem und künstlerischen Gebiet wieder zu etwas Ansehen zu verhelfen. Während einer Tagung des europäischen PEN ist er am 23. Juni 1928 in Oslo gestorben.

ADELHEID LATCHINIAN

Leipzig und Armenien: Zu kulturellen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert

Leipzig als Stadt der Messen und Musen, der Universität und des Buches hat im 19. und 20. Jahrhundert an Anziehungskraft und Weltoffenheit gewonnen. Gewachsen ist dabei unter anderem auch das Interesse für Armenien wie das Interesse der Armenier für Leipzig. Leider ist manches Zeugnis dafür den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs zum Opfer gefallen. Dennoch geben eine Bibliographie¹ der Universitätsbibliothek in Jerewan wie einzelne dort erhalten gebliebene Bücher beredte Auskunft über jene regen Anfänge bei der Entfaltung der deutsch-armenischen wie der armenisch-deutschen Kulturbeziehungen und den Stellenwert Leipzigs dabei.

1. LITERATUR- UND SPRACHWISSENSCHAFTLICHE ARBEITEN IM 19. JAHRHUNDERT

Bereits 1836 veröffentlichte Carl Friedrich Neumann in Leipzig seine Monographie »Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur nach den Werken der Mechitaristen«, der er weitere Studien mit ähnlicher Thematik anschloß.² Vermutlich ließ er sich als Orientalist bei dieser Initiative vorrangig von theologisch-kirchengeschichtlichen Interessen und Motiven leiten. Denn mit ihrem eigenen gregorianisch-apostolischen Bekenntnis repräsentieren die Armenier die älteste christliche Staatskirche der Welt, da der armenische König Trdat III. (287–330) bereits im Jahre 301 die Taufe von Apostel Grigor dem Erleuchter empfing und damit

1 Siehe A. Salmasian: *Bibliographie de l' Arménie*. Jerewan 1969.

2 Siehe Carl Friedrich Neumann: *Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur nach den Werken der Mechitaristen*. Leipzig 1836. – Carl Friedrich Neumann: *Über einige neuere Erscheinungen auf dem Felde der armenischen Literatur*. Leipzig 1846. – Carl Friedrich Neumann: *Beiträge zur armenischen Literatur*. München 1849.

das entscheidende Zeichen für die Einführung des Christentums in seinem Reich setzte.³ Nur rund 600 Jahre konnte sich diese Kirche unter dem Schutz eines eigenen Staates entwickeln; sie wurde nach dessen frühem bzw. endgültigem Verlust (in den Jahren 428 bzw. 1375) zu einer echten Volkskirche mit eigenständiger Liturgie.

Wenn die Armenier also im Jahre 2001 das 1700. Jubiläum ihrer Gregorianisch-apostolischen Kirche begehen, gedenken sie dabei vor allem auch der kulturstiftenden Leistung von Mesrop Maschtoz (361 bis 440), einem weitsichtigen Staatsmann und Gelehrten am Hofe des armenischen Königs. Unterstützt von diesem und dem Katholikos Sahak Par-tew († 439) schuf Maschtoz das heutige armenische Alphabet aus 36 Buchstaben. Gemeinsam mit seinen Schülern, die eine Ausbildung in Konstantinopel, Athen oder Alexandria genossen hatten, übersetzte Maschtoz in den Jahren 405–406 mit Hilfe dieser, der phonetischen Struktur seiner Muttersprache erstaunlich genau entsprechenden, dazu ästhetisch ungewöhnlich schönen Schrift die Bibel aus dem Syrischen ins Armenische und berücksichtigte dabei vergleichend auch die griechische Fassung. Damit sowie als Prediger, Übersetzer griechischen und syrischen Schrifttums, als Lehrer und Dichter geistlicher Hymnen (Scharakanner) legte Maschtoz also bereits im 5. Jahrhundert den Grundstein für die Entwicklung der armenischen Literatur.

Die eigene Religion und Kultur konnten das armenische Volk freilich nicht vor einem tragischen Schicksal bewahren, ja mitunter bedingten sie dieses geradezu: Grausame Christenverfolgungen, der erwähnte frühe Verlust des eigenen Staates, eine schier endlose Kette von Kriegen mit den mächtigeren Nachbarn, die wechselnden Eroberungen durch Perser, Araber, Seldschuken, Mongolen, Tataren, Türken und eine blutige Welle von Pogromen führten zwar zur Dezimierung und Vertreibung, nicht aber zur Assimilierung oder gar Auslöschung des armenischen Volkes, eben weil es aus einem tiefverwurzelten, lebensspendenden Bewußtsein seiner Identität schöpfen konnte.

Wenn sich Neumann bei seiner geschichtlichen Darstellung der – nach mitteleuropäischen Begriffen – bemerkenswert alten armenischen Literatur auf die Mechitaristen beruft, benennt er damit seine Quelle: Mechitar Sebastazi (1676–1749) begründete 1701 in Konstantinopel ei-

3 Auf der Synode von Dvin 505/506 bestätigte die Armenisch-Apostolische Kirche ausdrücklich ihre monophysitische Glaubensausrichtung und damit die Trennung von der byzantinischen Kirche.

nen armenischen Orden katholischer Geistlicher, dessen Sitz 1717 auf die Insel San Lazzaro bei Venedig verlegt wurde. Hier wie auch später in Triest und schließlich in Wien schufen Mitglieder dieser Mechitaristen-Kongregation zwei bis in die Gegenwart wirksame Pflegestätten armenischer Literatur. Mit humanistisch-patriotischem Engagement betrieben sie die philologische Erforschung der armenischen und anderer europäischen Sprachen, erarbeiteten Wörterbücher, Grammatiken wie Lehrbücher, besorgten die Edition wichtiger Werke der alten und mittelalterlichen armenischen Literatur und boten in ihren Schulen begabten künftigen armenischen Schriftstellern, Wissenschaftlern und Pädagogen eine solide Ausbildung. Die Leistung der Mechitaristen erwies sich also als wichtige Brücke, dank der auch deutsche Gelehrte die Kultur bzw. Literatur dieses alten christlichen Volkes an der Peripherie Europas aufzuarbeiten begannen.

Aus gleicher christlicher Motivation und Quellenlage wie Neumann legten auch andere deutsche Wissenschaftler nach ihm – besonders häufig in Leipzig – geschichtliche Darstellungen der armenischen Literatur vor.⁴

Herausragende Bedeutung haben die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Johann Heinrich Hübschmann (1848–1908), dessen Entdeckungen in ihrem Gewicht über Leipzig, ja Deutschland hinausgingen. Nach einem Studium der Iranistik an der Universität Jena habilitierte er sich in Leipzig für arische Sprachen mit einer Arbeit: »Über die Stellung des Armenischen im Kreise der indogermanischen Sprachen«. In seiner Habilitationsschrift führte er den Nachweis, daß das Armenische nicht, wie bisher angenommen, zum Iranischen gehört, sondern einen eigenständigen Platz innerhalb des Indogermanischen einnimmt. Diese wichtige Position baute Hübschmann in Leipzig mit weiteren Studien aus.⁵ Mit ihnen trug er ganz wesentlich zu der Erkenntnis bei, daß das Armeni-

4 Siehe Julius Heinrich Petermann: Über einige Erscheinungen der armenischen Literatur. Leipzig 1861. – Adolf Harnack: Die Überlieferung und der Bestand der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Leipzig 1895. – Franz Nikolaus Finck: Geschichte der armenischen Literatur. In: Carl Brockelmann/Franz Nikolaus Finck/Johannes Leipoldt/Enno Littmann: Geschichte der christlichen Literaturen des Orients. Leipzig 1907. – Anton Baumstark: Die christlichen Literaturen des Orients (Sammlung Göschen). Leipzig 1911.

5 Siehe Heinrich Hübschmann: Grundzüge der armenischen Etymologie. Leipzig 1883. – Heinrich Hübschmann: Kleine Schriften zum Armenischen. Hrsg. von Rüdiger Schmitt. Hildesheim, New York 1976.

sche als einzige Sprache des christlichen Orients vom Kaukasus bis zum Horn von Afrika insofern eine Sonderstellung einnimmt, als es nicht zum semitischen und hamitischen oder kaukasischen Sprachkreis gehört (wie die anderen christlich-orientalischen Sprachen Altsyrisch, Koptisch, Äthiopisch, Georgisch, Christlich-Arabisch), sondern die einzige indoeuropäische Sprache dieser Region ist.⁶

2. EIN ARMENISCH-DEUTSCHES GEMEINSCHAFTSWERK

Im Leipziger Verlag von Wilhelm Friedrich – K. K. Hofbuchhändler – startete der Armenier Abgar Joannissian eine kühne Editionsreihe unter dem Titel »Armenische Bibliothek«. Konkretere Auskünfte über diesen Herausgeber muß ich schuldig bleiben. Auch die Erscheinungsjahre der auf sieben Bände gekommenen Serie sind meist ausgespart. Lediglich der zweite Band »Litterarische Skizzen« von Arthur Leist bietet die vollständige Angabe des Erscheinungsortes wie -jahres: Leipzig 1886. Daraus ist abzuleiten, daß die siebenbändige »Armenische Bibliothek« etwa von der Mitte der achtziger bis zur Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Leipzig erschienen ist.

Ohne Zweifel läßt sich Abgar Joannissian bei seinem beherzten Unternehmen von einer patriotischen Mission leiten, die er in seinem Vorwort zum ersten Band an einen geschichtsträchtigen Epigraphen knüpft, den er der ersten »Geschichte Armeniens« von Mowse Chorenazi aus dem 5. Jahrhundert entnommen hat: »Denn obgleich wir eine kleine Nation, in sehr enge Grenzen eingeschlossen und an Macht schwach und oft anderen Reichen unterworfen waren, so finden sich doch viele Tugendthaten, die in unserem Lande vollbracht und der schriftlichen Aufzeichnung würdig sind.« Daran schließt Joannissian sein eigenes, wohldurchdachtes Anliegen: »Während sich die alte armenische Litteratur, besonders die historische, bei den Orientalisten des Abendlandes einer wohlverdienten Würdigung erfreut, ist das zeitgenössische armenische Schrifttum in Europa völlig unbekannt, obgleich dasselbe nicht wenig des Gediegenen und der Beachtung Werten enthält. In der Absicht, die Kenntnis der neueren armenischen Litteratur wenigstens einigermaßen zu verbreiten, unternehmen wir die Herausgabe dieser Bibliothek in der

6 Siehe auch Armenuhi Drost-Abgarjan: Vom frühen armenischen Schrifttum. In: Armenisch-Deutsche Korrespondenz. Frankfurt am Main (1998)4. S. 29.

Sprache der Nation, die immer dem Aufstreben junger Literaturen Interesse gewidmet und unter deren intellektuellem Einflusse sich das neuere armenische Schrifttum zu gutem Teil entwickelt hat.«⁷

Bei der Verwirklichung seines Vorhabens konnte sich Joannissian auf kompetente Mitstreiter stützen. Da ist zunächst der Deutsche Arthur Leist zu nennen, der des Armenischen kundig war, die im ersten Band vorgestellten »Drei Erzählungen von Raphael Patkanian« übertrug und in den kenntnisreichen »Litterarischen Skizzen« des zweiten Bandes ein Bild aus wichtigen Mosaiksteinen der armenischen Literatur und der Literaturverhältnisse vermittelt hat. Auch in seinen weiteren Forschungen wie Veröffentlichungen ist Arthur Leist dieser Richtung verbunden geblieben.⁸

Abgar Joannissian zog für seine Unternehmung auch mehrere Armenier heran, die wie Johannes Lalajan oder Leo Rubenli des Deutschen so mächtig waren, daß sie die Übersetzung des zweibändigen Romans »Sako« von Pertsch Proschian und der Komödie »Die ruinierte Familie« von Gabriel Sundukian⁹ aus dem Armenischen ins Deutsche besorgen konnten.

Außerdem gelang es Joannissian, für den vierten Band »Märchen und Sagen« seiner »Armenischen Bibliothek« in Grigor Chalatiantz einen armenischen Professor des 1815 gegründeten berühmten Moskauer Lasarewski-Instituts für orientalische Sprachen zu gewinnen. Schon in seiner Einleitung verrät Chalatiantz seinen Forschergeist, indem er ausführt: »Reich an schönen Märchen, Liedern, epischen Sagen jeglicher Art und kosmogonischen Erzählungen bietet die armenische Volksliteratur, bis jetzt ganz unbekannt, einen überaus reichen Stoff für Forschungen im Bereiche der Literaturgeschichte, der Ethnographie und Philologie«. Hinsichtlich ihrer Sujets und Motive stellt Chalatiantz interessante Bezüge zu

7 Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. I. Vorwort. Leipzig o. J. ohne Seite.

8 Siehe Arthur Leist: Drei Erzählungen von Raphael Patkanian. In: Ebenda. Bd. I. Leipzig o. J. – Arthur Leist: Litterarische Skizzen. In: Ebenda. Bd. II. Leipzig 1886 (im weiteren Arthur Leist: Litterarische Skizzen ...). – Arthur Leist: Die Volkssänger in Vorderasien. In: MLIA. Leipzig (1889)IX. – Arthur Leist: Armenische Dichter. Leipzig 1898. – Arthur Leist: Das armenische Volk. In: Kaukasische Post. Tiflis 1918. – Es handelt sich um die deutschsprachige Zeitschrift des in Tiflis am 2. Juni 1918 gegründeten »Deutsch-Armenischen Kulturvereins im Kaukasus«. Sie wurde 1996 in Heidelberg unter dem Namen »Neue kaukasische Post/Nachrichtenblatt der Studiengruppe für gegenwartsbezogene Kaukasus-Forschung« wieder ins Leben gerufen.

9 Siehe die Bände V, VI und VII der »Armenischen Bibliothek«.

Märchen der Slawen und Deutschen her, wobei er vermerkt, daß die armenischen Märchen »dem Inhalte und manchen Einzelheiten nach eine ältere Abfassung desselben bei vielen europäischen Völkern zu findenden Märchens zu sein scheinen«. ¹⁰

Die Einbeziehung von Teilen des bedeutendsten armenischen Volksepos »David von Sassun« in diesen vierten Band besaß für Chalatiantz und seinen Herausgeber insofern aktuelle Brisanz, als dieses Epos, zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert entstanden und von Volkserzählern, den Gusanen, über viele Jahrhunderte mündlich weitergetragen, erst wenige Jahre zuvor, nämlich 1874 von G. Srwanzianz aufgezeichnet worden war. Als Fachmann für armenische Volksdichtung, Literatur und Geschichte veröffentlichte Chalatiantz seine umfangreichen Kenntnisse und tiefeschürfenden Erkenntnisse darüber hinaus in einer Reihe von Publikationen in deutscher wie russischer Sprache. ¹¹

Auf den ersten Blick wirkt diese in Leipzig herausgebrachte »Armenische Bibliothek« wie ein bunter, freilich traditionsgemäß kunstvoll geknüpfter armenischer Teppich. Dennoch ist in ihr ein bemerkenswertes editorisches Konzept auszumachen. Es geht um den Versuch, deutsche Leser auf angemessene Weise mit einer noch gänzlich fremden Literatur bekannt zu machen, bei ihnen Verständnis für Besonderheiten zu schaffen, aber bei der Auswahl und Schwerpunktsetzung doch unbeirrt wie taktvoll den hohen Maßstab europäischer Literaturentwicklung im Blick zu behalten, d. h. es werden – wohlgemerkt nicht explizit – Vorsprünge und gleichermaßen Rückstände, aber auch Aufholbemühungen kenntlich gemacht.

So werden im vierten Band, wie erwähnt, eben Zeugnisse der armenischen Volksdichtung vorgestellt, mit deren Alter, Qualität und Verbreitungsgeschichte gewissermaßen ein beachtenswerter Vorzug nahegelegt wird. Als geistiger Kraftquell in dunklen Jahrhunderten wurde diese Volksdichtung – parallel zu einer, historisch bedingt, ungewöhnlich langwierigen mittelalterlichen Literaturentwicklung – zunehmend durch das urwüchsige, individuelle Schaffen von Volkssängern (den Aschughen) erfrischt und bereichert. Mit der Vorstellung des prominentesten von

10 Grigor Chalatiantz: Märchen und Sagen. In: Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. IV. Leipzig 1887 (Vorwort S. IV). – Siehe auch in deutscher Sprache Der Edelsteinbaum. Armenische Märchen. Berlin 1977.

11 Siehe Grigor Chalatiantz: Die armenische Literatur des 19. Jahrhunderts. Eine Skizze. o. O. 1905. – Grigor Chalatiantz: Očerki istorii Armenii. Moskau 1910.

ihnen eröffnet Arthur Leist deshalb seine »Litterarischen Skizzen« (zweiter Band), indem er mit Sajat-Nowa (1712–1795) bekannt macht. Es geht dabei um einen begnadeten, in armenischer, georgischer und persischer Sprache dichtenden Sänger, der bis heute als »kaukasische Nachtigall« verehrt, die Aschugh-Dichtung zu einem letzten Höhepunkt führte, zugleich aber die intensive Ausstrahlung armenischer Lyrik überhaupt spürbar macht.¹²

Nicht zufällig beschreibt Leist danach die nicht zu unterschätzenden Bemühungen einzelner Armenier jenseits der Grenzen ihrer seit 1620 und 1827 zwischen Persien bzw. Rußland und der Türkei aufgeteilten ost-bzw. westarmenischen Heimat, ihrer identitätsstiftenden Kultur *von außen* neue anregende oder gar rettende Impulse zu geben. So würdigt er ausdrücklich und mit statistischer Genauigkeit die bereits an anderer Stelle erwähnte Leistung der Kongregation der Mechitaristen: »Es gibt wohl heute schwerlich eine zweite religiöse Genossenschaft, die sich einer so rührigen literarisch-wissenschaftlichen Tätigkeit rühmen dürfte, wie die armenischen Mechitaristen. Die Zahl aller von ihnen im Zeitraum von 1715–1882 herausgegebenen Werke beträgt 883 in 1.105 Bänden. Die Venediger Kongregation allein veröffentlichte bis 1882 157 Werke über Theologie, über Philosophie und Moralwissenschaft 63, allgemeine Geschichte und Geographie 48, armenische klassische Literatur 45, fremde Literatur 76, Poesie 76, Naturwissenschaften 64, Philologie 48.«¹³ Dabei konnten sich die Mechitaristen übrigens auf armenische Druckereien stützen, die – teilweise unter ihrer Obhut – in Ismir (1762), Etschmiadsin (1771), Madras (1772), Triest (1775), St. Petersburg (1780), Nor-Nachitschewan (1789), Kalkutta (1796), Astrachan (1796), Wien (1811), Moskau (1820), Tiflis (1823) und Schuscha (1827) die Arbeit aufnahmen und auch Periodika in armenischer Sprache herausbrachten.¹⁴ Leist erinnert an die erste armenische Zeitschrift »Asdarar« (Verkünder), die 1795 in Kalkutta herauskam und stellt fest: »Die Gesamtzahl aller von 1795–1885 bei verschiedener Dauer erschienenen armenischen Zeitungen und Zeitschriften beläuft sich auf 141.«¹⁵

12 Siehe Lewon Mkrtschjan (Hrsg.): Die Berge beweinen die Nacht meines Leides. Klassische armenische Dichtung (Nachdichtung von Annemarie Bostroem). Berlin 1983. S. 149–162.

13 Arthur Leist: Litterarische Skizzen ... S. 83 und 109.

14 Siehe V. Nal'bandian: Armjanskaja literatura. Moskau 1976. S. 157.

15 Arthur Leist: Litterarische Skizzen ... S. 153–154.

Deutlich unterscheidet Leist im übrigen zwischen materiell-organisatorischen und geistigen Impulsen, indem er auf die wegweisende Rolle der deutschen Romantik für die Prägung Chatschatur Abowians (1809 bis 1848) eingeht. Dieser junge armenische Diakon beteiligte sich als Dolmetscher (für Armenisch, Russisch, Tatarisch, Persisch) des deutschen Professors für Naturwissenschaften Friedrich Parrot¹⁶ und seiner kleinen Expeditionsgruppe 1829 an der Erstbesteigung des Ararat (über 5000 m) und nahm Anfang der dreißiger Jahre die persönliche Förderung Parrots an der damals deutschsprachigen Universität von Dorpat wahr. In diesem Zusammenhang vermerkt Leist: »Die deutsche Romantik war Abowians poetische Schule und hat ohne Zweifel viel zur Entfaltung seiner sentimental-naturbegehrten Natur beigetragen. Sein Verkehr mit Deutschen war auch nach seiner Rückkehr in die Heimat ein reger. Haxthausen, Wagner, Abich und vor allem Bodenstedt haben während ihres Aufenthaltes in Transkaukasien in ihm einen geistigen Freund und Führer gefunden.«¹⁷ Vor allem gelang es Abowian, anstelle der alten, erstarrten, unverständlich gewordenen armenischen Sprache (Grabar) in seinen zahlreichen aufklärerischen Schriften wie literarischen Werken die ostarmenische Umgangssprache (Aschcharabar) einzuführen und besonders mit seinem romantisch-realistischen Roman »Die Wunde Armeniens« (1841) zum Begründer der neuarmenischen Literatur zu werden.

Folgerichtig stellt danach der dritte Band der »Armenischen Bibliothek« unter dem Titel »Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien von Raffi«¹⁸ Kostproben aus Erzählungen und Romanen des produktiven und populären Schriftstellers vor, der unter dem Pseudonym Raffi (1835 bis 1888) die armenische Romantik ihrer Blüte zuführte.

Die Bände I sowie V und VI¹⁹ machen mit Raphael Patkanian (1830 bis 1892) und Pertsch Proschian (1837–1907) bekannt, die mit ihren Erzählungen und Romanen dem Realismus in der neuarmenischen Literatur des 19. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung verhalfen. Nicht zufällig

16 Siehe Friedrich Parrot: Reise zum Ararat. Berlin 1834. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Marianne und Werner Stams. Leipzig 1985. – Darin finden sich an mehreren Stellen feinsinnige Charakterisierungen Abowians, so besonders auf S. 136f.

17 Arthur Leist: Litterarische Skizzen ... S. 79.

18 Siehe Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien von Raffi. In: Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. III.

19 Siehe Sako. Roman in zwei Bänden von Pertsch Proschianz. In: Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. V und VI.

erhält die Gattung Dramatik erst im siebten Band²⁰ einen Platz. Sie fand zwar nach einem Zeugnis von Plutarch schon seitens des armenischen Königs Artawasd (55–34 v. u. Z.) Beachtung, der an seinem Hofe ein hellenistisches Theater unterhielt und selbst Tragödien schrieb.²¹ Sie geriet dann aber »unter dem Einfluß des mohammedanischen Umfelds« und »dem Mangel an öffentlichem Leben bei den Armeniern«²² mehr als ins Abseits. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts kam es in Konstantinopel zur Gründung einer ersten ständigen öffentlichen Bühne (1858), für die Übersetzungen von William Shakespeare, Friedrich Schiller, Alexandre Dumas und Victor Hugo genutzt wurden, während sich das armenische Theater in Transkaukasien – durchaus unter dem anregenden Einfluß der russischen Dramatiker Nikolai Gogol und Alexander Ostrowski – besonders vom Lustspiel her entwickelte. Mit der Komödie »Die ruinierte Familie« (1873) von Gabriel Sundukian (1825 bis 1912) wird der prominenteste armenische Dramatiker vorgestellt, dessen Namen das Armenische Staatstheater in Jerewan bis heute trägt. Arthur Leist nennt ihn in recht drastischen Formulierungen einen »Charakterschilderer und Geißler, der oft einen glücklichen Griff tut und Witz besitzt. Dabei ist er schonungsloser Realist, der die Bereicherungskünste des Kaufmanns ausposaunt, dem Schwindel bis in seine geheimsten Triebfedern nachspäht und allen Schmutz solchen Treibens ans Tageslicht zertr.«²³

Abschließend ist festzustellen, daß Abgar Joannissians »Armenische Bibliothek« hält, was ein am Ende des sechsten Bandes platzierter Werbetext verspricht: »Die noch so wenig beachteten ausgezeichneten armenischen Dichterwerke, die wahre Schätze der Literatur bergen, werden hier in vorzüglicher Übersetzung und gediegener handlicher Ausstattung uns zugänglich gemacht. Es ist eine ganz eigenartige Literatur, deren Bekanntschaft uns hier vermittelt wird, eine Literatur, die in ihrer Frische und Ursprünglichkeit einen ungemein wohltuenden Eindruck beim Leser zurückläßt und sein Interesse dauernd rege erhält. Die Sammlung wird jedem willkommen sein, dem daran liegt, die hochinteressanten Geistesschöpfungen eines bis dahin wenig beachteten Volkes kennenzulernen.«²⁴

20 Siehe Gabriel Sundukian: Die ruinierte Familie. In: Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. VII.

21 Siehe V. Nal'bandian: Armjanskaja literatura. Moskau 1976. S. 8.

22 Siehe Arthur Leist: Litterarische Skizzen ... S. 126.

23 Ebenda. S. 135.

24 Siehe Abgar Joannissian: Armenische Bibliothek. Bd. VI.

Ob der Herausgeber Abgar Joannissian mit den sieben in Leipzig erschienenen Bänden der »Armenischen Bibliothek« seine Mission für erfüllt betrachtet hat oder ob seine Mittel, seine Initiativefreudigkeit, seine Mitstreiter und Abnehmer nicht mehr hinreichten, ob er Leipzig verließ und sich als Patriot akuterer Nöten seines Volkes im Zusammenhang mit den blutigen Massakern an den Armeniern unter dem türkischen Sultan Abdul Hamid II. (1895–1896) zuwandte, muß der weiteren Forschung vorbehalten bleiben.

Soviel kann aber auch ohne die Beantwortung solcher noch offenen Fragen festgestellt werden: Dieses mir in der Jerewaner Universitätsbibliothek zugänglich gewordene Leipziger armenisch-deutsche Gemeinschaftswerk einzelner Enthusiasten verdient hohe Wertschätzung, weil es eine adäquate, der Wirklichkeit entsprechende, dabei tolerante Vorstellung der kulturellen Leistung eines kleinen europäischen Volkes trotz widrigster historischer Umstände vermittelt, weil es für Verständnis, Offenheit und ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Völkern – unabhängig von ihrer Größe und wirtschaftlichen Kraft – wirbt, also der Wegbereitung einer würdigeren Zukunft dient.

3. ARMENISCHE STUDENTEN AN DER LEIPZIGER UNIVERSITÄT

Leipzigs Universität gewann als alte, große und besonders angesehene Bildungseinrichtung Deutschlands seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer stärkere Attraktivität auch für ausländische Studenten, sei es aus Süd- oder Nordeuropa (der Schweiz, Italien, Serbien, Bulgarien, Griechenland bzw. Schottland und Irland), sei es aus den USA oder Südamerika, sei es aus dem fernen oder näheren Osten Europas wie Asiens (Rußland und Japan). Da der Osten Armeniens, also der transkaukasische Teil, seit 1827 ins russische Zarenreich einbezogen worden war (während der westliche Teil zum Herrschaftsgebiet des Osmanischen Reiches gehörte), war es nicht verwunderlich, daß sich seit Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts auch immer mehr armenische Studenten für ein Studium an der Alma mater Lipsiensis entschlossen, zumal diese wie andere deutsche Hochschulen – im Gegensatz zu den russischen – die an armenischen höheren Schulen erworbene Vorbildung anerkannten.

Weisen die im Universitätsarchiv ausgewerteten Matrikellisten der Leipziger Universität in den siebziger Jahren erst acht armenische Studenten aus, so verdoppelte sich ihre Zahl in den achtziger Jahren, während in den neunziger Jahren bereits über 50 armenische Eintragungen auffallen. Es sind zunächst überwiegend Söhne armenischer Kaufleute aus den bedeutenden Handelszentren des Transkaukasus (Tiflis, Baku, Schuscha), Südrußlands (Nachitschewan, Astrachan, Odessa) oder der Türkei (Trapezunt, Konstantinopel, Van, Erserum). In den neunziger Jahren kommen dazu aber auch Söhne von Geistlichen, Lehrern, Staatsbeamten, Fabrikanten, Handwerkern und Bauern.

Während sich die armenischen Studenten in Leipzig in den siebziger Jahren überwiegend für ein Studium der Medizin einschrieben, gaben sie in den achtziger Jahren den Naturwissenschaften, der Pädagogik und der Philosophie den Vorzug. In den neunziger Jahren entschieden sich auffallend viele Studenten für ein Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Philosophie, wozu als gewählte Fächer aber auch die Philologie, die Chemie, die Cameral- oder die Agrarwissenschaften und die Theologie traten. Übrigens erkennt man die armenischen Studenten in den Matrikellisten nicht ohne weiteres an den Namen oder der Angabe ihrer Heimat. Die Vornamen erscheinen – besonders in den siebziger Jahren – teilweise verdeutscht (Johannes statt Howhannes, Jakob statt Hakob, Michael statt Mikael, Stefan statt Stepan, Peter statt Petros), die Familiennamen dagegen teilweise russifiziert (z. B. Wachanoff statt Wahanian, Kilitscheff statt Klitschian, Istamanoff, Awtandiloff, Alibekoff). Der größere Teil von ihnen gibt als Heimat politisch korrekt Rußland an, nur ein kleinerer Teil aus dem armenischen Kerngebiet Berg-Karabach um Schuscha wagt die Bezeichnung Armenien, während ein anderer Teil auf die Angabe des Kaukasus (bzw. Russischer oder Armenischer Kaukasus) ausweicht.

Demgegenüber erkennt man sie alle eindeutig an der Angabe ihrer Religion: armenisch-gregorianisch (grigorianisch) bzw. armenisch-apostolisch-gregorianisch, nur gregorianisch oder schlicht armenisch. Darin findet sich eine unübersehbare Bestätigung dessen, daß die Zugehörigkeit zu einer eigenen christlichen Kirche für sie von kaum zu überschätzender kultureller Bedeutung ist, da sie vor allem daraus – angesichts der tragischen Geschichte ihres Volkes – ein lebendiges Bewußtsein ihrer nationalen Identität schöpfen.

Im Armenischen Akademischen Verein schufen sich die armenischen Studenten in Leipzig ein florierendes Begegnungsforum, und Hilfsbe-

dürftige unter ihnen erhielten von deutscher Seite durch das sogenannte »Notwendige Liebeswerk« auch finanzielle Unterstützung.²⁵

In den Matrikellisten der Leipziger Universität fehlt zwangsläufig ein wichtiger Name, der von *Awetik Issahakian* (1875 bis 1957). Dieser, in der Folgezeit einer der bedeutendsten armenischen Dichter, weilte zwischen 1893 und 1895 erwiesenermaßen in Leipzig. Er wohnte in der Weststraße (der heutigen Friedrich-Ebert-Straße 27)²⁶ und besuchte als freier Hörer Vorlesungen zur Philosophie, Geschichte, Philologie, Anthropologie und Ethnologie an der Leipziger Universität. Spuren dieses Bildungsaufenthaltes lassen sich an seinen frühen lyrischen Gedichten – abgesehen von den Ortsangaben Leipzig, Dresden, Berlin – zunächst eher mittelbar erkennen: zumeist Naturgedichte, sind sie poetischer Ausdruck seines Schmerzes um den Verlust der Geliebten, seiner Sehnsucht nach der Mutter wie der Heimat.²⁷ Nur selten wird diese elegische Stimmungslage aufgehellt, etwa in einem – mit Oberholz 1893²⁸ – unterzeichneten Gedicht, das ganz offenbar aus der Assoziation zur friedlichen bäuerlichen Arbeit in seinem heimatlichen Khasarapat (später in Issahakian umbenannt) genährt, hoffnungsvollere Bilder schlichten dörflichen Lebens enthält.

Bald aber dominiert die Äußerung des Leidens an seiner Zeit, des Leidens um sein Land und sein Volk, das von zunehmenden sozialen wie nationalen Konflikten erschüttert, von grausamen Massakern heimgesucht wird; ja er steigert und verallgemeinert diese seine Empfindungen bis zu einem Leiden um die gequälte, bedrohte Welt. »Lieder und Wunden« (1897) nannte der gerade Zweiundzwanzigjährige seinen ersten Gedichtband, der auch insofern zu einem Ereignis in der armenischen Literatur wurde, als Issahakian darin nicht nur Traditionen der Volkspoe-

25 Siehe Hermann Goltz: Die »armenischen Reformen« im Osmanischen Reich. Johannes Lepsius und die Gründung der Deutsch-Armenischen Gesellschaft. In: Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): 75 Jahre DAG. Festschrift. Mainz 1989. S. 15. – Das Gründungsjahr des Armenischen Akademischen Vereins in Leipzig konnte nicht ermittelt werden.

26 Diese Information verdanke ich einem Gespräch mit Albert Muscheghian und Issahakians Enkel Awik Issahakian, beide wissenschaftliche Mitarbeiter am Manuk-Abeghian-Institut für armenische Literatur der Akademie der Wissenschaften in Jerewan.

27 Siehe Awetik Issahakian: Der Glockenton der Karawane. Ausgewählt von Lutz Engel/Annemarie Bostroem. Nachwort von Herbert Krempien. Berlin 1978 (im weiteren Awetik Issahakian: Der Glockenton der Karawane ...). S. 7, 24 und 27.

28 Siehe Avetik Isaakjan: Izbrannye proizvedenija. Bd. I. Moskau 1975. S. 55.

sie und der klassischen armenischen Dichtung fortsetzte, sondern schöpferisch auch an das Schaffen Puschkins, Lermontows, Schewtschenkos, Byrons, Goethes und Heines anknüpfte, also neben seinem etwas älteren Dichterfreund Howhannes Tumanian (1869–1923)²⁹ europäischen Rang erreichte.

Darin und noch umfassender in dem späteren Poem »Abu'l-Ala al Mahari« (1909)³⁰ machte Issahakian insofern das geistige Leipzig-Erlebnis produktiv, als er nach Verfolgungen wegen regierungsfeindlicher Tätigkeit und bestärkt durch die seiner Erfahrung entsprechenden pessimistischen philosophischen Positionen eines Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche, im orientalischen Gewande eine vernichtende Absage an die moralischen Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft lieferte. Obwohl die Zensur zunächst noch die Veröffentlichung dieses unbequemen Poems verhindern konnte, war Issahakian doch seit 1911 zur Emigration gezwungen; er weilte nun erneut in Deutschland, aber auch in der Schweiz und in Frankreich.

Den Namen dieses weltoffenen armenischen Schriftstellers findet man übrigens auch unter den elf armenischen und deutschen Persönlichkeiten eines Komitees, das 1914 in Berlin mit einem Aufruf³¹ die Gründung einer »Deutsch-Armenischen Gesellschaft« initiierte.

29 Siehe Howhannes Tumanian: Das Taubenkloster. Hrsg. von Elke Erb. Berlin 1972.

30 Siehe Awetik Issahakian: Eine Khaside. Aus dem Armenischen in die deutsche Sprache übertragen von Heinrich Noeren und Liparit Nasariantz. In: Der Neue Orient. Berlin. (1919)2. S. 77–83. – Awetik Issahakian: Der Glockenton der Karawane ... S. 37–53.

31 Siehe das Faksimile dieses Aufrufs bei Hermann Goltz (siehe Hermann Goltz: Die »armenischen Reformen« im Osmanischen Reich. Johannes Lepsius und die Gründung der Deutsch-Armenischen Gesellschaft. In: Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): 75 Jahre DAG. Festschrift. Mainz 1989. S. 46). – Auf der angefügten umfangreichen Liste der diesen Aufruf empfehlenden Persönlichkeiten liest man auch die Namen von fünf Leipziger Professoren bzw. Dozenten, nämlich Dr. jur., phil. et theol. Caspar René Gregory, Dr. jur. et phil. Hugo Grothe, Dr. Alfred Jeremias, Dr. Hermann Guthe, Geheimrat Dr. Rudolf Kittel. Der Mitbegründer und erste Vorsitzende dieser im Juni 1914 ins Leben gerufenen »Deutsch-Armenischen Gesellschaft« wurde Johannes Lepsius (1858–1926), evangelischer Theologe, Herausgeber mehrerer Zeitschriften (»Christlicher Orient«, »Mesrop« bzw. »Deutsch-Armenische Korrespondenz« u. a.), mutiger Publizist und selbstloser Initiator eines verzweigten missionarischen Hilfswerkes (mit Waisenhäusern, Schulen, Krankenhäusern, Werkstätten) in Urfä, Aleppo, Adana und anderen Städten des Vorderen Orients für notleidende Armenier von 1896 bis zu seinem Lebensende.

Die Oktoberrevolution begrüßte Issahakian aus der Ferne auf seine gleichnishaft-philosophische Weise, indem er in einem weiteren Poem »Mher von Sassun« (1919–1922), gestützt auf den vierten und letzten Teil des armenischen Volksepos »David von Sassun«, seiner Hoffnung auf die geschichtsbildende Kraft des Volkes Ausdruck verlieh. Seine wiedergewonnene Heimat besuchte er mehrmals und vertrat sie würdig auch im Ausland. Aber zur endgültigen Rückkehr entschloß er sich erst 1936. Damals gab er übrigens verstärkt der Prosa den Vorzug; er schrieb nun lyrisch geprägte Erzählungen, philosophische Abhandlungen, Legenden, Märchen wie Fabeln. Von 1946 bis 1957 wirkte er als Vorsitzender des armenischen Schriftstellerverbandes und fand hochgeschätzt nach seinem Tod am 17. Oktober 1957 in Jerewan seine letzte Ruhestätte im Pantheon der armenischen Hauptstadt.

Die größte Beachtung unter den im 19. Jahrhundert eingeschriebenen armenischen Studenten in Leipzig verdient ohne Zweifel *Manuk Abeghian*. Ähnlich wie Chatschatur Abowian nach seinem Studienaufenthalt an der Universität von Dorpat zum Begründer der neuarmenischen Literatur wurde, entwickelte sich Abeghian zum Initiator der modernen Armenologie und ihrem bislang bedeutendsten Repräsentanten in seiner Heimat.

Am 17. April 1894 trug sich der Neunundzwanzigjährige für ein Philologiestudium in die Matrikel der Leipziger Universität ein und nahm ein bescheidenes Quartier in der Elsterstraße 55, bald aber in der Albertstraße 26 und schließlich in der Humboldtstraße 7. Hinter dem am 17. März 1865 im Gebiet von Nachitschewan in der kinderreichen Familie eines Bauern und Dorfschullehrers geborenen Abeghian lag bereits eine solide Ausbildung an der namhaften Geworkian-Schule von Etschmiadsin (1876–1885), berufliche Erfahrung als Lehrer für armenische Sprache und Literatur (1885–1893) in Etschmiadsin, Schuscha und Tiflis, den drei damals wichtigsten Zentren des armenischen Geisteslebens, sowie eine rege öffentliche Wirksamkeit als Rezensent und Übersetzer aus dem Russischen (Gogol, Schtschedrin) wie Deutschen (Heine), als Publizist und Autor. Die hohe Anerkennung, die er 1889 für seine wissenschaftliche Studie zum armenischen Volksepos »David von Sassun« durch den Petersburger Linguisten Nikolai Marr erfahren hatte, bedeutete ihm eine ermutigende Herausforderung, noch höheren Ansprüchen gerecht werden zu wollen. Deshalb ging er 1893 zur Weiterbildung ins Ausland.

Dank seiner ausgezeichneten Kenntnis der deutschen wie der französischen Sprache, seiner offensichtlichen philologischen Begabung und

bereits gesammelten Erfahrungen machte er sich zwischen 1893 und 1898 an den Universitäten Jena und Leipzig, Berlin und Paris den Erkenntnisschatz der deutschen und französischen Philologie zu eigen und trat in persönlichen Kontakt zu den bedeutenden Armenologen Heinrich Gelzer und Antoine Meillet.

Das im Universitätsarchiv aufbewahrte Verzeichnis der ihm an der Leipziger Universität 1894–1895 als gehört bescheinigten Vorlesungen bestätigt sowohl die Breite als auch Schwerpunkte seiner Interessen. So widmete er sich im Rahmen literaturgeschichtlicher Veranstaltungen besonders der deutschen Aufklärung, hörte also eine Vorlesung zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert bei Dr. Georg Witkowski und eine speziellere über Lessings Leben und Werke bei Prof. Dr. Ernst Elster. Unter den linguistischen Themen wählte er Veranstaltungen zur deutschen Grammatik bei Prof. Dr. Eduard Sievers sowie zur griechischen Laut- und Formenlehre, insbesondere zu vergleichenden Aspekten bei Prof. Dr. Karl Friedrich Brugmann. Außerdem fanden historische und psychologische Vorlesungen bei den Professoren Karl Lamprecht bzw. Wilhelm Wundt seine Aufmerksamkeit. Vor allem aber interessierten ihn neueste theoretisch-methodologische Ansätze der Sprach- und Literaturwissenschaft, also Angebote von Prof. Dr. Eduard Sievers zur deutschen Phonetik bzw. zur deutschen Metrik.

Ganz besonders fesselte ihn aber schon damals die vergleichende und historische Methode der Mythenforschung wie Folkloristik, was ihn zu Vorlesungen über das Nibelungenlied bei Prof. Dr. Eduard Sievers und zur Volksepik der Südslawen bei Prof. Dr. Wilhelm Wollner führte. Abeghian verband die hier gewonnenen Anregungen mit der Auswertung zahlreicher, gerade in Leipzig und Berlin erscheinender Zeitschriften³² wie monographischer Arbeiten in der Nachfolge Wilhelm Grimms.³³ Er durchdachte sie auch vor dem Hintergrund der ihm zumindest teilweise

32 Siehe Aufsätze von Alfred von Gutschmid: Agathangelos. In: Zeitschrift der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft. Leipzig 1877. S. 1–60. – Heinrich Gelzer: Die Anfänge der armenischen Kirche. In: Berichte der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. o. O. 1895.

33 Siehe Wilhelm Grimm: Die deutsche Heldensage. Berlin 1867. – Wilhelm Schwartz: Der Ursprung der Mythologie. Berlin 1863. – Wilhelm Schwartz: Der indogermanische Volksglaube. Berlin 1885. – Heinrich Gelzer: Zur armenischen Götterlehre. Leipzig 1896. – Pierre Daniel Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. Leipzig 1897.

bekannten Positionen der russischen mythologischen Schule³⁴ und nutzte sie schöpferisch als innovativen wissenschaftlichen Zugang zu den Urgründen des eigenen reichen armenischen Kulturerbes in Gestalt der Mythen wie Legenden. Seine Dissertationsschrift »Der armenische Volksglaube« verteidigte er glanzvoll in Jena und veröffentlichte sie 1899 in Leipzig.

Nach Armenien zurückgekehrt, erweiterte und vertiefte Abeghian diesen Forschungsansatz und überprüfte ihn viele Jahre bei praktischer Lehrtätigkeit in Etschmiadsin und Tiflis. Außerdem bestätigte er seine wissenschaftliche Autorität als Vorsitzender des Berufsbundes armenischer Lehrer des Kaukasus. 1919 übersiedelte er nach Jerewan, wo er 1920 die Revolution erlebte. Als Patriot und humanistischer Wissenschaftler begrüßte er die Sowjetmacht als Unterpfand für die physische Rettung seines Volkes und verband mit ihr die Hoffnung auf dessen geistige Wiedergeburt.

Tatkraftig unterstützte er selbst mit einer bewundernswerten Fülle maßstabsetzender Aktivitäten dieses Anliegen:

– Er erarbeitete die wissenschaftlichen Prämissen für eine Orthographie-reform der armenischen Sprache, die in einem entsprechenden Dekret des Armenischen Volksrates (1922) die Alphabetisierung und Bildung des Volkes erleichtern sollte.

– Er gab 1925 ein »Russisch-armenisches Militärwörterbuch« heraus.

– Er verfaßte mit der »Theorie der armenischen Sprache« (1931) und anderen linguistischen Arbeiten zur armenischen Grammatik, Wortbildung und Sprachgeschichte Standardwerke, die bis heute an armenischen Gymnasien wie Hochschulen ihren unverzichtbaren Platz haben.

– Er hielt an der neu gegründeten Staatlichen Universität von Jerewan zwischen 1923 und 1935 Vorlesungen zur Theorie der armenischen Sprache, zur Geschichte der altarmenischen Literatur, zur armenischen Mythologie wie Volksdichtung und machte 1935–1936 Schriftsteller der jungen Republik mit den Grundlagen der Verstheorie und Poetik vertraut.

– Er wirkte als kompetenter Kenner der armenischen Volksdichtung in der Jubiläumskommission zur Vorbereitung der Tausendjahrfeier des

34 Siehe Fedor Buslaev: *Istoričeskie očerki russkoj narodnoj slovesnosti i iskusstva*. Sankt Petersburg 1861. – Fedor Buslaev: *Moi dosugi*. Moskau 1886. – Aleksandr Afanas'ev: *Poëtičeskie vozzenija slavjan na prirodu*. Bd. 1–3. Moskau 1865–1869. – Aleksandr Potebnja: *O mifičeskom značenii nekotorych obrjadov i poverij*. Moskau 1865. – Aleksandr Potebnja: *Slovo o polku Igoreve*. Moskau 1878.

Epos »David von Sassun«, die 1939 in der gesamten UdSSR begangen wurde.³⁵

– Er legte seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten in einer fundamentalen vierbändigen Werkausgabe vor. In den ersten beiden Bänden »Die armenische epische bzw. lyrische Volksdichtung« (1940) periodisierte er zunächst die Mythen, Epen und epischen Lieder in ihrer Ausprägung über nahezu drei Jahrtausende und analysierte sie im Hinblick auf Stoffe, Figuren, Motive, Sprache, historische Hintergründe wie internationale Parallelen.

Anschließend stellte Abeghian die alten armenischen Volkslieder vor, die von Volkssängern (Gusanen) als Tisch-, Liebes-, Hochzeits-, Wiegen- oder Begräbnislieder mit Instrumentalbegleitung vorgetragen wurden. Obwohl sie teilweise schon in den ältesten armenischen Literaturdenkmälern seit dem 5. Jahrhundert aufgezeichnet wurden, bewahrten sie andererseits doch ihren lebendigen mündlichen Sprachduktus und erfuhren in der mittelalterlichen Umgangssprache ihre künstlerisch besonders geschliffene Ausprägung in den sogenannten »Haieren« (den Liedern »auf armenische Art«), deren Versstruktur und Poetik Abeghian besonders eingehend erschlossen hat.

In den Bänden drei und vier zur »Geschichte der alten armenischen Literatur« (1944 bzw. 1946 in Jerewan erschienen) behandelte er die Nationalliteratur seit ihren Anfängen im 5. Jahrhundert (mit der Schriftschöpfung zur Bibelübersetzung durch Mesrop Maschtoz und der ersten von Mowse Chorenazi verfaßten »Geschichte Armeniens«) bis zu ihrer bereits im 10. Jahrhundert mit den »Klagegesängen« von Grigor Narekazi beginnenden Frührenaissance, der allerdings aufgrund widriger historische Umstände keine volle Ausreifung beschieden war. Abeghian verfolgt die lange mittelalterliche Entwicklungsperiode vom 11. bis zum 17. Jahrhundert sowie die Übergangsphase zur neuarmenischen Literatur in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen die armenische Literatur in enger Bindung an die kraftvolle Volksdichtung und in schöpferischer Auseinandersetzung mit vielfältigen persischen, hellenistischen, semitischen, römischen, arabischen und türkischen Einflüssen ihre Eigenständigkeit festigen und ganz wesentlich zur Bewahrung der nationalen Identität des armenischen Volkes beitragen konnte.

35 Siehe aus diesem Anlaß auch Alfred Kurella: David von Sassun. Aus dem gleichnamigen armenischen Heldenepos. In: *Inostrannaja literatura*. Moskau (1939)9–10.

Auch wenn sich Abeghian nicht mehr der zusammenhängenden literaturgeschichtlichen Darstellung der neuarmenischen Literatur zuwenden konnte, hinterließ er ein umfangreiches, maßstabsetzendes wissenschaftliches Lebenswerk, für das ihn die neu gegründete Armenische Akademie der Wissenschaften 1943 als Professor und erstes ordentliches Mitglied berufen hat. Nach seinem Tod am 25. September 1944 wurde eben diesem Akademie-Institut für armenische Literatur auf Regierungsbeschuß der Name »Manuk Abeghian« verliehen.

4. NEUE BEMÜHUNGEN UM DIE LITERATURWISSENSCHAFTLICHE ERSCHLIESSUNG UND VERBREITUNG DER ARMENISCHEN LITERATUR AUS LEIPZIG

Von diesem renommierten armenischen Akademie-Institut erhielt ich für den Herbst 1986 eine Einladung zum armenologischen Weltkongreß über alte und mittelalterliche armenische Literatur. Als einzige Wissenschaftlerin vertrat ich in Jerewan die Deutsche Demokratische Republik mit einem Vortrag über Grigor Narekazi, der damals durch eine schöne Anthologie³⁶ und einen Epigraphen zu Tschingis Aitmatows Roman »Der Tag zieht den Jahrhundertweg« (1980)³⁷ Eingang auch in den kulturellen Diskurs bei uns gefunden hatte. Nach zwei vorausgegangenen Aufenthalten in Jerewan in den Jahren 1973 und 1981 hatte ich ein weiteres Mal Gelegenheit, mich an Ort und Stelle von den großzügigen Bedingungen für armenische Wissenschaftler an der Staatlichen Universität, am Matenadaran (einem eindrucksvollen Aufbewahrungsort alter armenischer Handschriften) und insbesondere am Abeghian-Literatur-Institut zu überzeugen. Auf entsprechend hohem Niveau verlief der Weltkongreß.³⁸ Zu den unvergeßlichen Ergebnissen jenes Aufenthaltes gehörte

36 Siehe Lewon Mkrttschjan (Hrsg.): Die Berge beweinen die Nacht meines Leides. Klassische armenische Dichtung (Nachdichtung von Annemarie Bostroem). Berlin 1983. S. 17–24.

37 Siehe Tschingis Aitmatow: Der Tag zieht den Jahrhundertweg. Berlin 1982. S. 9. – Der Epigraph von Narekazi lautet: »Und dieses Buch, es ist mein Körper, und dieses Wort, es ist meine Seele«.

38 Adelheid Latchinian: Bedeutendes internationales Symposium zur mittelalterlichen Literatur Armeniens in Jerewan. Traditionsreiche wissenschaftliche Beziehungen, die vor 150 Jahren ihren Anfang nahmen, wurden fortgesetzt. In: »Universitätszeitung«. Leipzig vom 14. November 1986. S. 2.

auch die persönliche Begegnung mit armenischen Schriftstellern (wie Hrant Matewosian und Ruben Howsepijan u. a.) und Dichtern (Silwa Kaputikian, Maro Markarian, Geworg Emin, Wahakn Dawtian, Rasmik Dawoian), die sich damals einer überaus herzlichen Wertschätzung bei ihren zahlreichen Lesern erfreuen konnten.

Ganz besonders berührte mich jedoch die Hochachtung, ja Dankbarkeit, die armenische Wissenschaftler und Künstler einer Wissenschaftlerin entgegenbrachten, die sich um die Erschließung und Bekanntmachung der armenischen Literatur in der DDR bemühte. Übereinstimmend betonten sie: Wenn sich ein Wissenschaftler der Sprache, Literatur und Geschichte eines *kleinen* Volkes widme, ginge das nicht ohne einen erheblichen Idealismus. Sie trafen damit durchaus die Einstellung, die mich einst zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit armenischer Sprache, Geschichte, Kultur und Literatur bewogen hatte.

Den entscheidenden Anstoß dafür hatte ein Armenier gegeben, dem ich 1957 als Leipziger Studentin der Slawistik und Germanistik während eines einjährigen Teilstudiums in Sofia begegnet war: Sarkis Latchinian, 1930 in einer armenischen Familie in Beirut geboren, studierte damals Politische Ökonomie an der Karl-Marx-Hochschule in der bulgarischen Hauptstadt. Nach erfolgreichem Abschluß kam er 1959 als wissenschaftlicher Aspirant an die Leipziger Karl-Marx-Universität. Wir heirateten 1960 in Leipzig.

Zwei Motive verursachten damals meine anfänglich fast spontane Hinwendung zu jenem mir noch weitgehend unbekanntem armenischen Volk: Hochachtung und Erschütterung. 1938 in Bromberg geboren und als Flüchtlingskind aus dem Osten nach Weimar verschlagen, hatte ich meine Schulzeit nahe den Klassikerstätten, aber auch nahe des Konzentrationslagers von Buchenwald mit dem zwiespältigen, aus Stolz und Scham gemischten Gefühl verbracht, Deutsche zu sein, und nun hörte ich von einem kleinen, weit älteren Volk, das seinem widrigen historischen Schicksal mit Würde, mit unerschöpflichem Schönheitssinn und imponierendem Schöpfertum zu widerstehen vermochte; verwiesen sei nur auf die einmalige sakrale Architektur, die typischen, kunstvoll gemeißelten, den Lebensbaum stilisierenden Kreuzsteine (Chatschkare) als Grabschmuck oder auch Grenzmarkierung und schließlich auf das alte und reiche Schrifttum, geradezu liebevoll verziert mit phantasievoller Miniaturmalerei. Das alles und manches andere ist *unikal*, verdient also – besonders angesichts zunehmend unifizierender Tendenzen in der Welt – Bekanntmachung, ja Bewunderung.

Dies um so mehr, als diesem Volk nach endlosen Pogromwellen im Jahre 1915 die endgültige Ausrottung durch die Türken zudedacht war. In jenem ersten Genozid des 20. Jahrhunderts fanden mehr als 1,5 Millionen Armenier den Tod (zwei Drittel der westarmenischen Bevölkerung). Dies geschah in den Wirren des Ersten Weltkrieges übrigens mit stillschweigender Duldung der Großmächte, besonders des Deutschen Kaiserreiches,³⁹ eines loyalen Bündnispartners der Türkei, und konnte von seinem Verursacher bislang offiziell mit Erfolg verschwiegen bzw. geleugnet werden. Ungeachtet dessen gelangten seitdem zahlreiche Dokumente,⁴⁰ Erinnerungsberichte⁴¹ sowie literarische Darstellungen⁴² an die Öffentlichkeit. Das gab schon 1963 den Anlaß, darüber einen Artikel zu schreiben und diesen zusammen mit einigen besonders aussagekräftigen, mit Unterstützung meines Ehemannes aus dem Armenischen ins Deutsche übertragenen Gedichten von Joghische Tscharenz (1897 bis 1937), Howhannes Schiras (1915 bis 1984) und Geworg Emin (geb. 1919) der damaligen kulturpolitischen Wochenzeitung »Sonntag« (Berlin) zuzusenden. Daß eine Veröffentlichung damals nicht erfolgte, ist sicher auf die Bedingungen zurückzuführen, die dafür offenbar weder objektiv noch subjektiv herangereift waren.

Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre wurde im kulturellen Leben der DDR allerdings immer drängender das gesellschaftliche

39 Siehe Wolfgang Gust: »Die Armenier zur Bedeutungslosigkeit erdrückt«. Der bislang unveröffentlichte Bericht des deutschen Vizekonsuls Herrmann Hoffmann-Fölkersamb über den Völkermord an den Armeniern. In: Armenisch-deutsche Korrespondenz. Frankfurt am Main (1999)3. S. 11–14. Ebenda (1999)4. S. 19–22.

40 Siehe Johannes Lepsius: Deutschland und Armenien 1914–1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Potsdam 1919 (Nachdruck in Bremen 1986). – M. G. Nersisjan: Genocid armjan v Osmanskoj imperii. Sbornik dokumentov i materialov. Jerewan 1982. – Institut für Armenische Fragen (Hrsg.): The Armenian Genocide. Documentation. Vol. I: Beiträge in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache. München 1987. – Artem Ohandjanian: Armenien – Der verschwiegene Völkermord. Wien, Köln, Graz 1989. – Vahakn N. Dadrian: The History of the Armenian Genocide. Ethnic Conflict from the Balkans to Anatolia to the Caucasus. Oxford 1995.

41 Siehe Johannes Lepsius: Der Todesgang des armenischen Volkes. Potsdam 1919 (Nachdruck 1930). – Pailadzo Captanian: 1915 – Der Völkermord an den Armeniern. Leipzig 1993.

42 Siehe Franz Werfel: Die vierzig Tage des Musa Dagh. Berlin, Wien, Leipzig 1933. – Alfred Otto Schwede: Geliebte fremde Mutter. Berlin 1974. – Edgar Hilsenrath: Das Märchen vom letzten Gedanken. München 1989.

Bedürfnis artikuliert, genauer und tiefgründiger über neue Phänomene der Sowjetliteratur informiert zu werden. Zunehmend augenfälliger wurde nämlich, daß es dabei nicht nur um die russische Literatur ging, sondern um eine Vielzahl unterschiedlicher, bislang weitgehend unbekannter, historisch erstmals bzw. zu erneuter Entfaltung gelangter nationaler Literaturen, die das damalige geistige Leben mit unübersehbar neuen Facetten bereicherten. Kulturelle wie wissenschaftliche Institutionen, besonders Verlage, begannen zielstrebig, diesem Bedürfnis zu entsprechen und erste orientierende Arbeiten auch zur armenischen Kultur und Literatur zu veröffentlichen.⁴³

In diesem Zusammenhang entschied sich der Lehrstuhl »Geschichte der Sowjetliteratur« unter Leitung von Willi Beitz an der Leipziger Karl-Marx-Universität zur Erweiterung seiner Lehr- und Forschungstätigkeit in Richtung multinationaler Sowjetliteratur. Im Jahr 1966 war ich als wissenschaftliche Aspirantin an diesen Lehrstuhl gekommen, hatte, betreut von Erhard Hexelschneider, 1970 meine Dissertation mit einem Vorschlag zur Typologisierung der zeitgenössischen sowjetischen Erzählung verteidigt und anschließend an der Erarbeitung einer zweibändigen »Geschichte der russischen Sowjetliteratur«⁴⁴ als Hochschullehrbuch mitgewirkt. Von nun an verband sich meine Lehrtätigkeit und Forschung zur russischen Literatur verstärkt mit Arbeiten zur kirgisischen, vor allem aber zur armenischen Literatur. Davon zeugen Besprechungen⁴⁵ von Neuerscheinungen aus der armenischen Literatur und theoretisch-literaturgeschichtliche Abhandlungen⁴⁶ in Zeitschriften, besonders aber eine erhebliche Anzahl von Artikeln zu armenischen Schriftstellern bzw. zur armenischen Literatur für unterschiedliche Lexika.⁴⁷

43 Siehe Harri Jünger (Hrsg.): *Literaturen der Völker der Sowjetunion*. Leipzig 1967. – Friedbert Streller: *Aram Chatschaturjan*. Leipzig 1968. – Edith Neubauer: *Armenische Baukunst vom 4. bis 14. Jahrhundert*. Dresden 1970. – Burchard Brentjies: *Drei Jahrtausende Armenien*. Leipzig 1973.

44 Siehe Willi Beitz/Barbara Hiller/Harri Jünger/Gerhard Schaumann (Hrsg.): *Geschichte der russischen Sowjetliteratur*. Bd. 1 und 2. Berlin 1973 und 1975.

45 Siehe Adelheid Latchinian: Howhannes Tumanjan: Das Taubenkloster. In: *Weimarer Beiträge*. Berlin, Weimar (1973)2. S. 167ff. – Adelheid Latchinian: Hrnat Matewoşjan: Mutter fährt den Sohn verheiraten. In: *Ebenda* (1980)4. S. 117ff.

46 Siehe Adelheid Latchinian: Zur Dialektik von Nationalem und Internationalem in der armenischen Literatur. In: *Ebenda* (1977)11. S. 133ff.

47 Siehe Gerhard Steiner/Herbert Greiner-Mai/Wolfgang Lehmann (Hrsg.): *Lexikon fremdsprachiger Schriftsteller von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Bd. 1, 2 und 3. Leipzig 1977, 1979 und 1980 (mit 43 Artikeln zu armenischen Schriftstellern). –

Besonders intensive Bemühungen verwandte unser Lehrstuhl Anfang der achtziger Jahre jedoch auf ein gemeinschaftliches Publikationsprojekt. Anahit Bayandour,⁴⁸ eine bekannte Jerewaner Publizistin, beschreibt diese Bemühungen folgendermaßen: »Der Lehrstuhl für Sowjetliteratur der Leipziger Universität unter der Leitung von Professor Willi Beitz bereitete damals die ›Einführung in die multinationale Sowjetliteratur‹⁴⁹ zur Veröffentlichung vor (an der Arbeit beteiligten sich auch die sowjetischen Philologen S. Osmanowa und R. Bikumuchametow). Zwei Kapitel dieses Buches oblagen Adelheid Latchinian – ein Überblick über die armenische Literatur und ein weiterer über die kirgisische (später schrieb A. Latchinian eine dem Schaffen Tschingis Aitmatows gewidmete Habilitation). Doktor Helga Conrad, eine Scholochow-Expertin, spezialisierte sich auf die baltischen Literaturen, Doktor Ingrid Schäfer, Kennerin sowjetischer Poesie, widmete sich der weißrussischen Literatur. Ganz unlängst lernte ich auch Peter Rollberg kennen und war erstaunt: vielleicht ist das ein nationaler Zug – solch eine verantwortungsbewußte Einstellung zur Sache? Genaueste Sachkenntnis, Breite des Wissens, ein ernsthaftes, umfangreiches Programm zur Erforschung und Lehre der sowjetischen Literatur ist für sie Norm.«⁵⁰

Rückblickend ist freilich kritisch wie selbstkritisch anzumerken, daß die Autoren bei dem Begriff »Sowjetliteratur« und der These von den Gemeinsamkeiten, ja der Einheit dazu gehöriger unterschiedlichster Nationalliteraturen⁵¹ einem politisch begründeten, ideologisierenden Konstrukt gefolgt sind, das vom weiteren Geschichtsverlauf in seiner Stichhaltigkeit widerlegt worden ist. Aber der äußerst arbeitsaufwendige

Herbert Greiner-Mai (Hrsg.): Kleines Wörterbuch der Weltliteratur. Leipzig 1983. – Annette Zwahr/Helga Weck (Hrsg.): BI-Universallexikon. 5 Bde. Leipzig 1985 bis 1988.

48 Anahit Bayandour erwarb sich als Übersetzerin armenischer Literatur ins Russische große Verdienste und wurde in den neunziger Jahren wegen ihres Einsatzes für die Verständigung zwischen den Armeniern, Aserbaidshanern und Türken im Rahmen des Helsinki Citizens Assembly mit dem Olof-Palme-Preis gewürdigt.

49 Siehe Willi Beitz (Hrsg.): Einführung in die multinationale Sowjetliteratur. Leipzig 1983.

50 Anahit Bajandour: S ljubov'ju predannogo serdca. In: Armjanskaja literatura. Jerewan (1988)2. S. 95 (Übers. – A. L.).

51 Siehe Willi Beitz (Hrsg.): Einführung in die multinationale Sowjetliteratur. Leipzig 1983. S. 23 ff.

Versuch einer Reihe Leipziger russistischer Literaturwissenschaftler,⁵² neben der russischen Literatur andere, mit ihr spätestens im 19. und 20. Jahrhundert eng verbundene Nationalliteraturen wissenschaftlich möglichst sachkundig zu erfassen und den Lesern unseres Landes näher zu bringen, dürfte zumindest als Zwischenergebnis bei der weiterhin anstehenden wissenschaftlichen Erschließung der Sprachen und Literaturen dieses großen eurasischen Raums innerhalb wie außerhalb der Russischen Föderation Beachtung verdienen. Mußte doch dafür eine enorme, bisher unbeachtete Materialfülle aufgearbeitet werden, und dies durch Russisten, da andere speziell für diese Bereiche vorbereitete Philologen in der DDR damals kaum zur Verfügung standen und auch in absehbarer Zeit in Gesamtdeutschland schwerlich in ausreichendem Maße verfügbar sein werden.

Nach meiner Habilitation 1985 über die Schaffensevolution Tschingis Aitmatows begann in Absprache mit dem Berliner Verlag »Volk und Welt« die Erarbeitung einer Anthologie armenischer Erzählungen. Mit der Auswahl von annähernd dreißig Erzählungen aus dem Schaffen von etwa zwanzig Autoren verfolgte ich das Anliegen, deutschsprachigen Lesern erstmals eine möglichst repräsentative Vorstellung vom ethisch-philosophischen Reichtum und der künstlerischen Eigenart, von der stilistischen Vielfalt und der interessanten Entwicklung der armenischen Literatur vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die unmittelbare Gegenwart zu ermöglichen. Angefangen mit Texten von Klassikern wie den bereits erwähnten Howhannes Tumanian und Awetik Issahakian sowie von Derenik Demirtschian (1877–1956), Stepan Sorian (1889–1967) und Axel Bakunz (1899–1937), fortgesetzt mit Proben von Vertretern einer mittleren Generation wie Gurgen Mahari (1903–1969), Rafael Aramian (1921–1978), Gegham Sewan (1926–1991) und Aghasi Aiwasian (geb. 1925) bis hin zu den Erzählwerken jüngerer, meist noch lebender Autoren wie Wardges Petrosian (geb. 1932), Hrant Matewosian (geb. 1935), Ruben Howsepien (geb. 1939), Wahagn Grigorian (geb. 1942), Wahe Poghosian (geb. 1944), Alward Petrosian (geb. 1946), Ruslan Saghabelian (geb. 1951) sollten Einblicke in den »Jahrhundertweg« dieses alten Volkes am Fuße des legendären Ararat vermittelt werden. Denn durch die Geschichten schimmert zumeist unweigerlich auch Geschichte durch. Dabei fällt auf, daß die Figuren der Erzählungen, oft schlichte,

52 Zu diesen gehörte auch Günter Warm, der sich neben der russischen der ukrainischen Literatur gewidmet hatte.

herbe, ja wortkarge Menschen, gerade in den härtesten existentiellen Prüfungen des 20. Jahrhunderts – dem Genozid, dem Heimatverlust, den Kriegen wie dem Stalinschen Terror – ihren zutiefst durchlittenen Sinn für die allerwesentlichsten Lebenswerte zu bewahren vermochten: die Genugtuung, erneut eine Heimat zu haben, in Frieden leben und arbeiten zu können, sich trotz aller Widersprüche eins zu fühlen mit der Familie, dem Volk, der Menschheit und im Falle ihrer Gefährdung bereit zu sein, in der Nachfolge Noahs um der Rettung des Lebens willen die Kraft der Schwachen aufzubringen.

Dieser Eindruck wird auch durch weitere fünf Erzählungen bestätigt, die der Feder armenischer Autoren aus den Hauptzentren der Diaspora entstammen, nämlich von Hakop Mndhuri (1886–1978) aus der Türkei, von Schahan Schahnur (1903–1974) aus Frankreich, von William Saroyan (1908–1981) aus den USA sowie schließlich von Armen Tarian (1922–1990) und Sarkis Wahakn (geb. 1927) aus dem Libanon. Wenn auch die von ihnen beschriebenen Handlungsorte zum Teil Tausende Kilometer entfernt von der armenischen Heimat liegen und das von ihnen benutzte Armenisch gewisse lexikalische, grammatische und orthographische Differenzen zum Ostarmenischen aufweist, ja einer von ihnen, nämlich der in Kalifornien geborene Saroyan gar dem Amerikanischen den Vorzug gegeben hat – ungeachtet dessen sollte verdeutlicht werden, daß auch diese wie andere westarmenische Erzähler mit ihren z. T. spezifischen Problemstellungen als unverzichtbarer Teil der armenischen Nationalliteratur zu betrachten sind.

Während die meisten der ausgewählten Erzählungen im Verlag aus dem Russischen bzw. Amerikanischen ins Deutsche übersetzt wurden, übertrugen Sarkis Latchinian und ich gemeinsam die Texte von Armen Tarian und Sarkis Wahakn aus dem Armenischen ins Deutsche. Davon überzeugt, daß das Buch dazu beitragen würde, künftigen Lesern neue Horizonte zu öffnen, ihnen Fremdes vertrauter zu machen und gleichzeitig auch die Entdeckung von Verbindendem zu ermöglichen, vervollständigte ich den Band mit Anmerkungen, biographisch-bibliographischen Notizen wie einem ausführlichen Nachwort und übergab ihn im Sommer 1989 dem Verlag zur technischen Fertigstellung. Nachdem ich als Herausgeberin noch im Februar 1990 die korrigierten Druckfahnen in einem Umfang von 432 Druckseiten zurückgeschickt hatte, übermittelte mir der Verlag Anfang April 1990 die Nachricht, daß er sich angesichts der politischen Wende wegen vorhandener Zukunftssorgen vorsorglich ein-

schränken, also vom endgültigen Ausdruck wie der Auslieferung dieses Buches absehen müsse. Auch anschließende Bemühungen, mit Hilfe der »Deutsch-Armenischen Gesellschaft« in Frankfurt am Main bzw. über die Vermittlung der Mechitaristen-Kongregation in Wien Sponsoren zur Rettung des Buches zu finden, schlugen fehl.

Sicherlich lassen sich Argumente finden, um das Scheitern dieser langjährigen wissenschaftlichen Arbeit in jener dramatischen Umbruchszeit zu begründen. Aus nunmehr gewonnenem Abstand ist zu erkennen, daß der ausschlaggebende Grund gewiß in dem Konzept zu finden ist, das ich der Auswahl der Erzählungen zugrundegelegt und explizit im Nachwort erörtert habe. Schon in dem ihm vorangestellten Epigraphen, Zeilen aus dem Poem »Nie verstummender Glockenturm« (1959) eines der bedeutendsten armenischen Dichter des 20. Jahrhunderts, Paruir Sewak (1924–1971), klingt der mir so wesentliche Leitgedanke an: »Und unsre greise Seele schrie auf mit des Neugeborenen gellendem Schrei.«⁵³ In der russischen Revolution von 1917 und der Proklamierung der Armenischen Sozialistischen Sowjetrepublik am 29. November 1920 sah ich nämlich im Einklang mit dem Grundtenor des armenischen Selbstverständnisses das Unterpfand für die Rettung des armenischen Volkes vor seiner physischen Vernichtung, die historische Grundlage für seine Wiedergeburt und bemerkenswerte Entfaltung im 20. Jahrhundert.

Wer aber die Voraussetzung dafür erst in die neunziger Jahre verlagert, also an die neuerliche Entstehung der Republik Armenien nach dem Zerfall der Sowjetunion knüpft, konnte mein Buchprojekt nicht unterstützen. Wenn die »Deutsch-Armenische Gesellschaft« z. B. 1995 in Mülheim/Ruhr eine Konferenz veranstaltete unter dem Thema »Phönix aus der Asche – Armenien 80 Jahre nach dem Genozid«, dieser Konferenz eine gleichnamige Ausstellung in Bochum folgen ließ und die Konferenzmaterialien unter dem gleichen Titel 1996 in Frankfurt am Main publizierte,⁵⁴ so suggeriert das die Vorstellung eines derzeitigen Aufschwungs, während de facto leider ein desolater Abstieg sowohl in wirtschaftlicher, sozialer, gesundheitlicher Hinsicht, als auch in der politischen Kultur stattfindet, dem das armenische Volk – jetzt zu 82 Prozent unter der

53 Paruir Sewak: Nie verstummender Glockenturm. In: Paruir Sewak: Der Schmerz, der weitertreibt. Gedichte (Hrsg. Christina Links). Berlin 1987. S. 114.

54 Siehe Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): Phönix aus der Asche – Armenien 80 Jahre nach dem Genozid. Frankfurt am Main 1996.

Armutsgrenze lebend – eben seit jenem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ausgeliefert ist.⁵⁵

Einen gewissen Trost dafür, daß das fertige Buch »Armenische Erzählungen« 1990 nicht mehr erscheinen konnte, finde ich in dem Gedanken, daß es dadurch möglicherweise vor dem traurigen Los bewahrt wurde, das so vielen guten Büchern der DDR-Literatur, der Literaturen der Sowjetunion und unserer östlichen Nachbarvölker widerfahren ist, daß sie nämlich aus Unkenntnis oder blindwütig pauschalisierendem Haß aus den Beständen der Buchhandlungen und Bibliotheken, der Verlage und Institutionen als wertlos »entsorgt« wurden. Diese Vorstellung ist mir um so peinlicher, weil ich weiß, daß Armenier andererseits, wie in mancher Überlieferung bezeugt, in bedrohlichen Situationen ihre Kinder *und* Bücher zu retten suchten, die sie selbst oft nicht einmal lesen konnten, die für sie aber seit den Tagen von Maschtoz, Chorenazi und Narekazi einen nahezu unvergleichlichen Wert besaßen. Genau dieses wäre in besagter Anthologie übrigens auch in Derenik Demirtschians schöner Erzählung »Buch der Blumen« nachzulesen gewesen ...

Eine knappe Zusammenschau der Geschichte der armenischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart konnte 1992 noch in einem Essay zu Kindlers Neuem Literaturlexikon⁵⁶ beigesteuert werden. Im übrigen scheint sich gegenwärtig insofern ein Kreis zu schließen, als die für die Anfänge der armenischen Studien in Deutschland beobachtete theologisch-kirchengeschichtliche Motivation erneut in den Vordergrund trat. So wurde 1998 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg das »Mesrop-Zentrum für armenische Studien« eröffnet unter Leitung des Theologen Hermann Goltz, des bisherigen Leiters des neuerdings nach Potsdam verlegten Johannes-Lepsius-Archivs. Neuere Publikationen von Goltz und einigen anderen Wissenschaftlern aus dem bisherigen

55 Siehe Sarkis Latchinian: Die Idee der Revolution ist unvergänglich. In: Willi Beitz/Ernstgert Kalbe/Klaus Kinner/Roland Opitz (Hrsg.): Die Russische Revolution 1917 und die Linke auf dem Weg in das 21. Jahrhundert. Leipzig 1998. S. 69. – Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): Bericht zur Lage in Armenien. Frankfurt am Main 1997. S. 16ff. – Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): Bericht zur Lage in Armenien. Frankfurt am Main 1998. S. 18ff. – Deutsch-Armenische Gesellschaft (Hrsg.): Bericht zur Lage in Armenien. Frankfurt am Main 1999. S. 21ff. – Hratchia Manukian: Armeniens Vergangenheit und Gegenwart. In: »Gantsch«. Beirut vom 18. März 2000. S. 4.

56 Adelheid Latchinian: Die armenische Literatur. In: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers Neues Literaturlexikon. Bd. 20. München 1992. S. 596–601.

Seminar für Sprachen und Literaturen des Christlichen Orients an der Hallenser Universität belegen eben diese theologisch-historische Ausrichtung und Konzentration auf das altarmenische Schrifttum (5.–12. Jahrhundert).⁵⁷

Gerade in Anbetracht dessen möchte ich mit der Hoffnung schließen, daß auch die hier sicher noch nicht vollständig erfaßten, vielgestaltigen Aktivitäten all jener Armenier und Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert, gerade in Leipzig für den geistig-kulturellen Brückenschlag zwischen unseren Völkern zu wirken, dereinst Fortsetzer finden mögen, die mit Idealismus, aber unter günstigeren Bedingungen größere Ergiebigkeit und Resonanz erreichen sollten. Denn vor uns steht in Armenien wie Deutschland eigentlich eine gemeinsame Aufgabe, Geschichte nicht nur partiell, selektiv, sondern als widersprüchliche, *ganzheitliche* Erfahrung aufzuarbeiten, um die schwierige Gegenwart zu bewältigen und unseren Nachkommen eine humanere Zukunft zu ermöglichen.

57 Siehe Walter Beltz/Armenuhi Drost-Abgarjan: Kleine Sammlung armenologischer Untersuchungen. Halle/Saale 1995. – Armenuhi Drost-Abgarjan: Vom frühen armenischen Schrifttum. In: Armenisch-Deutsche Korrespondenz. Frankfurt am Main (1998)4. S. 29–30.

HOLGER POLITT

Messianistisches aus Dresden

Polen aber hat auf nichts anderes hinzublicken, als auf die in seinem Schoße lebende Überlieferung, auf den Geist.
(Adam Mickiewicz: Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände)

Als ihn in Rom die Nachricht über den in Warschau begonnenen Aufstand ereilte, teilte Adam Mickiewicz zunächst die Skepsis, wie sie viele Zeitgenossen befiel. Diese Tatsache ist weniger verwunderlich als zunächst scheinen mag, denn der unantastbare Charakter wurde dem Geschehen der Jahre 1830/1831 erst nachfolgend zugeschrieben. Einen wesentlichen Beitrag für diese Heiligsprechung hat Mickiewicz mit seinem Wirken nach der Niederlage selbst geleistet. Zunächst aber zögerte er, die Ereignisse in seiner Heimat uneingeschränkt zu bejahen, im Gegenteil – er sah darin ein großes Unglück.¹ Nach 1831 wollten einige das als Zeichen von Russophilie deuten, indes überwog beim Autor des »Konrad Wallenrod« vor allem die Befürchtung, der ausgebrochene offene Kampf nütze der preußischen Sache, denn ein Sieg der polnischen Waffen könne gar die Gefahr einer weiteren Germanisierung polnischer Lande heraufbeschwören.² Erst als der Aufstand Ende März 1831 auf Litauen übergriff, faßte Mickiewicz den Entschluß, auf schnellstem Wege nach Litauen zurückzukehren. Die Vorbehalte wegen der preußischen Gefahr waren vergessen, jetzt galt es durch die eigene Tat für das einzutreten, was des Dichters wichtigste Sache war – für die Einheit Litauens mit Polen. Mickiewicz, der sich als litauischer Pole verstand,

1 Einfühlsam dargestellt in einer Szene in Mieczysław Jastrun's berühmten Mickiewicz-Roman: »Gegen morgen pochte jemand sehr heftig an Mickiewicz' Tür. Halbwach erkannte er Henryk Rzewuski, der ihm von der Tür aus zurief: ›Aufstand in Warschau!‹ Leise sprach Mickiewicz nur zwei Worte: ›Ein Unglück!‹« (Mieczysław Jastrun: Mickiewicz. Berlin 1953. S. 168).

2 Siehe Stanisław Pigoń: *Zawsze o nim*. Warschau 1998. S. 151.

glaubte, nun sei es geboten, der russischen Absicht, Litauen von Polen endgültig loszureißen, mit dem Blut aus beiden Teilen entgegenzutreten. Er beabsichtigte, nach Paris zu fahren und von dort den Seeweg an die litauische Küste zu nehmen.³ Der kühne Reiseplan zerschlug sich indes, Mickiewicz geriet in wirkliche Handlungsnot.

Im August 1831, wenige Wochen vor der endgültigen Niederlage der Aufständischen, erreichte Mickiewicz zwar nicht Litauen, doch immerhin jene jetzt Grenze bedeutende Linie, die den russischen Teil Polens vom preußischen trennte. Sieben lange Monate saß er hier fest, im trostlosen Gefühl, die kämpfenden Landsleute jenseits der Grenze tatenlos allein gelassen zu haben. Erst später wird diese Zeit des Wartens für die Nachwelt noch einen anderen Sinn bekommen – als unerläßliche Voraussetzung für die 1834 abgeschlossene Meisterdichtung »Pan Tadeusz«. Denn obwohl Mickiewicz ungeduldig auf die Möglichkeit wartete, mit eigener Tat am Aufstand teilnehmen zu können, genoß er, schweren Herzens zwar, so doch auch das Gefühl, wieder die Luft zum Atmen mit den Seinen teilen zu können, den heimatischen Naturschönheiten nahe zu sein und vor allem den Adelshof als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens neuerlich erleben zu dürfen. Nicht nur beiläufig wurde ihm nach der Niederlage der Aufständischen dieser Lebenswandel vorgeworfen.⁴

Im Februar 1832 folgte Mickiewicz dem Zug der geschlagenen Helden, der später als Große Emigration in die Geschichtsbücher eingehen sollte, in Richtung Westen. Sein Befinden konnte problematischer nicht sein. Der »slawische Byron« fühlte sich als Versager, als einer, der in der Stunde der Wahrheit Verrat übte, insofern er das im Wort gegebene Ver-

3 Aufgeschreckt wurde Mickiewicz durch einen Beitrag in dem polnischsprachigen »Tygodnik Petersburski« (31. März und 4. April 1831), in dem der offensichtlich aus Litauen stammende Autor behauptete, die Union mit Polen sei gegen die litauischen Gewohnheiten und Bedürfnisse gerichtet gewesen.

4 Treffend beschrieben wurde diese Doppeldeutigkeit der Zeit des Wartens durch A. Witkowska: »Verständlich, daß die Moralisten ihm wegen dieses Lebensgenusses die Rechnung ausstellten, indem sie ihm vorhielten, er habe gejagt und geliebt, während andere im Kugelhagel fielen. Schade nur, daß sie in Konsequenz diesen Anspruch nicht auch auf das Schreiben des »Pan Tadeusz« bezogen, der ohne das Eintauchen in die heimatische Welt, was durch den Aufenthalt im Posischen ermöglicht wurde, nicht zu denken und gar niemals entstanden wäre. Denn nur dank der in Großpolen erfahrenen materiellen Greifbarkeit der heimatischen Welt konnte jenes magische, im »Pan Tadeusz« vollzogene Spiel mit der Zeit durchgeführt werden. Dasjenige, was im Leben brutal verloren ging, wurde in jeder Hinsicht zurückgewonnen in der Poesie.« (Alina Witkowska: Mickiewicz. Słowo i czyn. Warschau 1998. S. 121).

sprechen der Tat nicht einzulösen vermochte. Hätte Mickiewicz in jener bedrohlichen Situation die naheliegende Konsequenz gezogen, er wäre auch dadurch nicht herangekommen an sein Vorbild, das er Jahre später in den Vorlesungen über slawische Literatur beispielhaft in die Nähe von Jesus Christus rückte. Er wäre eingegangen in die Literaturgeschichte als Verfasser des »Konrad Wallenrod« (1828), der den Vorwurf nicht verwinden konnte, er habe das Vaterland just in jenem Augenblick im Stich gelassen, als aller Wallenrodismus, also die hohe Kunst vollendeter Verstellung, nicht mehr vonnöten war, als nur noch die klare Entscheidung für die Tat zählte.⁵ Er hätte, so wäre fortan berichtet worden, das Schicksal teilen wollen mit dem Helden des vierten Teils der »Totenfeier«, mit Gustaw, der, durch unbändige Leidenschaft getrieben, den Freitod suchte und fand. Eine Dichterbiographie wäre es gewesen, durchaus exemplarisch für die romantisch geprägte Zeit. Dem polnischen Messianismus wären freilich die Impulse eines seiner größten Schöpfer vorenthalten worden, andere, durch die Tradition der deutschen Vernunftphilosophie beeinflusste Denker hätten ihn erkennbarer geprägt.

Mickiewicz zog aus der mißlichen Lage erfreulicherweise eine andere Konsequenz, indem er fortan sein ganzes Tun allein einer einzigen Sache unterstellte, der Abgeltung des nationalen Auftrags durch die Verkündung der Wahrheit. Die Tatsache, daß dabei dem Wort eine herausragende Rolle zukommen mußte, konnte dem Dichter einstweilen leiser Trost sein, wobei ihm allerdings mit Byron deutlich war, daß das verkündete Wort nur Sinn mache, wenn es, am praktischen Leben gemessen, sich nicht blamiere.⁶ Der Wunsch, den Polen dieses Wort zu finden

5 In Warschau wurde der Aufstand begrüßt mit der Losung: »Słowo stało się ciałem a Wallenrod Belwederem« [Das Wort ist zum Körper geworden und Wallenrod zum Belweder]. Bereits im Juni 1831 erschienen von Maurycy Gosławski verfaßte Verse mit dem Titel »Do Adama Mickiewicza bawiącego w Rzymie podczas wojny narodowej« [An Adam Mickiewicz, der in der Zeit des nationalen Krieges in Rom sich vergnügte]. Darin stellte der Autor beispielsweise fest, Mickiewicz habe das Recht verwirkt, mit den Aufständischen das Grab zu teilen, da er nicht Blut und Ehre geteilt hätte.

6 »Byron eröffnet die Ära der neuen Dichtung. Er war der erste, welcher den Leuten zu fühlen gab, daß die Dichtung keineswegs ein eitles Spielwerk sei; daß es nicht genüge, Wünsche und Worte hören zu lassen, sondern daß man auch selbst so leben müsse, wie man schreibe [...] Alle slawischen Dichter streben auch diesem Ziele zu. Byron ist das geheime Band, welches die große Literatur der Slawen mit der des Westens verbindet.« (Adam Mickiewicz: Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Dritter Teil. Leipzig, Paris 1844. S. 31).

und es für sie in allein gültiger Form zu fassen, wurde fortan zum einzig nennenswerten Impuls für des Dichters Schaffen.

Die erste Bewährungsprobe erwartete ihn in Dresden, wo er aus Rücksicht auf Paßformalitäten seine Reise nach Westen einstweilen für unbestimmte Zeit unterbrechen mußte. Er erreichte die Stadt Anfang März 1832, bereits freudig erwartet von einem Freund aus alten Tagen. Antoni Edward Odyniec, Dichter und Übersetzer, begleitete Mickiewicz bereits 1829/1830 durch Deutschland. Für die Zeit des Dresdner Aufenthalts, der über drei Monate sich hinziehen sollte, war er die wichtigste Bezugsperson für Mickiewicz. Noch am 20. März 1832 berichtete er mit Sorge über die Untätigkeit von Mickiewicz, der so gut wie nichts schreibe.⁷ Allerdings muß ihm entgangen sein, daß Mickiewicz bereits seit Tagen an der Übersetzung der Byron-Dichtung »The Giaour« arbeitete, u. a. deshalb, weil ein dringend benötigtes Honorar in Aussicht gestellt war.⁸ Gleichwohl hätte diese Arbeit an der Übersetzung den Aufenthalt des Dichters an der Elbe für die Nachwelt wenig interessant gemacht, er wäre zu einer bloßen Randnotiz verkommen. Allein der Tatsache, daß in jener Zeit eines der bemerkenswertesten prophetischen Werke der polnischen Literatur überhaupt niedergeschrieben wurde, ist es zuzuschreiben, daß diese Dresdner Tage in der Biographie des Dichters für die Nachwelt tatsächlich herausragende Bedeutung gewannen.

Das Thema der Totenfeier, jenes vorchristlichen Brauchs der Totenverehrung in seiner litauischen Heimat, hatte Mickiewicz zuvor bereits in zwei Anläufen gestaltet. In die Literaturgeschichte gingen diese Poeme entsprechend den Absichten des Dichters als Teile II und IV der »Totenfeier« (Dziady) ein. Sie wurden erstmals 1823 in Wilna veröffentlicht im zweiten Band der »Poezje«. Über die Totenfeier bemerkte Mickiewicz in der Einleitung zum zweiten Teil: »Dziady (Die Totenfeier) bezeichnet ein Fest, das bis heute im einfachen Volk in vielen Bezirken Litauens, Preußens und Kurlands zum Gedenken an die Ahnen oder allgemein an die verstorbenen Vorfahren begangen wird. Diese Feier reicht in ihren Anfängen bis in die heidnische Zeiten zurück und hieß einst das Fest des Ziegenbocks (koziół), bei dem ein Koźlarz, Huslar oder Guźlarz, der zu-

7 Siehe Alina Witkowska: Mickiewicz. Słowo i czyn. Warschau 1998. S. 314 (Anmerkung 49).

8 Brief an Joachim Lelewel vom 23. März 1832: »Ich schreibe jetzt viel, allerdings Dinge, die weniger auf die Umstände bezogen sind [...] Geldvorräte habe ich keine, aber es besteht Aussicht auf Honorar.« (Adam Mickiewicz: Dzieła. Tom XV. Warschau 1955. S. 16).

gleich Kaplan und Dichter (Geślarz) war, den Vorsitz führte.«⁹ Mickiewicz brachte in der »Totenfeier« (II. Teil) dieses allmählich in Vergessenheit geratene, volkstümliche Fest seiner engeren Heimat der literarischen Öffentlichkeit zur Kenntnis. Er verwies auf einen in den Tiefen der Volksseele verborgenen Zusammenhang des Gemeinschaftslebens, der offensichtlich keinerlei Verbindungen mehr aufweisen könne zur Welt der Gegenwart. Deshalb erschienen diese Vorgänge und ihre Akteure geheimnisvoll, ja geradezu düster. Dennoch versuchte Mickiewicz mehrmals, wahrhaftes Polentum gerade wegen dieser offenkundigen Distanz zum Gewohnten in dieser abgeschiedenen dörflichen Welt zu beheimen, ohne allerdings diesen Ort einer Idylle gleich zu beschreiben.¹⁰

Der in Dresden verfertigte Teil der »Totenfeier« erhielt vom Dichter den Zusatz »III. Teil«. Wegen des Entstehungsortes wird dieser Teil heute auch gängig als *Dresdner Totenfeier* bezeichnet. Dieses Werk ist in die Literaturgeschichte eingegangen als faszinierender Beginn der visionären Dichtungen, mit denen neben Mickiewicz später auch Juliusz Słowacki und Zygmunt Krasiński sich geistig zu wahrhaften Dichter-Propheten erheben sollten.¹¹ Die Vision begann gegen die ernüchternde, wenig verheißungsvolle Gegenwart zu triumphieren. Nachdem wohl alle erdenklichen Mittel, die feindlichen Fesseln abzuschütteln, ausgeschöpft schienen, blieb nur der Rückzug in die Sphäre des aufrüttelnden Wortes. Hier wenigstens sollte Widerstandskraft am Leben erhalten bleiben. Mickiewicz freilich gab dem Wort nur noch selten die dichterische Form: dem dritten Teil der »Totenfeier« folgte bis auf wenige Ausnahmen allein noch das glänzende Versepos »Pan Tadeusz«. Diesen Dichtungen stellte er den geschichtsphilosophischen Exkurs »Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego« (1832; Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft) zur Seite, worin er Polen in einer moralisch zerrütteten Welt die Rolle des Erlösers zuschrieb, die sich auf die gelebte Einheit von Freiheit und Glauben gründete. Über den Zusammenhang dieser Schöpfungen bemerkte Stanisław Pigoń treffend, daß ohne »Księgi« der große geistige Bogen, der den dritten Teil der »Totenfeier« mit

9 Adam Mickiewicz: Dichtung und Prosa. Ein Lesebuch von Karl Dedecius. Frankfurt am Main 1994 (im weiteren Adam Mickiewicz: Dichtung und Prosa ...). S. 191.

10 Seine künstlerisch überzeugendste Gestaltung fand dieses Thema in »Pan Tadeusz« (1834).

11 Der Ausdruck »Dichter-Prophet« gibt im Deutschen am treffendsten die inhaltliche Bedeutung des polnischen Ausdrucks »Wieszcz« wieder.

»Pan Tadeusz« verbindet, kaum zu verstehen wäre.¹² Danach griff der Dichter nur noch selten zur Feder, wobei er allerdings zeitlebens die Absicht hegte, den in frühen Jahren angefangenen Zyklus der »Totenfeier« zu vervollständigen.¹³

Auch wenn diese Absicht nicht umgesetzt werden konnte, muß der in Dresden »beiläufig« verfaßte Teil III der »Totenfeier« zu den Höhepunkten des dichterischen Schaffens von Mickiewicz gerechnet werden. Gegenstand dieser Dichtung ist der Weg der Kreuzigung, den Polen nach den Teilungen bis zum Jahre 1831 gehen mußte. Die Niederlage des Aufstands wird der Kreuzigung Jesu Christus gleichgesetzt, insofern nämlich die polnische Nation geopfert wurde stellvertretend für die gesamte Nationenwelt. Der Dichter gestaltete dieses grandiose Thema mit Hilfe autobiographischer Motive, die das Geschehen in dessen litauische Heimat zurückführen. Wesentlicher Handlungsort ist ein Wilnaer Gefängnis, in dem Jugendfreunde des Dichters auf ihre Aburteilung warten.¹⁴ In der Vorrede wird die Situation jener östlichen Gebiete der untergegangenen Adelsrepublik, die Rußland im Unterschied zum sogenannten Königreich Polen in direkter Weise und weitgehend ohne innere Autonomie unter seine Herrschaft stellte, mit dem Zustand eines Gefängnisses verglichen: »Ums Jahr 1822 begann die aller Freiheit feindselige Politik des Zaren Alexander sich zu klären, zu festigen und eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Damals wurde die allgemeine Verfolgung des polnischen Volkes begonnen, die immer gewaltsamer und blutiger wurde. Der in unserer Geschichte denkwürdige Nowosilzew betrat den Schauplatz.

12 Stanisław Pigoń: Wstęp. In: Adam Mickiewicz: Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego. Kraków 1924. S. 50f.

13 Im Februar 1834 schrieb Mickiewicz aus Paris an Odyniec: »Ich komme zu der Überzeugung, daß man allzusehr nur für die Welt gelebt und gearbeitet hat, für leeres Lob, für kleine Ziele. Ich glaube, daß ich meine Feder niemals mehr für Lappalien benutzen werde. Wertvoll ist nur ein Werk, das zur Verbesserung des Menschen beiträgt, das ihn Klugheit lehrt. Vielleicht hätte ich auch den Tadeusz vernachlässigt, doch ich war schon beinahe fertig. Am gestrigen Tag habe ich den Schlußpunkt gesetzt. Zwölf große Gesänge! Viel Mittelmäßiges, doch auch viel Gutes [...] Das beste darin sind die Beschreibungen unserer Landschaften und unserer häuslichen Bräuche. Ich konnte kaum zum Schluß kommen, denn mein Geist war bereits woanders, bei der Fortsetzung der Totenfeier, deren unzusammenhängende Teile ich beiläufig niedergeschrieben habe. Die Totenfeier soll mein einziges lesenswertes Werk werden, wenn ich es denn – so Gott will – beende.« (Adam Mickiewicz: Dichtung und Prosa ... S. 302f.).

14 Mickiewicz bezog sich dabei auf die Prozesse gegen die Geheimbünde der Philomaten und der Philareten, in deren Folge er selbst 1823 aus Litauen verbannt wurde.

Er war der erste, der den instinktiven und brutalen Haß der russischen Regierung gegen die Polen als heilsam und politisch begriff, ihn zur Grundlage seines Wirkens machte und die Vernichtung der polnischen Nationalität als Ziel aufstellte. Damals wurde das ganze Gebiet von der Prosna bis zum Dnjepr und von Galizien bis zur Ostsee abgesperrt und in ein ungeheures Gefängnis verwandelt. Die ganze Verwaltung wurde als eine große Foltermaschine zur Peinigung der Polen in Gang gesetzt.«¹⁵ Nach der militärischen Niederschlagung des Novemberaufstands rechnete Mickiewicz zwangsläufig mit einer Ausdehnung dieser Praktiken auch auf das bisher autonom sich verwaltende Königreich Polen. Das Wilnaer Gefängnis mußte in dieser Situation zur Metapher für den Zustand ganz Polens erhoben werden, denn was »sind alle Grausamkeiten jener Tage verglichen mit dem, was das polnische Volk jetzt leidet«.¹⁶ Zum Schluß seiner Vorrede brachte er erstmals den Bezug auf Christus, indem er die mitleidigen Völker Europas, die über Polen geweint hätten, mit den ungeschickten Weibern Jerusalems vergleicht, denen der Legende gemäß der Erlöser zugerufen haben soll: »Ihr Töchter Jerusalems, weint nicht über mich, sondern über euch selbst«.

In der ersten Gefängniszene bediente Mickiewicz sich eines Märchens aus der Feder Antoni Goreckis, eines ansonsten wohl weitgehend unbekannt gebliebenen Dichters der polnischen Romantik. Die Fabel der Geschichte vom Teufel und den Getreidekörnern (»Diabel i zboża«) ist schnell erzählt: Nachdem die Sünder das Paradies verlassen hatten, gab Gott sich gnädig, befahl den Engeln, Getreidekörner bereitzulegen und auf dem Weg des Menschen zu verstreuen. Adam indes ließ die Körner unachtsam liegen, wußte er doch nicht, was mit ihnen anzufangen wäre. In der Nacht schlich sich der kluge (aufgeklärte) Teufel heran und sagte sich, der Herrgott habe die Handvoll Körner nicht umsonst verstreuen lassen. Ehe allerdings der Mensch ihren wahren Wert erkennt, werde ich sie versteckt haben. Er vergrub sie in der Erde. Des Teufels Staunen im darauffolgenden Frühjahr kann man sich wohl sehr gut vorstellen. Ganz in diesem Sinne, so einer der Gefangenen, sollte auch der Untergang Polens verstanden werden. Ein erster Hinweis auf die messianistische Sendung des Werkes, die jedoch eine weitaus komplexere und gehaltvollere Ausarbeitung erfuhr. Immerhin verwies Mickiewicz durch den Einbau dieses Märchens auf eine Weisheit, die er im Sinne von Lebensklugheit

15 Adam Mickiewicz: Dichtung und Prosa ... S. 199f.

16 Ebenda. S. 201.

für tiefgründiger hielt als die Weisheiten der modernen, sich aufgeklärt gebenden Welt.¹⁷

Um dieses nun ins Gespräch gebrachte Motiv tatsächlich entfalten zu können, bedurfte es eines Helden, der gewohnte Grenzen zu überschreiten sich in der Lage zeigte, der geradezu prometheische Fähigkeiten aus sich heraus entwickeln konnte. Dem Helden des vierten »Totenfeier«-Teils, einem durch und durch romantisch geprägten Einzelgänger namens Gustaw, war solche Tat nicht zuzutrauen, er hätte sich wohl eher an sein empfindsames Gemüt verloren und wäre am Weltschmerz zugrunde gegangen. Unerwartet begann folglich der dritte Teil mit der eigenartigen Verwandlung von Gustaw in Konrad: Gustaw stirbt 1823 am Allerheiligenfest, am selben Tag wird Konrad geboren. Aus dem verzweifelten und gescheiterten Liebhaber erwächst ein Kämpfer für die nationale Idee, der seine geheimnisvollen Kräfte auch aus heidnischen Quellen zu schöpfen vermag.

Konrads Auftritt indes ist kurz, wenn auch von beeindruckender Intensität. Es findet Welttheater statt, kein Kammerspiel. Der zweite Akt gehört ganz ihm oder genauer: der von ihm deklamierten Improvisation. Dieses prophetische Manifest gehört zu den wichtigsten Texten im Diskurs des polnischen Messianismus.¹⁸ Zunächst besingt Konrad seine und

17 Bei Ernst Bloch findet sich folgender Gedanke: »Das Märchen ist ebenso die erste Aufklärung wie es, in seiner Menschennähe, Glücksnähe, das Muster der letzten bildet; es ist allemal kindliche Kriegsgeschichte der List und des Lichts gegen die mythischen Mächte, es endet als Märchen vom menschlichen Glück, als gespiegeltes Sein wie Glück.« (Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Werkausgabe Band 4. Frankfurt am Main 1962. S. 184).

18 Ein sehr typisches Beispiel für die hohe Wertschätzung findet sich bei Artur Górski, der 1908 in einer Phase verstärkter Rückbesinnung auf die Zeit des Messianismus folgendes ausführte: »Die Improvisation gehört zu einer anderen Gattung. Sie ist Gespräch mit Gott, Bruchstück eines großen, jahrhundertlang geführten Dialogs, worin der Mensch Distanz verliert zu dem, was erschafft, worin er seine ganze Seele ausdrückt. So entstanden die wedischen Hymnen, Ägyptens sakrale Gesänge, so wurden die akkadischen Lieder geschaffen, auf ähnliche Weise brachte der mächtige Aischylos die große Prometheus-Szene hervor, auf dieser Höhe wurden die Visionen der Apokalypse entfacht, erhoben der wehmütige Psalmist und der leidige Hiob die Stimme, der mit diesem Feuer eingehüllte Poverello aus Assisi spielte auf den Hölzchen und sang Kanzonen zu den Schwestern des Todes. Ganz so entstand auch die Improvisation. Sie wurde geschaffen durch Pathos, durch kosmische Seelenkraft, die sie an die Grenze zwischen Unermesslichkeit und Augenblick, an die Schwelle der namenlosen Dinge stellt.« (Artur Górski: Monsalwat. Rzecz o Adamie Mickiewiczu. Warschau 1998. S. 62).

damit des Menschen Größe: »Ich fühle mich unsterblich, ich besiege den Tod: Was könntest Größeres Du schaffen, Gott? Ich hole aus mir selber die Gedanken, mach sie zu Worten, laß sie illuminieren, am Himmel ranken, im Flug musizieren [...]«.¹⁹ Trotzig wendet er sich dann an die Welt des Schöngestes, an die Gelehrten: »Spott über euch, alle Poeten, alle ihr Weisen und Propheten, verherrlicht breit in aller Munde! [...] Sie fühlten ihr Glück nicht und nicht ihre Macht, wie ich sie fühle in dieser Nacht, da ich hier singe in mir allein, nur mir allein.«²⁰ Ihnen schleudert er seine Vision entgegen: »Weg mit dem Leib, auf zu Sphärentänzen [...] Ich brauche den Flug auf des Geistes Schwingen! Will über Planeten und Sterne dringen, wo Schöpfer und Schöpfung einander grenzen. Ich hab sie doch, die Schwingen zum Flug; mächtig genug!«²¹ Letztlich fordert er die Herrschaft über die Seelen der Menschen. Seine Begründung ist verwegen, kommt einer frechen Herausforderung Gottes gleich: »Gäbst Du Deine Macht mir über die Seelen, erschüf ich mein Volk als Gedicht – des Geistes, daß ein größeres Wunder als Deines geschieht: ich sänge Dir ein glückliches Lied!«²² Durch Gottes Schweigen erzürnt, fordert er ihn direkt heraus: er verspricht ihm eine Schlacht, die blutiger sein wird als die mit dem Teufel, denn dieser kämpfe mit der Vernunft, er aber fordere die Herzen heraus. In höchster Ekstase wirft er dem Angerufenen vor, er sei nicht der Welt Vater, sondern deren Zar.²³ Danach bricht Konrad zusammen.

Der romantischen Sehnsucht, die der Welt entsagt, dem irdischen Schmutz entflieht, die eine als hoffnungslos erachtete Situation wenigstens dem Geiste nach wendet, entspricht auch die Improvisation in weiten Teilen. Insofern wäre der Wechsel von Gustaw zu Konrad allenfalls stilistisches Element. Doch Konrad hält sich nicht lange bei dem Gedanken an den eigenen Niedergang auf, er überwindet die Bedingungen für seine Knechtschaft, indem er sich zurücknimmt und als wahrhaften Anfang zu behaupten versucht, auch wenn es gegen Gott sein muß. Auf diese Weise löst er sich aus der Gefangenschaft, wird frei und begreift sich als Beispiel für die Menschheit, da der bisherige Weg zum Erlöser – so sein Verdacht – hoffnungslos verbaut ist durch das offizielle

19 Adam Mickiewicz: Dichtung und Prosa ... S. 207.

20 Ebenda. S. 207f.

21 Ebenda. S. 208.

22 Ebenda. S. 210.

23 Kunstgriff bei Mickiewicz: Mit diesem letzten Vorwurf ist Konrad vorerst des Teufels.

Rom. Beispielsweise habe es Frieden geschlossen mit der gegenwärtigen politischen Situation, akzeptiere einfach den Status quo, in dem für Polen keine erstrebenswerte Perspektive mehr erkennbar sei. Konrads Affront gegen Gott, der zuließ, daß seine Stellvertreter auf Erden ihn derart entfremdeten, fand bei Mickiewicz einstweilen einen unentschiedenen Ausgang. Konrad bricht körperlich zusammen, wird zur Beute des Teufels, der auch dessen Seele bereits zu besitzen meint. Allerdings tritt mit dem Priester Piotr noch eine weitere Figur auf, die um Konrads Seelenheil bemüht ist.

Dessen Vision, sein hinreißender Auftritt im 5. Akt, gerät zum Rettungsversuch für die gefährdete Seele Konrads. Er fleht seinen Herrn an, weil er ein eindrucksvolles Bild vor sich sieht: Der biblische Tyrann Herodes I. ist auferstanden und hat das ganze junge Polen unter seine Gewalt genommen. Unter den vielen, die in langen Reihen nach Norden hin verschleppt werden, ist auch der Erwecker der polnischen Nation.²⁴ Dieser wird aber ans Kreuz geschlagen, welches er seit 1795 tragen mußte. Das Kreuz, ganz Europa umspannend, wird durch drei ausgedörrte Völker gebildet. Wer ist dieser Mann, der das Leiden Polens an sich selbst versinnbildlicht? Es ist der Freiheit Statthalter auf dem sichtbaren Teil der Welt. Er wird zu großem Ruhm seine Kirche bauen, auf drei gefallenen Kronen wird er stehen, ohne selbst gekrönt zu sein. Sein Leben ist Mühe der Mühen, sein Titel aber heißt Volk der Völker.

Mickiewicz führte nach der Freiheitsliebe die zweite Bedingung für Polens Auferstehung ein – die Treue im Glauben. Der gewaltige Ausbruch Konrads in der Improvisation findet in der Vision des Geistlichen sein Maß. Polens Martyrium ist zu deuten als Aufopferung für die Sache der Nationen, so wie Jesus Christus sich opferte für die Menschheit. Insofern gebe es wieder einen hoffnungsvollen Anfang, der zu verkünden sei. An die Stelle der Evangelien trete der Dichter, der sich der unverfälschten Wahrheit verpflichtet fühle. Dichtung höre derart auf, Selbstzweck zu sein. Das geschriebene und dieser Mission verpflichtete Wort nehme den gleichen Stellenwert ein wie das gesprochene Wort in der Zeit des Neuen Testaments.²⁵ Mickiewicz hatte die erste Bewäh-

24 In der Diskussion ist offen geblieben, wer damit gemeint ist: Konrad oder gar der Dichter selbst?

25 Unter dem Einfluß des Mystikers Andrzej Towiański nahm Mickiewicz in den 1840er Jahren einen noch radikaleren Standpunkt ein, mit dem er Dichtung als losgelöste Kunstgattung mehr und mehr verachten lernte.

rungsprobe auf dem von ihm vorgezeichneten Weg erfolgreich bestanden. In einem wichtigen Dokument aus der Anfangszeit des polnischen Messianismus, in dem aus Dresden nach Paris gesandten Brief von Mickiewicz an den Historiker Joachim Lelewel vom 23. März 1832, schrieb der Dichter über seine zukünftigen Absichten: »Ich setze große Hoffnung auf unser Volk und den Lauf der durch keine Diplomatie vorhersehbaren Ereignisse [...] Ich würde allerdings sagen, unseren Bestrebungen müßte ein religiös-moralischer Charakter gegeben werden, verschieden vom Finanzliberalismus der Franzosen, und auf dem Katholizismus muß der Grund gelegt werden [...] Vielleicht ist unser Volk berufen, den anderen Völkern das Evangelium der Nationalität, der Moralität und der Religion zu verkünden [...]«²⁶

Unmißverständliche Worte. Mickiewicz Freiheitsvision hob sich deutlich ab von den seinerzeit verbreiteten Versuchen, die neu entstehenden gesellschaftlichen Verhältnisse in großen Teilen Europas in liberaler Lesart als Freiheitsordnung zu feiern. Für ihn war dieses Bestreben eher ein deutlicher Beweis für den schädlichen Einfluß der Aufklärung, durch den sich das Denken immer mehr von den wahren Bedürfnissen der Völker abwende und zur Magd werde für die herrschende Ordnung, in der allein die Haushaltsabrechnung über Wohl und Wehe der Völker entscheiden würde.²⁷ Allein am Beispiel Polens aber habe sich die Dürftigkeit dieser Ordnung verraten. So wie das polnische Volk schmerzlich erfahren mußte, daß es sich bei dieser Freiheit nicht um seine Freiheit handelt, werden auch andere Völker, dem Beispiel Polens folgend, den Weg zu wirklicher Freiheit finden. In dieser Zukunftsvision spielte die Adelsrepublik eine entscheidende Rolle. Mickiewicz glaubte fest daran, in deren Selbstverständnis als Nation den Schlüssel für die Lösung der Zukunftsfragen gefunden zu haben. So wie die Adligen dieser Republik ihre Freiheit in dem Maße verwirklicht sahen, wie kein anderer, der als

26 Adam Mickiewicz: *Dzieła*. Tom XV. Warszawa 1955. S. 16f.

27 Zu einer deutlichen Abrechnung mit der Aufklärung gerieten die am Pariser Collège de France in der Zeit von 1840–1844 gehaltenen Vorlesungen über slawische Philosophie, in denen Mickiewicz beispielsweise die Ergebnisse der deutschen Vernunftphilosophie scharf ablehnte und unter den Deutschen einzig Schelling wegen seines Bruchs mit dieser Tradition gelten ließ. In diesem Zusammenhang tadelte er auch Polen (Cieszkowski, Trentowski), die, aus dieser »Schule« kommend, sich an einer philosophischen Begründung des polnischen Messianismus versuchten (siehe Adam Mickiewicz: *Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände*. Leipzig, Paris 1843 bis 1844).

legitimer Souverän aufzutreten versuchte und in Wirklichkeit Souveränität nur usurpierte, diese Rechte beschneiden konnte, würden auch die Völker Europas begreifen lernen, daß das, was als Freiheit ihnen angepriesen werde, in Wahrheit eine Beschränkung ihres authentischen Freiheitsstrebens darstelle. In der bereits angesprochenen prophetischen Schrift »Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego« kleidete Mickiewicz diese Überzeugung in die Sprache des Dichters: »Und sie wollten, daß jeder Christ in Polen edel werde und sich Schlachtschitz nenne, als Zeichen der edlen Seele und der Bereitschaft, stets für die Freiheit zu sterben [...] Edelmut sei dann Taufe der Freiheit; und ein jeder, der bereit sei für die Freiheit zu sterben, werde getauft dem Gesetze und dem Schwerte nach. Also sagte Polen zum Schluß: wer zu mir komme, der werde frei und gleich sein, da ich die Freiheit bin.«²⁸

Nachdem Mickiewicz Ende Juni 1832 endlich den für die Weiterreise nach Frankreich dringend benötigten Paß bekam, reiste er aus Dresden ab. In seinem Gepäck befand sich mithin ein gewichtiges Mitbringsel, das in der Elbresidenz verfertigte literarische Gründungsdokument des polnischen Messianismus. Ende 1832 bekam es der Kreis der interessierten Öffentlichkeit nach Drucklegung in Paris zu Gesicht. Zu den wichtigsten literarischen Reaktionen auf die Veröffentlichung der Dresdner »Totenfeier« zählen Słowackis »Kordian« (1834) und Krasińskis »Die Ungöttliche Komödie« (1835; Nie-Boska Komedia). Mickiewicz schaute Anfang der 1840er Jahre mit Genugtuung vom Katheder des College de France auf dieses überaus wichtige und bedeutende Jahrzehnt polnischer Literatur zurück. Letztlich sah er sich als Wegbereiter einer Literatur, die in bedrohlicher Zeit dem polnischen Geist die Treue halte, der als »Sohn von hundert Geschlechtern, als letzter Erbe ihrer Gedanken und ihres Heldenmutes, ihrer Tugenden und Fehler«²⁹ zu enträtseln sei.

28 Adam Mickiewicz: *Dzieła*. Tom VI. Warszawa 1955. S. 16.

29 Adam Mickiewicz: *Vorlesungen über slawische Philosophie und Zustände*. Dritter Teil. Leipzig, Paris 1844. S. 129.

Berichte und Dokumentationen

HILMAR WALTER

Der »Aufruf« Ivan Bogorows aus der ersten bulgarischen Zeitung »Bulgarischer Adler«¹

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte Leipzig zu den Zentren in Mitteleuropa, die Vertreter der nationalen Bewegungen aus Ost- und Südosteuropa anzogen, welche von dort aus – meist neben ihren Studien an Universitäten – ihre aufklärerische Tätigkeit entfalteten. Den Boden dafür bildete die Tatsache, daß die Stadt ein Zentrum der deutschen Aufklärungsbewegung war, deren Traditionen bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein fortwirkten. Leipzig hatte sich, wie Franz Mehring hervorhob, »eine fast republikanische Unabhängigkeit errungen«,² die Bürgerschaft war für die damalige Zeit, insbesondere durch die Erfahrungen der Messen, weltoffen, die Universität stand in vielerlei Hinsicht mit an der Spitze des deutschen Hochschulwesens, und, was speziell im Hinblick auf die Interessen der Vertreter südosteuropäischer Intellektuellenkreise nicht unbedeutend war, die Stadt hatte sich zum Zentrum des deutschen Buchdrucks und Buchhandels entwickelt. Unter anderen hatten die Serben Dositej Obradović, Sima Milutinović Sarajlija und Vuk Karadžić hier veröffentlicht. Auch der Bulgare Nikola Sawow Pikolo ließ in Leipzig, das in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch ein Zentrum des Philhellenismus war, dem Pikolo anhing, einen Gedichtsband in griechischer Sprache drucken.³

-
- 1 Der »Aufruf« (im Original »Svikvanje«) im »Bulgarischen Adler« (in aktualisierter bulgarischer Schreibweise: »Balgarski orel«) erschien in Leipzig am 20. April 1846.
 - 2 Franz Mehring: Gesammelte Schriften. Hrsg. Thomas Höhle et al. Bd. 9: Die Lesing-Legende. Berlin 1963. S. 216.
 - 3 Siehe Dietmar Endler/Ilija Konev/Hilmar Walter: Leipzig als Zentrum der Kultur und Aufklärung der Südslawen. Ideen und Traditionen der Aufklärung. In: Gerhard Ziegengeist (Hrsg.): Slawische Kulturen in der Geschichte der europäischen Kulturen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Internationaler Studienband. Berlin 1982. S. 145ff.

Die Messe hatte dazu beigetragen, daß viele Kaufleute in Südosteuropa, auch solche aus Bulgarien, für Leipzig eingenommen waren, zumal sie in der Regel auch solide Bankverbindungen dorthin pflegten. Das traf auch auf eine Gruppe von bulgarischen Kaufleuten in Bukarest zu, die dort die »Leipziger« (»lipiskani«) genannt wurden, und den jungen aufgeweckten Lehrer und Literaten Ivančo Andreov Bogoev⁴ nach Leipzig schickten, um dort zu studieren. Wie Bogorow selbst in seiner Autobiographie »Mein Leben, von mir beschrieben« (· ivota mi opisan ot mene) mitteilt, hatte er für die Finanzierung seines Aufenthalts in Deutschland eigene Mittel, die er nach der Veröffentlichung seiner Grammatik der bulgarischen Sprache und während seiner Tätigkeit als Schullehrer gespart hatte. Aber er verweist auch darauf, daß seine Gönner aus Bukarest Geld zur Verfügung gestellt hatten. Und seine Abreise aus Leipzig im April 1847 begründet er damit, daß die Geldsendungen aus Bukarest ausblieben, weil dort ein Großbrand das Eigentum der »lipiskani« vernichtet hatte.

Es ist unstritten, wann genau der damals vierundzwanzigjährige Bogorow nach Leipzig gekommen ist. Nach seinen eigenen Äußerungen war er drei Jahre in der Stadt, daß heißt, er mußte um die Mitte des Jahres 1844 hier eingetroffen sein.⁵ 1844 erschien seine »Erste bulgarische Grammatik« (Pärvička bălgarska gramatika). Da er die Einnahmen davon mit für seine Reise verwendet haben will, ist es auch möglich, daß er etwas später, gegen Ende dieses Jahres, in Leipzig ankam. Interessant ist, daß er sich erst am 4. Januar 1847 unter dem Namen Johann Andreas⁶ an der Leipziger Universität immatrikulieren ließ. Seine Biographen vermuten auf Grund einer Eintragung in die Matrikel, daß er in der vorangehenden Zeit privaten Deutschunterricht genommen hat. Gleichzeitig muß er sich aber wohl auch mit der Vorbereitung und Herausgabe seiner Zeitung beschäftigt haben, denn die erste Nummer trägt das Datum 20. April 1846, die zweite erschien am 20. September des gleichen

4 Den Namen Iwan Bogorow, unter dem er in die bulgarische Geistesgeschichte einging, hatte er sich später als Pseudonym zugelegt.

5 Georgi Borschukow hat in Leipzig und Dresden Nachforschungen über mögliche Registrierungen der Ankunft Bogorows in den Archiven angestellt, aber nichts gefunden (siehe Georgi Boršukov: Njakolko bele ki za dejnostta na Ivan Bogorov v Lajpzig i za vestnik »Bălgarski orel«. In: Godišnik na Sofijskija universitet. Filoloģičeski fakultet. Tom LIV. Sofia (1959/1960)3 (im weiteren Georgi Boršukov: Njakolko bele ki ...). S. 4ff.).

6 Deutsche Entsprechung zu Ivan Andreov (Ivančo ist eine Koseform zu Ivan).

Jahres⁷ und die dritte und letzte am 1. Januar 1847. Den Druck der ersten Nummer der Zeitung besorgte der Verlag Breitkopf & Härtel, den der zweiten und dritten Nummer die Druckerei von Friedrich Rückmann. Als Wohnung in Leipzig ist die der Familie Stoll in der Nikolaistraße 1 bekannt.

Wer war Bogorow? Es kann mit Recht gesagt werden, daß er eine der interessantesten Persönlichkeiten mit geradezu enzyklopädischem Profil aus der Zeit der bulgarischen Wiedergeburt gewesen ist. Die tiefsten Spuren hat er in der bulgarischen Kulturgeschichte hinterlassen: als Publizist und Begründer des Zeitungswesens, als Autor einer der ersten Grammatiken, welche die Grundlagen für die heute gültige Norm der modernen bulgarischen Schriftsprache legten, als Begründer des Genres der Reisebeschreibung und der Memoirenliteratur in der bulgarischen Literaturgeschichte. Er war auch Autor des ersten in bulgarischer Sprache erschienenen »Doktorbuchs«. ⁸ Bogorow hat ferner Verdienste um die Entwicklung des modernen Wortschatzes des Bulgarischen, indem er eine Reihe von Wörtern schuf, die an die Stelle von Turzismen traten, die zu seiner Zeit im Bulgarischen keine Entsprechungen hatten. Da er aber, besonders in den Jahren nach dem Krimkrieg, extrem puristischen Neigungen folgend, eine Reihe von für die Gesellschaft nicht akzeptablen Neologismen einzuführen versuchte, wurde er in den letzten Jahren seines Lebens zur Zielscheibe des allgemeinen Spotts seitens der Gebildeten seines Landes.

Bogorow war Pragmatiker in seinem Bestreben, den Tendenzen seiner Zeit folgend, so gut wie möglich für eine eigenständige nationale Entwicklung seines Volkes nach dem Vorbild der fortgeschrittenen Nationen Europas wirksam zu werden. Er war kein Politiker oder Propagandist von Ideologien. Aber man kann aus seinen Publikationen, die teilweise mit konkreten Unternehmungen verbunden waren,⁹ Rück-

7 Die Nummer 2 hatte einen geänderten Titel: »Balgarski naroden izvestnik« (Bulgarische Volkszeitung). Die Änderung soll Bogorow vorgenommen haben, weil der Name »Bulgarischer Adler« von Ratgebern als zu provokativ gegenüber der türkischen Obrigkeit empfunden worden sei.

8 In den fünfziger Jahren studierte Bogorow, der in Leipzig im Fach Chemie immatrikuliert war, in Paris noch Medizin.

9 Als typisches Beispiel kann dafür seine Veröffentlichung zum Zwecke der Gründung einer Baumwollspinnerei und -weberei aus dem Jahre 1863 angeführt werden (siehe Stojko Stojkov (Hrsg.): Dr. Ivan Bogorov: Izbrani stranici. Sofia o. J. S. 102ff.). – Eine repräsentative Auswahl an Veröffentlichungen zu wirtschaftlichen Themen

schlüsse ziehen auf seine sozialtheoretischen Ausgangspositionen. An erster Stelle ist hier sein Patriotismus zu nennen, der sich wie ein roter Faden durch sein gesamtes Wirken vom Beginn seiner Publikationstätigkeit mit der Veröffentlichung der Porträts der bulgarischen Zaren Iwan Asen II. und Iwan Schischman mit dem alten bulgarischen Staatswappen im Jahre 1840 bis zu seinen Aktivitäten zur Erhaltung der Reinheit der Sprache am Lebensende hindurchzieht. Der Patriotismus als Grundelement seiner Anschauungen wird auch ganz besonders deutlich im »Aufruf« aus dem »Bulgarischen Adler«. Diese Seite seiner Weltanschauung entwickelte sich in den dreißiger und vierziger Jahren, als er bei seinen Landsleuten nach ca. vierhundertjähriger nationaler Knechtschaft in den Grenzen des Osmanischen Reiches einen wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung miterlebte, der durch die politische Vorherrschaft der Türken und die Bestrebungen des griechischen Phanariotentums in Wirtschaft und Kultur behindert wurde. Aus dem Aufruf geht auch hervor, daß Bogorow sehr genau die Entwicklung in den nach 1830 entstandenen eigenständigen Staatswesen der Griechen und Serben beobachtete und für sein Volk auszuwerten versuchte. Träger der auf eine Nationwerdung hinstuernden Entwicklung waren die bulgarischen Handwerker und Kaufleute sowie eine sich auf der Basis ihrer ökonomischen Entwicklung herausbildende geistige Elite, die zunächst hauptsächlich dem als notwendig erkannten Schulwesen diente. Gleichzeitig wurde deutlich, daß auch die breite Masse des (Klein-)Bürgertums mehr Bildung benötigte, was den Bedarf an Veröffentlichungen in einer dem einfachen Mann verständlichen Schriftsprache erforderte. Dies bewirkte, daß in einer manchmal sehr heftigen Diskussion um den Charakter der Schriftsprache Meinungen wie die Bogorows Oberhand gewannen, die die neue Schriftsprache auf der Basis der damaligen städtischen Koine mit weitgehendem Verzicht auf die Fortführung der – aus dem Mittelalter stammenden und im »Aufruf« hervorgehobenen – schriftsprachli-

findet sich in Ivan Bogorov: *Za narodna svjast, dobro pominuvanje i rodna reč. Izbrani proizvedenija*. Redaktor i sästavitel prof. Georgi Boršukov. Sofia 1970 (im weiteren Ivan Bogorov: *Za narodna svjast ...*). S. 75ff. – Auf diese Auswahl der wichtigsten Veröffentlichungen und auch von Briefen Bogorows, die, obwohl die Texte weitgehend der modernen Orthographie angepaßt sind, den Anspruch auf eine wissenschaftlich kommentierte, dokumentarische Ausgabe erheben kann, stützt sich Verfasser des vorliegenden Beitrages auch im Zusammenhang mit allen anderen hier erwähnten Veröffentlichungen.

chen Tradition formieren wollten. Bogorow war einer derjenigen, die diese (durch die historische Entwicklung bestätigte) Auffassung durchsetzten. Diese Orientierung an den Bedürfnissen breiter Bevölkerungskreise zeigt den demokratischen Charakter seiner Grundpositionen.¹⁰ Das erklärt auch, warum im »Aufruf« dieser Frage so viel Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Bogorow sah die besten Chancen für seine Landsleute auf dem Weg zur gleichberechtigten eigenständigen Nation in der Entwicklung von Wirtschaft und Kultur nach westeuropäischem Vorbild.¹¹ Handwerk (später auch Industrie) und Handel waren für ihn Grundlagen des Wohlstands für alle. Für die bulgarischen Gewerbetreibenden war dazu seiner

10 Die Vertreter anderer sogenannter schriftsprachlicher Schulen vertraten die Schaffung einer schriftsprachlichen Norm unter weitgehender Berücksichtigung der Normen des bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Gestaltung schriftsprachlicher bulgarischer Texte maßgeblich beeinflussenden Kirchenslawischen russischer Redaktion, welches als »Altbulgarisch« angesehen wurde. Diese Texte waren auf Grund der seit dem Mittelalter erfolgten Sprachentwicklung breiten Bevölkerungskreisen nicht oder nur schwer verständlich. Die Berufung Bogorows auf die von Kyryll und Method begründete schriftsprachliche Tradition dient der Polemik gegen vor allem in der bulgarischen Oberschicht der »čorbad ii« vertretene Auffassungen, daß das Bulgarische nicht als Kultursprache geeignet und das Griechische als Schriftsprache zu bevorzugen sei. Die Sprachenfrage hat in der Entwicklung der Nation der Bulgaren, die von Anfang an die Charakterzüge einer Kulturnation trug, immer eine zentrale Rolle gespielt (siehe Elena Georgieva/Valentin Stankov/Vladko Murdarov/Stojan · erev/Ralica Cojnska: Geschichte der bulgarischen Schriftsprache (Grundriß). Miscellanea Bulgarica 10. Wien 1996. S. 51ff.). – Siehe zur Problematik von Sprache, Kultur und Geschichtsinterpretation bei der nationalen Entwicklung Hagen Schulze: Staat und Nation in der europäischen Geschichte. München 1994. S. 126ff. und 169ff. – Ernstgert Kalbe: Nochmals zur Nationwerdung oder nationaler Wiedergeburt in Südosteuropa. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Bd. 1(6). Leipzig 1999. S. 103ff., insbesondere S. 124.

11 Die Hervorhebung der slawischen Völker im Aufruf steht dazu nicht im Widerspruch. Auch bei ihnen unterscheidet Bogorow zwischen fortgeschrittenen und zurückbleibenden. Man muß aber auch sehen, daß er offenbar unter dem Einfluß der Anhänger der sogenannten »slawischen Wechselseitigkeit«, einer zur Zeit seines Aufenthalts in Leipzig progressiven, austroslawisch geprägten Interpretation des Panslawismus, stand. Es kann davon ausgegangen werden, daß er u. a. die von Jan Pětr Jordan in seinen »Jahrbüchern für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft« popularisierten Auffassungen zur Rolle des »Panslawismus« kennengelernt hatte (siehe dazu Jan Šofta/Hartmut Zwahr: Geschichte der Sorben. Bd. 2. Bautzen 1974. S. 73f. und 100ff.). – Auf eine zumindest pragmatische Haltung zum Panslawismus und Slawophilentum russischer Prägung läßt Bogorows Teilnahme (nach seinen Aussagen als einziger Bulgare) am Slawenkongreß in Moskau 1867 schließen.

Meinung nach eine solide Bildung und eine ungehinderte, mit den anderen Völkerschaften im Osmanischen Reich gleichberechtigte Entwicklung die Voraussetzung. Auch dieser Kerngedanke seiner Konzeption von der Vorwärtsentwicklung seines Volkes wird in der im Aufruf angekündigten inhaltlichen Gestaltung der Zeitung deutlich. Aus späteren Publikationen Bogorows¹² läßt sich entnehmen, daß er – möglicherweise in Leipzig – die Grundzüge der bürgerlichen politischen Ökonomie von Smith und Ricardo kennen gelernt hatte.¹³ Auch die sogenannte physiokratische Schule der politischen Ökonomie war ihm bekannt. Die Zeichen der Zeit richtig erfassend, setzte er sich dafür ein, durch freie Unternehmerinitiative auf nationaler Ebene den Volkswohlstand zu mehren, wobei er in den Jahrzehnten vor der Befreiung Bulgariens davor warnt, die Entwicklung führender Zweige der Wirtschaft ausländischem Kapital zu überlassen.¹⁴ Kritisch steht er der Verwendung vorhandenen Kapitals durch die »čorbadžii« nur zum Geldverleih zu Wucherzinsen gegenüber, anstatt das Geld in die Entwicklung von Industrie und Verkehr zu investieren.¹⁵

Es kann davon ausgegangen werden, daß Bogorow bereits während seiner Ausbildung an der »slawisch-griechischen Schule« in seiner Geburtsstadt Karlowo und an der Schule des griechischen Patriarchats in Koru Çeşme die Gedankenwelt des in der griechischen nationalen Befreiungsbewegung verbreiteten Liberalismus kennen gelernt hatte. In diesen liberalen Auffassungen kann er in Leipzig, das damals eine der Hochburgen des Liberalismus in Deutschland war, bestärkt worden sein. Jedenfalls vertrat er – implizit auch in seinem »Bulgarischen Adler«, aber später auch in anderen Publikationen – ganz offensichtlich liberale Forderungen, wie die nach freiem Spiel der Kräfte, d. h. nach freier Konkurrenz, Freiheit für Unternehmer und Kaufleute, Wahrung des Rechtes

12 So in seinem 1862 gegründeten »Journal für Wissenschaft, Handwerk und Handel« (Journal za nauka, zanajat i targovija). Ausführlicher dazu siehe Slavko Natan: Pärvijat bälgarski politikonomist. In: Dr Ivan Bogorov. Materiali, svärzani säš 150-godišnjaja jubilej ot rođenieta mu. Plovdiv 1972. S. 57ff.

13 Zu weiteren Einflüssen des Aufenthalts Bogorows in Leipzig auf ihn siehe Hilmar Walter: Die erste bulgarische Zeitung erschien in der Messestadt. In: Europa-Haus Leipzig (Hrsg.): Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 33ff.

14 So im Kapitel »Bal Kapan Chan« aus seiner Reisebeschreibung »Einige Tage auf Reisen durch die bulgarischen Städte« (Njakolko dena raschodka po bälgarskite mesta), erschienen 1868.

15 Im gleichen Werk das Kapitel über Plovdiv.

auf Freiheit der Presse, des Gewissens, der Religionsausübung und nach Gleichheit vor dem Gesetz. Das alles mündete in die Befürwortung der Schaffung einer konstitutionellen Monarchie im Osmanischen Reich bei Wahrung der Gleichberechtigung der dort lebenden Nationalitäten und eine positive Haltung zu den unter dem Einfluß der westlichen Verbündeten der Hohen Pforte beginnenden Reformen im Lande.¹⁶ Darauf läßt auch seine Redakteurstätigkeit für die ersten zehn Nummern der Zeitung »Narodnost« (Nationalität) ab Oktober 1867 in Bukarest schließen, die unter Bogorows Leitung als Organ des »Geheimen bulgarischen Zentralkomitees« (Taen centralen bälgarski komitet) für dessen dualistische Position zu einer zukünftigen Autonomie der Bulgaren innerhalb des Osmanischen Reichs eintrat, wobei das Komitee einerseits auf russische Projekte, andererseits auf das Interesse der westlichen Mächte an der territorialen Erhaltung des Osmanischen Reichs zurückgriff.¹⁷ So erklärt sich auch, daß Bogorow in den Jahrzehnten nach dem Krimkrieg eine kritische Haltung gegenüber der entstehenden revolutionären Befreiungsbewegung und deren bewaffnetem Kampf vertrat.¹⁸

16 Beispiele für die Vertretung dieser Position ist die Propagierung der entsprechenden Reformgesetze und die kritische Wertung von deren Anwendung im Osmanischen Reich u. a. im »Bulgarischen Adler«, aber auch später in der »Konstantinopler Zeitung« (Carigradski vestnik). Die Akzeptierung des Sultans als oberste Staatsgewalt äußert sich in einer deutlichen Rechtfertigung von dessen Steuerpolitik in der Beschreibung der Stadt Stara Zagora in seiner Reisebeschreibung. In diesem Zusammenhang ist auch die Episode des Besuchs der slawischen Kongreßteilnehmer 1867 beim russischen Zaren interessant. Bogorow schildert hier ausführlich, daß er von der türkischen Vertretung in Moskau – entsprechend den dort offensichtlich geltenden Regeln – ohne Schwierigkeiten eine schriftliche Erlaubnis zum Besuch dieses Empfangs erhalten habe. Wörtlich schreibt er: »Erwähnenswert ist, daß während fünfhundert Jahren Sklaverei nur ein Bulgare, türkischer Untertan, sich offiziell dem allrussischen Imperator vorstellte.« – Siehe dazu auch Chilmar Valter: *Iz istorii bolgarskogo Vozrodenija*. In: *Sovetskoe slavjanovedenie*. Moskau (1976)1. S. 48.

17 Siehe Bälgarska Akademija na naukite: *Istorija na Bälgarija*. Bd. 6. Sofia 1978. S. 234ff.

18 Siehe Chilmar Valter: *Iz istorii bolgarskogo Vozrodenija*. In: *Sovetskoe slavjanovedenie*. Moskau (1976)1. S. 47f. – Bogorow war 1856 während des Kongresses zum Abschluß eines Friedensvertrags nach Beendigung des Krimkriegs (1853–1856) in Paris. In seinen Memoiren beschreibt er Versuche, mit finanzieller Unterstützung bulgarischer Kaufleute aus Bukarest Zugang zum Kongreß zu erhalten, um dafür zu sorgen, »daß einige Wahrheit auch über die Bulgaren in den Pariser Kongreß eingebracht werde, sonst verblieben wir wieder nur dem guten Willen des Sultans«. Das mißlingt, da er die benötigten Mittel nicht erhält. Interessant ist jedoch folgende

Angesichts all dessen kann der »Aufruf« in der Nummer 1 des »Bulgarischen Adler« neben seiner programmatischen Bedeutung für das Pressewesen in Bulgarien als ein auch europäischen Kreisen zugängliches Dokument einer frühen Phase liberaler und demokratischer Strömungen in der bulgarischen nationalen Bewegung angesehen werden, das gleichzeitig das auch und besonders in dieser Phase der Entwicklung anwesende starke Element einer kulturell-historischen Orientierung des nationalen Gedankens der Bulgaren demonstriert.

Die Ursachen für die Kurzlebigkeit der Zeitung und die großen Abstände zwischen dem Erscheinen der drei Nummern liegen daran, daß Bogorow das Blatt allein zusammenstellen und redigieren mußte, am Mangel an Mitteln, die ihm 1847 ganz ausgingen, und vor allem an der angesichts der damaligen Verkehrsverbindungen zu großen Entfernung des Herstellungs- und Erscheinungsorts von den potentiellen Lesern, um die notwendige Anzahl von Abonnenten zu gewinnen. Das ist ihm auch, wie er selbst schrieb, von seinen Gönnern in Bukarest vorgehalten worden.¹⁹ Außerdem waren die Bulgaren noch nicht auf die Akzeptierung periodischer Veröffentlichungen vorbereitet.²⁰

Guten Widerhall fand die Unternehmung Bogorows bei dem damals an der Leipziger Universität tätigen sorbischen Herausgeber der »Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft« Jan Pětr Jordan, der in zwei Bänden die Zeitung Bogorows vorstellte. Jordan gehörte zum Kreis um Handrij Zejler und Arnošt Smoler, mit denen Bogorow offenbar guten Kontakt in Leipzig hatte.²¹ So schrieb er 1858 in seinem längeren Aufsatz über »Bildung und Schrifttum der Bulgaren«, die erste Nummer seiner Zeitung sei »mit großer Wertschätzung von den dortigen slawischen Philologen aufgenommen worden, welche sie (die Zeitung – H. W.) durch ganz Europa donnern ließen [...]« Was das Echo dieses »Donners« angeht, so hat Bogorow sicherlich nicht übertrieben, denn die »Jahrbücher« waren eine international anerkannte und in Europa weit verbreitete Zeitschrift, in der die Slawisten aus allen europäischen Län-

Feststellung Bogorows in diesem Zusammenhang: »Aus der Walachei kamen etwa acht gelehrte Rumänen, *bewaffnet nicht mit drohenden Flinten*, sondern mit glänzenden Goldstücken, um etwas von Europa für ihr Vaterland zu erbitten.« (Hervorhebung von mir – H. W.).

19 Bogorow berichtet darüber in »Bildung und Schrifttum der Bulgaren« (Prosvetenie i kni' nina na bălgarete) in der Zeitschrift »Bălgarski kni' ici« (Heft 16ff.) (siehe Georgi Boršukov: Istorija na bălgarskata · urnalistika. 2. Aufl. Sofia 1976. S. 65).

20 Siehe ebenda. S. 62. – Georgi Boršukov: Njakolko bele' ki ... S. 14.

den veröffentlichten und die von Slawisten und interessierten Slawen, vor allem im deutschsprachigen Raum, mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Aber auch in Ost- und Südosteuropa wurde von Bogorows Initiative Kenntnis genommen. So wurde 1846 in einer Beilage der Belgrader »Srpske novine« über das Erscheinen des »Bulgarischen Adlers« berichtet und der Text des Aufrufs aus der ersten Nummer abgedruckt.²² Exemplare der Zeitung selbst (wenn auch wenige) müssen trotz der geschilderten Schwierigkeiten auch verbreitet gewesen sein. So wird in einer Bibliographie von Iv. V. Šopov vom Jahre 1852 in der »Konstantinopler Zeitung« der »Bulgarische Adler« erwähnt. In Konstantin Jirečeks Bibliographie des bulgarischen Schrifttums von 1873 ist die Zeitung ebenso erfaßt wie in einer Liste der bulgarischen Periodika, Bücher und Broschüren der Bibliothek der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg von 1904. Der berühmte Slawist Pavel Jozef Šafařík besaß die Zeitung, auch von einer bulgarischen Kaufmannsfamilie in Wien ist der Besitz von Exemplaren belegt.²³

Trotzdem war Bogorows Leipziger Unternehmung insgesamt wenig von Erfolg gekrönt. Abgesehen davon, daß er Leipzig wegen Mangels an Mitteln 1847 verlassen mußte, war ihm offensichtlich auch klar geworden, daß sein Vorhaben, für die Bulgaren eine Zeitung zu schaffen, nur realisiert werden kann, wenn dies im unmittelbaren Kontakt mit den potentiellen Lesern erfolgt. Deshalb ging er von Leipzig nach Konstantinopel, der Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Hier war zu dieser Zeit ein starkes Zentrum der bulgarischen Wirtschaft und Kultur, auch der Politik, in der Gestalt einer auch territorial konzentrierten bulgarischen Kolonie, in der Kaufleute und Handwerker mit ihren Zünften den Ton angaben. Sie pflegten allseitige Verbindungen zu den bulgarischen Gebieten in Mösien, Thrakien und Makedonien, verfügten auch über materielle Mittel und hatten Interesse daran, die Unternehmungen Bogorows zu unterstützen. Außerdem gab es auch Beamte und Offiziere bulgarischer Herkunft, z. T. in den oberen Etagen der staatlichen Hierarchie. Auch gab es in Konstantinopel ein entwickeltes Pressewesen internationalen Charakters (Zeitungen in türkischer, griechischer, französischer und ar-

21 Siehe Jan Šolta/Hartmut Zwahr: Geschichte der Sorben. Bd. 2. Bautzen 1974. S. 91 ff. – Veliko Iordanov: Lajpcig i bälgarite. Sofia 1938. S. 41 ff.

22 Siehe Georgi Boršukov: Istorija na bälgarskata · urnalistika. 2. Aufl. Sofia 1976. S. 62. – Er beruft sich hier auf eine Information von Ilija Konev.

23 Siehe Georgi Boršukov: Njakolko bele· ki ... S. 22f.

menischer Sprache). Die Reformen des Sultans Abdülmecid von 1839 hatten die Möglichkeit eröffnet, daß die osmanische Hauptstadt auch zum Zentrum des bulgarischen Buchdrucks im Reich selbst geworden war. Die dort konzentrierte bulgarische Elite war der Träger einer Bewegung, an der Bogorow ebenfalls beteiligt war und die um die Wiederherstellung der Selbständigkeit der bulgarischen Kirche und damit zur Anerkennung einer eigenständigen bulgarischen Nationalität im Osmanischen Reich führen sollte. Nach Überwindung erheblicher pekuniärer und administrativer Schwierigkeiten gelang es Bogorow, bereits im Dezember 1847 die Genehmigung des Großwesirats zu erhalten, eine bulgarische Zeitung herauszugeben, was er innerhalb weniger Tage auch realisierte. Er selbst erklärte, daß er damit sein in Leipzig begonnenes Vorhaben fortsetze. Entsprechend war auch der Charakter der »Konstantinopler Zeitung« der eines Informationsblattes, wie es im Aufruf von 1846 vorgezeichnet worden war. Das entsprach den damaligen Tendenzen des Zeitungswesens in Europa und war gleichzeitig durch die politischen Gegebenheiten im Osmanischen Reich und das geschilderte Verhältnis Bogorows zur osmanischen Obrigkeit bedingt. Die bulgarische Pressegeschichte schätzt ein, daß es ihm eigentlich erst in Konstantinopel gelungen ist, das im »Aufruf« Geschilderte zu verwirklichen, da er erst hier Zugang zu echten (aktuellen) Informationen – vor allem aus den bulgarischen Gebieten selbst – haben konnte.²⁴ Die wichtigsten Probleme für die Entwicklung der Bulgaren waren in den vierziger – Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts die der Bildung und Kultur, insbesondere des Schulwesens, was sich auch in der Zeitung widerspiegelt. Allmählich wächst auch die Zahl der Informationen über den Kampf um eine eigenständige Kirche. Meldungen über die Ernten, Handelsunternehmen, Preisentwicklungen, das Stattfinden von Messen informieren über die wirtschaftliche Entwicklung. Wichtig sind Nachrichten über gesetzgeberische Aktivitäten der türkischen Obrigkeit im Zusammenhang mit den Rechten der Untertanen. Und auch außenpolitische Themen gehören zu den ständigen Inhalten der Zeitung. Was die unterhaltende Seite betrifft, so führt Bogorow mit der ersten Nummer

24 Eine resümierende Beschreibung des Inhalts des »Bälgarski orel« findet sich in Hilmar Walter: Ivan Bogorov. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin (1962)7. S. 555ff. – Hilmar Valter: Kām karakteristikata na Ivan Bogorov. In: Literaturna misāl. Kn. 3. Sofia 1962. S. 109ff.

den Fortsetzungsroman in die bulgarische Pressegeschichte ein.²⁵ Die bulgarischen Literaten jener Zeit, an ihrer Spitze Petko R. Slavejkow, veröffentlichten von Anfang an in Bogorows Zeitung, und auch die im Leipziger Aufruf versprochenen Folkloretexte und Lesestoffe sowie Materialien des Herausgebers zur Sprachfrage fanden darin ihren Platz.

Die in Leipzig – abgesehen von den von der räumlichen Entfernung bedingten – wirkenden Schwierigkeiten belasteten Bogorow auch in Konstantinopel. Besonders schwierig war die drucktechnische Problematik und finanzielle Sicherstellung.²⁶ Das erste Problem löste Bogorow durch die Gründung einer eigenen Druckerei 1848, was das zweite noch verschärfte. So war er gezwungen, die Zeitung im Februar 1850 aufzugeben. Die Druckerei wurde an Alekzander Ekzarch verkauft, der auch die Zeitung übernahm und im wesentlichen den von Bogorow vorgezeichneten und praktizierten journalistischen Weg fortsetzte. Die »Konstantinopler Zeitung« erschien bis 1862 und war damit die während der Wiedergeburt langlebigste bulgarische Zeitung, deren Einfluß auf das geistige, kulturelle und wirtschaftliche Geschehen in den bulgarischen Gebieten erheblich war.²⁷

Als Originaltext für die folgende Übersetzung des »Aufrufs« wurde der von Borschukow in seiner Ausgabe von ausgewählten Werken Bogorows verwendet.²⁸ Außerdem wurde dieser Text mit der 1999 vom Deutsch-Bulgarischen Forum e. V. anlässlich der Leipziger Buchmesse herausgebrachten Faksimile-Ausgabe der ersten Nummer der Zeitung verglichen.²⁹

Bei der Übertragung des »Aufrufs« war es eine der Hauptschwierigkeiten für den Übersetzer, daß es sich bei der von Bogorow verwendeten Sprache eigentlich um einen auf der Basis der in der Heimat des Autors gesprochenen Koine und ihm bekannter Gepflogenheiten der

25 Als erster erscheint die (von Bogorow selbst angefertigte) Übersetzung von Daniel Defoes »Robinson Crusoe«, ein von der Literaturgeschichte als literarisches Dokument der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals angesehenes Werk.

26 Anfänglich hatte die Zeitung 80 Abonnenten, nach drei Jahren 180 (siehe Georgi Boršukov: *Istorija na bälgarskata · urnalistika*. 2. Aufl. Sofia 1976. S. 72).

27 Siehe dazu ebenda. S. 72ff.

28 Ivan Bogorov: *Za narodna svjast ...* S. 39ff.

29 Diese Ausgabe entstand auf der Grundlage von in deutschen Bibliotheken vorhandenen Fotokopien, die an den Knickstellen des Originals z. T. wenige undeutliche Stellen enthielten. Sie wurden von Dietmar Endler (Leipzig), der diese Ausgabe besorgte, durch Vergleich zwischen verschiedenen Kopien rekonstruiert.

Sprachverwendung in der schriftlichen Kommunikation zwischen seinen Landsleuten entstandenen Idiolekt und nicht um eine schriftsprachliche Norm im Sinne einer nationalen Schriftsprache handelt.³⁰ Dementsprechend finden sich im Text einerseits lexikalische Elemente, die im heutigen Bulgarischen nicht mehr bekannt sind oder nur dialektalen Charakter tragen. Außerdem finden sich auch syntaktische Besonderheiten, die für gesprochene, nicht aber für geschriebene Sprache typisch sind. Die lexikalischen Schwierigkeiten waren weitgehend durch Heranziehung von Najden Gerovs Wörterbuch der bulgarischen Sprache und anderer Lexika, die archaisches und regionales Wortgut enthalten, zu überwinden.³¹ In einigen Fällen konnte zur Identifizierung der Bedeutung nur zusätzlich der Kontext herangezogen werden. Dem Übersetzer schien es auch nicht angebracht zu sein, den deutschen Text stilistisch modernem Pressedeutsch anzupassen, sondern – soweit möglich – dem Leser ein entsprechendes Bild des Stils damaliger Bogorowscher Texte zu vermitteln, die der damaligen Sprachsituation in den bulgarischen Gebieten entsprach.

30 Siehe Hilmar Walter: Regionale Umgangssprachen in Ländern mit verspäteter kapitalistischer Entwicklung (am Beispiel des Bulgarischen im 19. Jahrhundert). In: Werner Bahner/Joachim Schildt/Dieter Viehweger (Eds.): Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists. Berlin/GDR, August 10 – August 15, 1987. Berlin 1987. S. 1558ff.

31 Insbesondere wurden verwendet Bălgarska Akademija na naukite: Rečnik na săvremennija bălgarski kni' oven ezik. Glaven redaktor Stojan Romanski. Bd. 1–3. Sofia 1955–1959. – Bălgarska Akademija na naukite: Rečnik na bălgarskija ezik. Glaven redaktor Kristalina Čolakova. Bd. 1–9. Sofia 1977–1998. – Bălgarska Akademija na naukite: Bălgarski etimologičen rečnik. Redaktor Vladimir Georgiev. Bd. 1–3. Sofia 1971–1986. – Najden Gerov: Rečnik na bălgarskija ezik. Bd. 1–6. Sofia 1975–1978 (Faksimile-Ausgabe des Originals von 1895 bis 1901). – Rečnik na redki, ostareli i dialektni dumi v literaturata ni ot XIX i XX vek. Pod redakcijata na Stefan Ilčev. Sofia 1974. – Wörterverzeichnisse bzw. Erläuterungen zu einzelnen Wörtern finden sich auch in Ivan Bogorov: Za narodna svjast ... S. 285ff. – Stojko Stojkov (Hrsg.): Dr. Ivan Bogorov: Izbrani stranici. Sofia o. J. S. 199ff. – Ivan Bogorov: Izbrani proizvedenija. Pod redakcijata na R. Rusev. Sofia 1963. S. 113ff.

IWAN BOGOROW

Aufruf



Alle Völker rings um uns her erhoben ihr Haupt und sehen, was in der Welt geschieht und was sie tun müssen. Die Walachen, die Serben und die Griechen bemühen sich unter dem Dach ihrer kaum entstandenen Freiheit, um sie den anderen europäischen Völkern mit Wissenschaft, mit Bildung, mit Handel und Handwerk anzugleichen, um unter den anderen christlichen Völkern einen des Ansehens würdigen Platz einzunehmen, wie diese ihn bisher innegehabt haben, nur um ihren Platz in der Reihe einzunehmen, für den sie Gott als Kinder eines und desselben Ursprungs auf die Welt gerufen hat. Auch die Türken selbst, dieses Volk, das erst vor 400 Jahren aus den asiatischen Steppen nach Europa gekommen ist – sogar dieses Volk sieht zu, daß es größere Kraft gewinnt

und sein Reich umgestaltet mit einem solchen Geschick,¹ wofür es die anderen Länder in Europa als Beispiel² nimmt.

Und was müssen wir, die Bulgaren, bei einem solchen Leben und einer solchen Unrast von allen Seiten tun? Sollen wir lebendige Tote bleiben wie bisher? Sollen wir etwa nicht ein Wort mitreden unter den Königreichen³ der Völker, obwohl wir ein Volk von fünf Millionen Seelen sind? Sollen wir noch lange Zeit den anderen Völkern auf dieser Erde unbekannt bleiben? Sollen wir der christlichen Religion, den Glauben an welche unsere Vorfäter mit ihrem Blut und ihrem Leben verteidigt haben, noch lange deshalb Schande machen, weil wir uns nicht als Christen, also als aufgeklärte und gebildete Leute, als Brüder der anderen Christen bekennen? Sollen wir noch lange Zeit unsere Sprache tot sein lassen, die wir von unseren Vorfätern ererbt haben, um so mehr heute, da wir sehen, daß rings um uns her die christlichen und slawischen Völker ihre Sprache und ihr Volkstum vervollkommen,⁴ sollen wir selbst zu einem Fremden⁵ werden, was unserer Vernunft entgegensteht? – Nein! Das darf in Zukunft nicht so bleiben! Auch wir, die Bulgaren, müssen uns wie ein Volk fühlen, das dieselben Rechte wie die anderen europäischen Völker hat! Wir müssen fest an unserer Sprache und unserem Glauben halten! Wir müssen in Zukunft mit Fleiß und Vervollkommnung des Geistes⁶ zeigen, daß wir Christen, daß wir Slawen, Brüder der Moskowiter, der Serben und der anderen slawischen Völker sind!

Und welche Möglichkeit müssen wir dazu ergreifen?⁷

Als unsere heiligen Apostel Kyrill und Method zu unseren Vorfätern kamen, um ihnen das Christentum zu predigen und sie zu Güte und

-
- 1 Bogorow verwendet häufig das Wort »lesnina«, das zu seiner Zeit neben »Leichtigkeit« auch »Geschick«, »Möglichkeit« oder »Bequemlichkeit« bedeutete (siehe Rečnik na bälgarskija ezik. Gl. redaktor Kristalina Čolakova. Bd. 8. Sofia 1995. S. 615).
 - 2 Im Original »prigled«. Rusev übersetzt dies – offenbar auf Grund des Kontextes und der Wortstruktur – als »primer« – »Beispiel« (siehe Ivan Bogorov: Izbrani proizvedenija. Pod redakcijata na R. Rusev. Sofia 1963. S. 113). Diese Bedeutung ist in den benutzten Wörterbüchern nicht belegt.
 - 3 Gemeint sind Staaten.
 - 4 Bogorow verwendet häufig das Verb (auch als Nomen actionis) »istäštjavam« – »vervollkommen, bilden« (Rečnik na bälgarskija ezik. Gl. Redaktor Kristalina Čolakova. Bd. 6. Sofia 1990. S. 723).
 - 5 Vermutlich im Sinne von »Nichtbulgaren« gebraucht; das wäre als Anspielung auf diejenigen Bulgaren zu verstehen, die zu jener Zeit graeziert waren bzw. sich graeziieren ließen.
 - 6 Im Original: »razumät« – wörtlich »Verstand«, »Vernunft«.

Weisheit anzuhalten – was taten sie damals und welchen Weg gingen sie zu diesem Zweck?⁸ Sie erfanden die slawischen (altbulgarischen) Buchstaben und gaben uns die Heilige Schrift in unserer Muttersprache. Sollen auch wir nicht besser dieses heilige Vorbild,⁹ diese große Lehre unserer heiligen Apostel aufgreifen, indem wir dieses selbe Erbe, mit dem sie sich bei allen Völkern der Erde eine heilige und ruhmvolle Erinnerung für alle Zeit sicherten, erneuern und vermehren und die vollkommene¹⁰ slawische Sprache und die von ihnen geschaffenen slawischen Buchstaben nutzen¹¹ und mit Büchern und Schriften den unter uns gesäten Samen des Christentums und der Bildung unter unserem ganzen Volk verbreiten?

Angeregt¹² durch das Vorbild¹³ dieser großen Apostel wollen auch wir für diese selben und wahren Erben der vollkommenen slawischen Sprache Kyrills und Methods eine Zeitung herauszugeben beginnen, die unser Volk wenigstens ein wenig unterweisen¹⁴ soll, wie es den uns be-

7 Eigentlich »aufnehmen« (poemnem).

8 Im Original »za toj redk«.

9 »Prigled« – »Hilfe, Unterstützung« (Rečnik na redki, ostareli i dialektni dumi v literaturata ni ot XIX i XX vek. Pod redakcijata na Stefan Ilčev. Sofia 1974. S. 391). – Siehe auch Najden Gerov: Rečnik na bälgarskija ezik. Bd. 4. Sofia 1977 (Faksimile-Ausgabe des Originals von 1895–1901). S. 267, wo ähnliche Bedeutungen angegeben werden. Der Kontext war uns Veranlassung, uns auch in diesem Fall R. Rusev anzuschließen (siehe Anmerkung 2).

10 Bogorow verwendet mehrfach »istaštenij slavenski ezik«, »iztaštēni« im modernen Sinne wohl gemeint als »perfekt«. An anderer Stelle des Textes interpretiert R. Rusev das Partizip »iztaštēni« als »gehoben« (izdignat), was das Stereotyp Bogorows auf die stilistische Ebene beziehen würde. Bogorow benutzt es aber offenbar, um hervorzuheben, daß das gegenwärtige Bulgarisch wie seine ältere Existenzform sehr wohl geeignet ist, als Kultursprache zu dienen, was von den Anhängern des Phanariotentums bestritten wurde.

11 Im Original »i da napravim pridobivni«. – Das Adjektiv »pridobiven« verstehen wir als abgeleitet aus »pridobiv« – »Nutzen, Gewinn« (siehe Rečnik na redki, ostareli i dialektni dumi v literaturata ni ot XIX i XX vek. Pod redakcijata na Stefan Ilčev. Sofia 1974. S. 392).

12 Eigentlich »aufgefordert« (podkaneni).

13 Im Original »prigled« (Siehe Anmerkungen 2 und 9).

14 Im Original »ponaredi«; »nare- dam«. Entsprechend Rečnik na sävremennija bälgarski kni- oven ezik. Gl. redaktor Stojan Romanski. Bd. 2. Sofia 1975. S. 185, müsste die Verbform als »absichern, versorgen« interpretiert werden. Eine andere Version ist die Herstellung einer semantischen Verbindung zu »naredba« – »Anordnung, Anweisung«. Dann kann man unter Berücksichtigung des Satzzusammenhangs »ponaredi« mit »instruieren, unterweisen« übersetzen.

nachbarten Völkern, den Walachen, den Serben und den Griechen bei ihrer bürgerlichen Verwaltung ergeht.

Diese Zeitung wird den Namen »Bulgarischer Adler« tragen, wird in einer reinen bulgarischen Sprache geschrieben sein, genau so wie gesprochen wird in allen Gegenden unseres Vaterlands, und wird folgendes mitteilen:¹⁵

1. Bürgerliche Nachrichten von überall: die meisten werden Nachrichten aus Konstantinopel, aus der Türkei, aus der Walachei, aus Griechenland und aus den anderen benachbarten slawischen Ländern sein; alle werden so schnell wie möglich mitgeteilt werden.

2. Neben¹⁶ dieser wichtigsten Grundlage unseres Blattes wird es einen Bildungsteil unserer Zeitung geben: Beschreibungen von einigen merkwürdigen Orten, Gegenden und Völkern in unserem Vaterland sowie auch aus anderen europäischen Ländern, die meisten davon slawische, da sie unserem Volk näher stehen; glückliche Ereignisse für unser Volk von der alten Zeit bis heute; Nachrichten über unsere ehemalige freie Verwaltung,¹⁷ die Taten unserer Helden und Zaren; die Ehre des Vaterlands u. a.

3. Bemerkenswerte Notizen über die Bildung und Ordnung der Schulen in den uns benachbarten Ländern; es werden deren Möglichkeiten und der Weg aufgezeigt, um in unserem Vaterland die Schulen und die Lernordnung umzugestalten.

4. Für die Kaufleute und die, die ein Handwerk haben, wird es Meldungen, Belehrungen und Unterweisungen geben, nach welcher Ordnung sie gehen müssen, um solch einen Besitz und einen solche Blüte des Handels und der Handwerke zu erreichen, wie die anderen europäischen Völker.

5. Die unterhaltende Seite der Zeitung wird bringen: Geschichten, Fabeln, Volkslieder, Volkssprichwörter,¹⁸ lustige Erzählungen¹⁹ und mehr solcher Dinge, aus denen die Schulmeister in unseren Schulen etwas für die Bildung der Kinder gewinnen können.

15 Im Original »izvestjava«.

16 Im Original »pri« – eigentlich »bei, an«.

17 »Upravljenje« hier eventuell auch »Regierung«.

18 Was mit »prišti« gemeint ist, entnahm der Übersetzer aus dem Inhalt der entsprechenden Rubrik in der ersten Nummer der Zeitung.

19 Gemeint sind Witze, wie man aus der Zeitung selbst entnehmen kann.

6. Schließlich wird es eine Übersicht geben über alle neuen Bücher, die in bulgarischer Sprache geschrieben werden.

Bei einem solchen unterschiedlichen Inhalt wird jeder lesende Mensch etwas in unserer Zeitung finden, das ihn belehrt, unterhält und ihm Gewinn bringt. Deshalb hoffen wir umso mehr, daß sich für sie viele Käufer finden werden.

Und weil jetzt am Anfang die Zahl der Käufer noch nicht bekannt ist, wird von ihr am 1. und am 15. jeden Monats je eine Nummer erscheinen – so groß und mit denselben Buchstaben, wie das jetzige Blatt. Wenn sich mehr Käufer finden sollten, so wird immer jeden 1., 10. und 20. des Monats je eine Nummer herauskommen.

Ihr Preis ist – im voraus gezahlt – für das ganze Jahr 52 türkische Groschen oder 14 österreichische Zwanziger.

Jeder der abonniert, erhält als Geschenk die erste Nummer. Seid begrüßt, Ihr Lieben!

Ivančo²⁰ Andreov

20 »Ivančo« ist die Koseform zu »Ivan«, die u. a. Vertrautheit mit den Adressaten suggerieren kann.

VOLKER HÖLZER

Georg Sacke und sein Literaturbericht von 1934 zur Geschichtsschreibung über Rußland

1. ZU GEORG SACKES ENTWICKLUNG BIS 1933/1934

Mit dem Erlangen der *venia legendi* am 13. Dezember 1932 nahm Georg Sacke seine Arbeit als Privatdozent an der Leipziger Universität auf.¹ Nach Meinung seines wissenschaftlichen Ziehvaters, Prof. Dr. Friedrich Braun, war er ein Wissenschaftler, der Hoffnungen für die deutsche Osteuropaforschung – speziell die Rußlandforschung – weckte.² Er war der erste habilitierte Mitarbeiter an der Osteuropaabteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, nachdem diese seit 1926 wieder mit einem Ordinarius besetzt war.³ Begleiter auf seinem Weg zur wissenschaftlichen Qualifizierung waren z. B. der damals in Leipzig und später in der BRD tätige bekannte Slawist Maximilian Braun sowie der Ost- bzw. Südosteuropahistoriker Werner Markert.⁴

In seinem wissenschaftlichen Lebenslauf, den Georg Sacke für das Habilitationsverfahren abgeben mußte, schrieb er, daß er relativ lange für sein Studium gebraucht habe.⁵ Zu dieser kritischen Selbsteinschätzung ist jedoch anzumerken, daß seine Äußerung sich vor allem auf das unmittelbare Studium bezieht, das er 1921 begann und mit dem dazugehörigen Dokortitel beendete. Seine Dissertation reichte er zwar 1927 ein, konnte sie aber erst 1929 mit der Drucklegung abschließen.⁶ Drei Jahre

1 Siehe Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (im weiteren StAL). Nachlaß Georg Sacke. Nr. 4. Bl. 16.

2 Siehe Universitätsarchiv Leipzig (im weiteren UAL). PA 878. Bl. 16.

3 Siehe UAL. PA 343. Bl. 90.

4 Siehe Georg Sacke in Erinnerungen von Rosemarie Sacke (handschriftliches Manuskript). In: Archiv Hella Bauer/Prof. Dr. Klaus Weise (im weiteren Georg Sacke in Erinnerungen ...). I–III, IV–V, 1995. S. 5 f. (Kopie im Besitz des Verfassers). – Hella Bauer und Prof. Weise sind Nichte bzw. Nefte von Rosemarie und Georg Sacke.

5 Siehe UAL. PA 878. Bl. 4.

6 Siehe UAL. Phil. Prom. 334. Bl. 1. – StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 4. Bl. 5.

später, mit noch nicht einmal 31 Jahren, habilitierte er sich und erhielt die *venia legendi*. Seine insgesamt elfjährige Ausbildungszeit relativiert sich, wenn man bedenkt, daß er sich sein Studium selbst finanzieren mußte.⁷

Georg Sacke – am 20. Dezember 1901 in Kischinjaw geboren – war Sohn eines russischen Gymnasialprofessors; nach seiner Herkunft väterlicherseits Lette und mütterlicherseits Deutschbalte.⁸ Entsprechend seinem Geburts-, Wohn- und Arbeitsort besaß der Vater die russische Staatsbürgerschaft, die auch auf seine vielköpfige Familie übertragen wurde.

Schwierigkeiten bereitete der Familie Sacke die russische Staatsbürgerschaft aber insofern, als nach der russischen Revolution 1917 Kischinjaw durch die Rumänen besetzt worden war und sich alle Sackes, also auch Georg, für eine Staatsbürgerschaft entscheiden mußten – entweder die rumänische, weil sie nun von 1918 an in Rumänien lebten, die sowjetrussische, weil ihnen die Sowjetregierung noch ein Jahr ermöglichte, nach Sowjetrußland zu gehen, um dort zu leben und zu arbeiten, oder die lettische, weil dort ihre familiären Wurzeln lagen.⁹ Ein Ausweg bestand nur darin, daß die Kinder in ein Land gingen, in dem ihnen entsprechend ihrer Abstammung die Chance eingeräumt wurde, sowohl eine Ausbildung als auch die Staatsbürgerschaft zu erlangen. Deutschland bot sich hierbei an, da es Anfang der zwanziger Jahre viele russische Staatsbürger aufnahm.¹⁰

Da der Vater in seinen Ausbildungsjahren selbst Germanistik und Altphilologie an der Leipziger Universität studiert hatte, war es deshalb nicht verwunderlich, daß Georg Sackes Gedanken ebenfalls in Richtung Leipzig zielten.¹¹ Also schrieb er sich zunächst ab dem Wintersemester 1921/1922 für die Fächer Sozialwissenschaften, Nationalökonomie und Philosophie an der Leipziger Universität ein, wechselte aber später die Fachrichtung und kurzzeitig auch den Studienort.¹²

Die Gründe, die Georg Sacke bewogen, sich der Osteuropafor- schung zuzuwenden, sind meines Erachtens vielfältig. Vor allem ergaben

7 Siehe UAL. PA 878. Bl. 4.

8 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 1. Bl. 7 und 13.

9 Siehe Georg Sacke in *Erinnerungen ...* S. 116.

10 Siehe ebenda.

11 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 1. Bl. 20.

12 Siehe UAL. PA 878. Bl. 3.

sie sich aus dem sozialen Umfeld wie Herkunft, Heimat, Schule, Erziehung im Elternhaus, aus dem Erleben der gesellschaftlichen Realität in Rußland und den damit zusammenhängenden vielfältigen Jugenderfahrungen, die ihn stark prägten.

Georg Sacke war – wie gesagt – seit seiner Geburt russischer Staatsbürger. In seiner kindlichen und jugendlichen Erlebniswelt reflektierte sich das russische Leben. Außerhalb des Elternhauses wurde russisch gesprochen, zu Hause deutsch, da die Mutter ursprünglich nicht russisch konnte.¹³ Nach einer kurzen Zeit selbständiger Vorbereitung auf die Schule besuchte er ab 1910 das II. Knabengymnasium in Kischinjaw. Dort legte er 1918 seine Reifeprüfung mit guten Ergebnissen ab.¹⁴ Bis 1921 versuchte er sich zu Hause in verschiedenen handwerklichen Fertigkeiten, ohne daß sie zum Beruf wurden. Das Studium verlor er dabei nicht aus den Augen, denn er bereitete sich gleichzeitig selbständig auf die später gewählten Immatrikulationsfächer vor.¹⁵ Doch zunächst diktierten die Wirren der Zeit in Kischinjaw den familiären Zusammenhalt für das Überleben der Familie. Mit 16 Jahren erlebte Georg Sacke die russische Revolution mit allen ihren positiven und negativen Auswirkungen, und mit 17 Jahren lernte er die rumänische Okkupation und Besatzung kennen.

Durch seinen Vater wurden Sacke und seine Geschwister zu humanistisch, demokratisch und freiheitlich denkenden Menschen erzogen. Je älter die Kinder wurden, desto mehr ergaben sich angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung und aufgrund der familiären Erziehung viele Gespräche über die sozialen und nationalen Probleme der damaligen Zeit, die zu eigener Meinungsbildung führten, da der Vater seinen Kindern keine Meinung aufzwingen wollte. Auch stellte der Vater ihnen die Art der Ausbildung, die Fachrichtung und den Ausbildungsort frei, wohl wissend, daß er sie nie ausreichend finanziell und materiell unterstützen konnte. Sein Wunsch war es jedoch, daß sie eine Ausbildung anstrebten, die ihren intellektuellen Möglichkeiten entsprach.¹⁶ So entwickelten sich alle Kinder der Familie Sacke durch den elterlichen Einfluß zu selbständig denkenden und praktisch handelnden Menschen.

13 Siehe Georg Sacke in *Erinnerungen ...* S. 135.

14 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 2. Bl. 5.

15 Siehe UAL. PA 878. Bl. 3.

16 Siehe Georg Sacke in *Erinnerungen ...* S. 131 ff.

Das kam Georg Sacke während seines Studiums und während seines späteren Lebens zugute, da er sich als Werkstudent seine Ausbildung im wahrsten Sinne des Wortes hart erarbeiten mußte. Ob auf dem Bau (1924/1925), als Heizer, Gärtner, Hausmeister und Handwerker im »Krüppelheim Humanitas« (1926/1927), der jetzigen »Dr.-Georg-Sacke-Klinik« in Leipzig-Probsteida, als Dozent an der Volkshochschule (Ende der zwanziger Jahre) oder in all den Jahren als Übersetzer russischer Schriften für Verlage, immer mußte er sich durchringen, für seinen Lebensunterhalt und seine Ausbildung tagsüber zu arbeiten und hauptsächlich nachts zu studieren. Dabei konnte er nur das Leben eines einfachen Arbeiters führen, das er nach seinen russischen Maximen und Vorstellungen zu gestalten versuchte, die ihm zu Hause in der kinderreichen Familie anerzogen worden waren. Auch die Bedingungen im ersten Haus des Behindertenheims in Leipzig-Eutritzsch, in dem er glücklicherweise ab 1926 über längere Zeit wohnen konnte und gepflegt wurde, waren einfach. Sie entsprachen nicht dem Lebensstil, wie ihn viele deutsche Studenten pflegten.¹⁷

Als Georg Sacke die Reifeprüfung ablegte, schwebte ihm, dem handwerklich Begabten und Interessierten, zunächst eine naturwissenschaftlich-technische Ausbildung vor. Von diesen Vorstellungen löste er sich schon mit seiner Immatrikulation im Wintersemester 1921/1922.¹⁸ Anscheinend erfüllten ihn diese Studienfächer nicht mit Zufriedenheit. Anders ist der Fachrichtungswechsel und schon gar nicht der Universitätswechsel zu verstehen. Seine Studienvorstellungen führten ihn schon ab dem zweiten Semester verstärkt zur Geschichte. Ab 1924 orientierte er sich auf die osteuropäische Geschichte, insbesondere auf die russische Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Da ihm in dieser Zeit an der Leipziger Universität ein geeigneter Lehrer fehlte, wechselte er für ein Jahr nach Prag an die Russische Juristische Fakultät. Dort gelang es ihm jedoch nicht, wissenschaftlich heimisch zu werden, obwohl er sich verstärkt der Slawistik im weiteren Sinne zuwandte.¹⁹

Erst mit seiner Rückkehr nach Leipzig im Wintersemester 1925/1926 etablierte er sich in seiner neuen Fachrichtung, der osteuropäischen Ge-

17 Siehe StAL. Meldekartei Georg Sacke. – Archiv Hella Bauer/Prof. Dr. Klaus Weise. Nachlaß Rosemarie Sacke. Nr. 13a. Bl. 18.

18 Siehe UAL. PA 878. Bl. 3.

19 Siehe UAL. PA 878. Bl. 4. – StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 3. Bl. 4.

schichte. Damit hatte er sein spezielles Fachgebiet gefunden, das ihn während seines kurzen Lebens nicht mehr los ließ.²⁰

Gute Voraussetzungen hatte sich Georg Sacke schon mit seinen vorangegangenen Studien in Leipzig und Prag geschaffen. Den Übergang zum neuen Fachgebiet vollzog er systematisch im Rahmen seines Leipziger Studiums an der Philosophischen Fakultät. So belegte er neben Vorlesungen zur Philosophie, zur Nationalökonomie, zur Geschichte am Historischen Institut auch viele Vorlesungen am Institut für Kultur- und Universalgeschichte, an dem unter der Leitung von Walter Goetz noch die Traditionen von Karl Lamprecht fortwirkten.²¹

Vermutlich bewirkten besonders seine russische Muttersprache, sein Abiturwissen zur russischen Geschichte und seine in jungen Jahren in Rußland gesammelten – zwar relativ geringen, durch die politischen Ereignisse jedoch um so stärker geprägten Lebenserfahrungen –, den Fachrichtungswechsel.

Mittlerweile gab es auch an der Leipziger Universität mit Prof. Dr. Friedrich Braun (1862–1942) einen Wissenschaftler, der Georg Sacke für die osteuropäische Geschichte begeisterte. Später, in einem Brief vom 10. Oktober 1944 aus dem Konzentrationslager Hamburg-Fuhlsbüttel, bezeichnete Sacke ihn als seinen zweiten Vater.²² Mit Friedrich Braun arbeitete seit 1920 an der Universität – zunächst als Lektor für russische Sprache, später als Ordinarius des seit Karl Stählin unbesetzten Osteuropalehrstuhls und Mitdirektor des Osteuropainstitutes – eine Forscherpersönlichkeit, die während ihres gesamten wissenschaftlichen Wirkens in Leipzig ihr ganzes Augenmerk auf ein Ziel konzentrierte – auf das Verständnis der Geschichte und Gegenwart des russischen Volkes und dadurch auf das Herausbilden und Entwickeln positiver russisch-deutscher bzw. deutsch-russischer Beziehungen.²³ Friedrich Braun zog, da er selbst Russe deutscher Abstammung war, zunächst die Studenten der Leipziger Universität in seinen Bann, die die russische Sprache beherrschten. Später – bis 1933 – wechselten verstärkt deutsche Studenten, die durch sein Lektorat gegangen waren, zum Studium der russischen bzw. osteuropäischen Geschichte über.²⁴

20 Siehe UAL. PA 878. Bl. 4.

21 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 3. Bl. 15.

22 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 41. Bl. 3.

23 Siehe UAL. PA 343. Bl. 52.

24 Siehe Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (im weiteren SächsHStA). Ministerium für Volksbildung. Nr. 10230/42. Bl. 6f.

Nach dem vergeblichen Versuch Georg Sackes, in Prag Fuß zu fassen, fand er somit ab 1926 in Leipzig einen günstigen wissenschaftlichen Nährboden für seine neue, aber endgültige Berufswahl. Sacke wurde zu einem Lieblingsschüler von Friedrich Braun. In der Folgezeit entwickelte sich zwischen ihnen ein sehr gutes schöpferisches und kritisches Arbeitsklima. Das führte 1927 dazu, daß Sacke auf Initiative von Friedrich Braun eine Arbeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Institut für Kultur- und Universalgeschichte aufnahm. Damit war beiden geholfen. Friedrich Braun gewann einen Mitarbeiter, der ihm die Arbeit in der osteuropäischen Abteilung erleichterte; und Sacke besaß – wenn auch bei kärglichem Gehalt – eine Arbeitsanstellung, die zusätzliche körperliche Arbeit für seinen Lebensunterhalt erübrigte. Nun konnte er sich voll der wissenschaftlichen Arbeit widmen.

In unmittelbarer Zusammenarbeit mit seinem wissenschaftlichen Lehrer vertiefte Sacke seine fachwissenschaftlichen und methodischen Kenntnisse zur osteuropäischen Geschichte. Verstärkt betrieb er auch Studien zu Problemen der Literatur- und Geistesgeschichte der slawischen Völker, bei denen er Unterstützung von Reinhold Trautmann, Professor für Slawistik an der Leipziger Universität, erhielt.²⁵ Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten entstanden und wurden gedruckt.

Im Jahr 1929 veröffentlichte Georg Sacke seine Dissertation zum Thema »W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung. Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte«. Vorher erhielt er sowohl umfangreiche fachliche und stilistische als auch editorische Hilfe und Unterstützung von Karl Stählin (1865–1939). Nach erfolgter Berufung an die Berliner Universität, der in den Jahren 1919/1920 eine kurze Leipziger Lehrtätigkeit vorausgegangen war, hatte sich Stählin zu einem führenden Vertreter der deutschen Rußlandforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt. Aus Interesse hatte er die Dissertation Sackes »Satz für Satz durchgenommen« und sich bereit erklärt, »sie in [seinen] Quellen und Aufsätzen zu veröffentlichen«. Am 22. Juli 1928 schrieb er (vermutlich an Friedrich Braun): »Ich erlaube mir, Sie als Mittelsmann zu bitten, um sie (die Dissertation – V. H.) dem Verfasser [...] zurückzugeben, damit er mit Anmerkungen und Textänderungen die letzte Seite daran legen möge. Ich gestatte mir, das mir vorgelegte Manuskript zu einigen Fragen

25 Siehe UAL. PA 878. Bl. 5.

sowie inhaltlichen und stilistischen Korrekturen zu benutzen. Es finden sich häufige Wiederholungen im Text sowie einzelne stilistische Unebenheiten. Ich nahm auch gewisse Umstellungen vor, die mir die Dinge klarer und lesbarer erscheinen lassen. Hoffentlich hat Herr Dr. Sacke nicht allzustranke Einwendungen dagegen zu machen. Über einzelne wichtige Fragen könnten wir uns ja auch brieflich unterhalten.«²⁶ Am 26. November 1928 beruhigte Stählin Georg Sacke, als er ihm mitteilte, »daß [er] die Arbeit wie vorher schätze. Nur war es eben ziemlich schrecklich, alle die Einzelheiten durchzukorrigieren«.²⁷

Sowohl das energische schriftliche Einsetzen Stählins für die Veröffentlichung der Dissertation von Georg Sacke, als auch die späteren wissenschaftlichen Dispute zwischen beiden, in denen Stählin sich z. B. am 18. Januar 1930 »den [...] sehr radikal erscheinenden Schlußfolgerungen für Katharina bis auf weiteres nicht anzuschließen vermag« und Sacke dafür trotz der interessanten aufgeworfenen Fragen um Verständnis bittet,²⁸ verdeutlichen einerseits die wissenschaftliche Achtung und Hoffnung und andererseits das freundschaftliche Verhältnis, das Stählin für den jungen Nachwuchswissenschaftler hegte.

Schon die erste Veröffentlichung Georg Sackes, seine Dissertation, fand viel Beachtung und führte zu unterschiedlichen Einschätzungen seitens der deutschen Slawisten.²⁹ Lager von Befürwortern und Kritikern Sackes bildeten sich, wobei erstes bestimmend war.³⁰ Diese gegensätzlichen Positionen, besaßen schon damals – wenn auch noch nicht dominierend – einen ideologischen Hintergrund. Sie lagen allen weiteren Veröffentlichungen über Georg Sacke zugrunde,³¹ obwohl spätestens

26 StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 74. Bl. 1.

27 Ebenda. Bl. 7.

28 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 74.

29 »Slawistik« hier im Sinne von Heinrich Felix Schmid und Reinhold Trautmann gebraucht (siehe Heinrich Felix Schmid/Reinhold Trautmann: *Wesen der deutschen Slawistik. Ein Programm.* In: *Slavisch-baltische Quellen und Forschungen.* Leipzig (1927)1.

30 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 25. Bl. 12–20 und 22–34.

31 Verwiesen sei hier nur auf die wichtigsten Arbeiten der DDR-Historiker Manfred Unger und Wilhelm Zeil. – Manfred Unger: *Georg Sacke – Ein Kämpfer gegen den Faschismus.* In: *Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte.* Bd. 2. Leipzig 1959. – Manfred Unger: *Georg Sacke. 1902–1945.* In: *Max Steinmetz (Hrsg.): Bedeutende Gelehrte in Leipzig. Zur 800-Jahr-Feier der Stadt Leipzig.* Bd. 1. Leipzig 1965. – Manfred Unger: *Georg Sacke (2. Januar 1902 – 27. April 1945).* In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig.*

1972 Dietrich Geyer vermittelnd darauf hinwies, daß »abseits aller Spezialfragen und über die ideologischen Barrieren hinweg einem Historiker Respekt [gebührt], der ein seltenes Beispiel dafür gab, wie historisches Interesse und politische Überzeugung sich zu einer Einheit glaubhaft verbinden können«. ³² Im zeitlichen Einklang mit dem Erarbeiten seiner Habilitationsschrift, die Georg Sacke unter dem Titel »Die Gesetzgebende Kommission Katharinas II. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus in Rußland« Ende 1932 verteidigte, erschienen die Arbeiten »Zur Charakteristik der Gesetzgebenden Kommission Katharinas II. von Rußland« (1930/1931) und »Katharina II. im Kampf um Thron und Selbstherrschaft« (1932/1933). ³³ Spätere Veröffentlichungen und die erst 1940 erfolgte Drucklegung seiner Habilitationsschrift lassen erkennen, daß die Zeit Katharinas II. – bis auf wenige Ausnahmen – das große wissenschaftliche Forschungsthema von Sacke wurde.

Die Jahre, in denen Georg Sacke mit seinen ersten Arbeiten wissenschaftlich Fuß faßte, sind aber für ihn Entscheidungsjahre in vielerlei Hinsicht. Das betrifft sein gesellschaftliches Wirken und sein politisches Engagement ebenso wie sein persönliches Leben.

Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. 26(1977)4. – Manfred Unger: Georg Sacke. 1902–1945. Historiker und antifaschistischer Widerstandskämpfer. In: Hans Piazza/Werner Fläschendräger/ Günter Katsch/Gerhild Schwendler (Hrsg.): Berühmte Leipziger Studenten. Leipzig, Jena, Berlin 1984 (im weiteren Manfred Unger: Georg Sacke. 1902–1945 ...). – Wilhem Zeil: Das wissenschaftliche Werk Georg Sackes und seine Bedeutung für die Slawistik. In: *Létopis*. Jahresschrift des Institutes für sorbische Volksforschung. Reihe B. Geschichte Nr. 30/2. Bautzen 1983. – Dietrich Geyer: Georg Sacke. In: *Deutsche Historiker*. Bd. V. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1972. – Ursula Hochmuth/Gertud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933 bis 1945. Berichte und Dokumente. Frankfurt am Main 1969. – Gabriele Camphausen schätzte das Herangehen der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft an Sacke bis zum Ende der achtziger Jahre ein, indem sie feststellt: »Als Marxist und aktiver Widerstandskämpfer scheint der Rußlandhistoriker Sacke bis in die Gegenwart seine Sympathien verscherzt zu haben [...] So muß Georg Sacke im Gegensatz zu manch anderem auf einen Nachruf, eine Erinnerung in den bundesdeutschen Fachzeitschriften verzichten.« (Gabriele Camphausen: *Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933–1945*. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1990. S. 162).

32 Dietrich Geyer: Georg Sacke. In: *Deutsche Historiker*. Bd. V. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1972. S. 127.

33 Siehe Manfred Unger: Georg Sacke – Ein Kämpfer gegen den Faschismus. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 2. Leipzig 1959. S. 379ff.

Georg Sackes Herkunft aus einem humanistischen, bürgerlich-liberalen Elternhaus, seine verinnerlichteten revolutionären Erlebnisse in Sowjetrußland und das Studentenleben als Emigrant an einer eher konservativen als liberalen Universität,³⁴ waren Voraussetzungen dafür, daß sich sein wissenschaftliches Denken und politisches Handeln in marxistische Richtung entwickeln konnten. Als eine sehr wichtige Grundlage dafür ist seine feste Verwurzelung in den sozialen, politischen und kulturellen Konflikten Ende der zwanziger/Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts zu sehen, in denen die humanistischen Werte der bürgerlichen Zivilisation kollabierten. Einen anderen Grund bildete seine kritische Sicht auf die Vorgänge an der Universität Leipzig, in Deutschland und in der Welt. Diese wurde durch die neuesten Erkenntnisse der sowjetischen Geschichtsschreibung und durch die ständige Lektüre der wichtigsten sowjetischen Zeitungen verstärkt, zu denen Sacke aufgrund seiner Sprachkenntnisse Zugang hatte. So lebte er voll im Trauma der Weltwirtschaftskrise, in der Zuspitzung der gesellschaftlichen und politischen Gegensätze.

Ihm wurde immer klarer, daß der »altmodische Liberalismus [...] dem Untergang geweiht [war] und nur noch drei Optionen um die intellektuelle und politische Vorherrschaft wetteiferten«. Erstens schien der »marxistische Kommunismus« der Sowjetunion die Theorie von Karl Marx zu bestätigen und gegen die Weltwirtschaftskrise immun zu sein; zweitens hoffte der Kapitalismus mit Hilfe der Sozialdemokratie sich zu reformieren, um gegen den Kommunismus nicht zu verlieren; und drittens entwickelte sich der Faschismus durch die Weltwirtschaftskrise zu einer Weltgefahr.³⁵

Zwischen diesen drei Optionen galt es sich in dieser Zeit für Georg Sacke – aber nicht nur für ihn –, zu entscheiden. Dabei bildeten die humanistischen, demokratischen und liberalen Wertvorstellungen des 19. Jahrhunderts, in deren Sinne er erzogen worden war, wichtige Eckpfeiler für sein Denken und Handeln. Eine solche Entscheidung war für Sacke keine einfache und keine einmalige Sache. Zusätzlich wurde sie von Menschen beeinflusst, mit denen er in diesen Monaten und Jahren

34 Siehe Peter Schöttler (Hrsg.): *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*. Frankfurt am Main 1997. S. 7.

35 Siehe Eric Hobsbawm: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München 1998. S. 142ff.

zusammenarbeitete und zusammentraf. Einschneidende persönliche Zäsuren hatten daran einen entscheidenden Anteil.

Georg Sackes Bekannten- und Freundeskreis war weitläufig. Aus naheliegenden Gründen fand Georg Sacke diesen zuerst unter Studenten, die wie er aus dem alten russischen Reich kamen. Eine Folge war, daß er Ende 1922 zu den Gründungsmitgliedern der »Vereinigung russischer Studenten« gehörte und kurzzeitig dessen Schriftführer wurde.³⁶ Entstanden zunächst seine Bekanntschaften und Freundschaften während der Anfänge seines Studiums in diesem Kreis, so erweiterten und veränderten sie sich in den folgenden Jahren. Georg Sacke interessierten im wesentlichen Menschen, die Fragen nach den gesellschaftlichen Perspektiven aufwarfen und nach Antworten suchten. Zu ihnen gehörte auch ein Familienmitglied, das zur gleichen Zeit in Leipzig lebte und studierte.

Wie Georg Sacke hatte sich sein 1903 geborener Bruder Valentin zum Studium an der Philosophische Fakultät eingeschrieben, war aber später zum Medizinstudium gewechselt. Bereits im Jahre 1923 wurde auch er Mitglied der obengenannten Vereinigung, die sich 1926 den Namen »Vereinigung der Studenten der Sowjetunion« gab. Als Mitglied der Kommunistische Partei Deutschlands wirkte er seit 1926 aktiv im Leipziger Norden und in der Kommunistischen Studentenfraktion an der Leipziger Universität.³⁷ Diese politischen Aktivitäten Valentins führten zu mehrmaliger Verhaftung. Bei seiner letzten, 1933 erfolgten Inhaftierung wurde er vom Sondergericht Freiberg am 11. Januar 1934 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und mußte nach Verbüßen der Haftstrafe bis 10. Dezember 1934 aus Deutschland ausreisen.³⁸

Die Beziehungen zwischen beiden Brüdern charakterisierte Valentin Sacke 1973 folgendermaßen: »Als ich 1922 nach Leipzig kam, wohnten wir zunächst zusammen. Doch im Verlauf der Jahre entwickelte sich meine Weltanschauung im Sinne des Kommunismus, hingegen die meines Bruders im Sinne der Sozialdemokratie. So haben wir uns entschlos-

36 Siehe StAL. PP-V. 1168. Bl. 7. – Mit Artikeln in der »Leipziger Studentenschaft« zeigte Georg Sacke Interesse am studentischen Leben (siehe Manfred Unger: Georg Sacke. 1902–1945 ... S. 177).

37 Siehe StAL. Nachlaß Rosemarie Sacke. Nr. 26. Gottfried Handel: Einer der Vorkämpfer für die sozialistische Universität. Der Kommunist und Medizinstudent (1926 bis 1931) Valentin Sacke (maschinenschriftliches Manuskript). Bl. 2. – StAL. V. Sacke. V/5/238. Bl. 5.

38 Siehe StAL. PP-S. SF 3882.

sen, getrennt zu leben, ohne uns zu verfeinden. Das Gefühl, zusammengehören blieb zwischen uns stets bestehen.« Valentin ging in seiner Einschätzung noch weiter, wenn er schrieb: »Erst als der Faschismus siegte und begann, alle Arbeiterorganisationen zu zerschlagen, hat Georg begriffen, daß die Kommunisten recht gehabt haben. Er hat sich ohne weiteres bereit erklärt, mir die Zeitung ›Prawda‹ zuzustellen und tat dies auch, obwohl jeder Treff mit mir eine bestimmte Gefahr für ihn bedeutete. Angesichts meiner Verhaftung erklärte er sich bereit, meine Arbeit (die Übersetzung der wichtigsten Artikel aus der ›Prawda‹ – V. H.) weiterzuführen.«³⁹ Damit deutete er eine Entwicklung an, die sich bei Georg Sacke in diesen Jahren vollzog.

Georg Sacke lernte durch seinen Bruder Valentin seine spätere Frau, Anna Rosemarie Gaudig (1904–1997), kennen, die bis 1931 ebenfalls an der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität Pädagogik, Germanistik, Anglistik und Geschichte für das höhere Lehramt studierte. Auch sie, aus einem bürgerlich-humanistischen Elternhaus kommend (ihr Vater war der international bekannte Reformpädagoge Hugo Gaudig – V. H.), betrachtete die Entwicklungen während der Weimarer Zeit skeptisch und suchte Antworten auf die aktuellen Lebensfragen. Rosemarie setzte ihre Hoffnung dazu eine Zeit lang auf die Mitgliedschaft in der Sozialistischen Studentenschaft Leipzig/Gruppe Universität. Sie trat aber aus dieser wieder aus, da ihr die Tätigkeit bzw. Untätigkeit der Organisation nicht zusagte.⁴⁰ Als Studentin, Freundin und spätere Ehefrau von Sacke – 1932 fand die Hochzeit statt – ging Rosemarie Gaudig in der Osteuropäischen Abteilung des Lamprecht-Institutes der Philosophischen Fakultät ein und aus, traf sich zu Gesprächen und Feiern mit weiteren Studenten und Doktoranden. Auch begleitete sie ihren Freund des öfteren zu seinen Kursen an der Volkshochschule.⁴¹

Durch seine Lehrtätigkeit an der Volkshochschule Leipzig, an der er von Anfang 1929 bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1933 unterrichtete, hatte Georg Sacke einen Bekanntenkreis gefunden, der bei ihm nachhaltige Spuren hinterließ. Gerade während der Weltwirtschaftskrise besuchten viele gewerkschaftlich, sozialdemokratisch und kommunistisch organisierte Arbeiter, die arbeitslos waren, diese linksorientierte Bil-

39 StAL. V. Sacke. V/5/238. Bl. 3.

40 Siehe StAL. Nachlaß Rosemarie Sacke. Nr. 26. Brief vom 30. September 1977.

41 Siehe ebenda. Entwurf eines Manuskriptes von Rosemarie Sacke. – Georg Sacke in Erinnerungen ... S. 4ff. und 45.

dungseinrichtung. Ihr Ziel sahen sie vor allem darin, einerseits ihre Allgemeinbildung zu verbessern und sich für die zu erwartenden neuen Aufgaben nach der Arbeitslosigkeit zu qualifizieren. Andererseits versuchten sie theoretische Antworten auf die vielen widersprüchlichen Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung zu bekommen. Kurse, die Sacke den Hörern der Trimester anbot, standen unter solchen Überschriften wie »Die russische Revolution«, »Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage in der Sowjetunion«, »Sowjetrußland« oder »Unsere Nachbarn im Osten«. Schon die Themenwahl zeigt, daß er bei weitem nicht nur der sowjetischen Lesart folgte. Vielmehr ließ er seine Erkenntnisse, die er sich in breiterem Studium erarbeitet hatte, in die Themenvorschläge einfließen. Am deutlichsten trifft das auf die Studienthemen im Zyklus »Unsere Nachbarn im Osten« zu, in denen er die Veränderungen an der deutschen Ostgrenze in das Zentrum stellte, die staatlichen Neubildungen in den außenpolitischen Fokus der deutschen und russischen Politik rückte und daran interessiert war, daß die »Möglichkeiten, die Ostfrage zu lösen«, besprochen wurden. Bemerkenswert für Sackes Lehrtätigkeit erscheint, daß er z. B. für den Kursus »Sowjetrußland« darauf verwies, daß alle wesentlichen Pressemitteilungen verwendet würden.⁴² Mit diesem Hinweis wandte er in seiner Lehrtätigkeit sein bedingungsloses Forschercredo an: Qualifizierte Quellenarbeit und -kritik sind unerlässlich in der historischen Forschung; erst sie lassen exakte Schlüsse zu. Sackes Themenstellung, seine Art und Weise des Lehrens animierten viele Hörer zur Teilnahme, besonders auch unter dem Blickwinkel, daß die Sowjetunion nicht nur von der Weltwirtschaftskrise verschont blieb, sondern vielmehr eine rasche industrielle Entwicklung vollzog.

Somit wurden diese Abendveranstaltungen für Lehrer und Kursteilnehmer zum Geben und Nehmen. Die Diskussionen erschöpften sich nicht in den Räumen und in dem Zeitrahmen an der Universität, in der sie stattfanden, sondern sie wurden oftmals in einer Gastwirtschaft oder zu Hause bei Georg Sacke im kleineren Kreis von Interessierten fortgesetzt.⁴³ Sie führten auch – vermutlich durch Kursteilnehmer bewußt initiiert – zum Zusammentreffen mit dem Maler und Kommunisten Alfred

42 Siehe Stadtarchiv Leipzig (im weiteren StadtAL). Volksbildungsamt – VH – Arbeitspläne. Kap. 10. Nr. 408. Beiheft 39 und 40.

43 Siehe Georg Sacke in Erinnerungen ... S. 39a. – Der kleinere Kreis umfaßte Herbert Günther, Rudi Barth, Arthur Löbner und dessen Tochter Hilde, Arno Römer und Ehefrau Mieke, Paul Dietrich (siehe ebenda. S. 22).

Frank (1884–1945). Dieser lehrte in seinen Volkshochschulkursen zu zeichnerischen und kunsttheoretischen Fragen, die ebenfalls von Arbeitern stark frequentiert waren. Damit begann eine Freundschaft zwischen zwei Männern, die unterschiedliche Lebenserfahrungen einbrachten, deren Gedankenwelt sich aber annäherte, die über ein Jahrzehnt später im nationalsozialistischen Staat für beider Leben so schwerwiegende Folgen hatte.⁴⁴

Wie schon erwähnt, hatte Georg Sacke Anfang der dreißiger Jahre einen breiten Bekannten- und Freundeskreis, der vor allem aus Intellektuellen kleinbürgerlicher Herkunft bestand, die an der Leipziger Universität studierten oder studiert hatten und ein breites Spektrum von Ansichten der damaligen Zeit verkörperten. Diese heterogene Zusammensetzung zeigte sich besonders in Diskussionen im Kreise der Studenten und Nachwuchswissenschaftler an der Osteuropäischen Abteilung, aber auch darüber hinaus in anderen Gremien der Universität mit Positionen, die von links über liberal bis nationalsozialistisch gingen. Sie belegen das große Interesse Sackes an wissenschaftlichem und politischem Meinungsstreit einerseits, aber auch andererseits die Möglichkeiten, die vor allem Friedrich Braun durch seine freimütige Haltung zur Diskussion einräumte.

Waren Schlüsselpersonen für den wissenschaftlichen Diskurs z. B. Werner Markert, Maximilian Braun, Wilhelm Graf, Reinhold Trautmann und vor allem Friedrich Braun, so gehörten zu dem Kreis der politischen Freunde Eleonore Blank, später verheiratete Behrsing, Margarete Blank, Maria Grollmuß, Hans Ketzscher und Hermann Reinmuth.

Der Volksschullehrer Hans Ketzscher (1903–1958) lernte Georg Sacke 1927 in den Diskussionen des Osteuropa-Seminars kennen.

Der zwei Jahre jüngere Ketzscher stammte von einem selbständigen Leipziger Goldschmied ab. Nachdem er zunächst ein Lehrerseminar besucht hatte und sich zur Reformpädagogik hingezogen fühlte, bereitete er sich an seiner Heimatuniversität für das höhere Lehramt vor. 1931 vollzog er jedoch den Universitätswechsel nach Hamburg. Ähnlich wie Georg Sacke mußte er sich dieses Studium als Werkstudent hart erarbeiten, da seine Eltern ihm das Studium nicht finanzieren konnten.⁴⁵ Das

⁴⁴ Siehe ebenda. S. 23.

⁴⁵ Siehe Walter Flesch: Johannes Ketzscher. Pädagoge und Sozialist. In: Ursel Hochmuth/Hans-Peter Lorent (Hrsg.): Hamburg: Schule unterm Hakenkreuz. Beiträge der »Hamburger Lehrerzeitung« (Organ der GEW) und der Landesgeschichtskommission der VVN/Bund der Antifaschisten. Hamburg 1985. S. 227ff.

beeinflusste seine politische Haltung; er war eine Zeitlang Vorsitzender der Kommunistischen Studentengruppe an der Universität Leipzig.⁴⁶ Vor allem für die kommunistischen Arbeiter gründete er in Leipzig die Marxistische Arbeiterschule. Ab 1929 gehörte er zum leitenden Ausschuss dieser Einrichtung.⁴⁷

Ketzscher achtete während seines Studiums Sacke als Wissenschaftler, später auch als Antifaschist. In einem Brief, den er an Rosemarie Sacke schrieb, würdigte er seinen Freund folgendermaßen: »Georg war trotz seines Magenleidens immer freundlich und oft humorvoll. Ungeheimlich konnte er nur werden, wenn jemand mit wissenschaftlichem Getue eine schlechte Sache zu verteidigen suchte, Tatsachen wegredete, um seine ›idealistische‹ Weltanschauung nicht revidieren zu müssen. Dann begannen seine sonst so ruhigen Augen zu funkeln, und der Ton seiner Stimme wurde hart und kämpferisch. Wie oft haben wir das bei Prof. Braun im Osteuropa-Seminar erlebt, wenn er ›gelehrten‹ Schwätzern gegenüber die russische Revolution und ihre Maßnahmen verteidigte oder die bürgerlichen Historiker mit Tatsachenmaterial widerlegte. Dann konnte er sogar unserem gemütlichen ›Papa Braun‹ gegenüber scharf werden [...] Nichts haßte er so sehr wie wissenschaftliche Unredlichkeit und Arroganz oder blinde Treue zu unwürdigen Autoritäten.«⁴⁸

Auch Eleonore Blank (1900–1978), die Schwester der von den Nationalsozialisten Anfang 1945 hingerichteten Dr. Margarete Blank (1901 bis 1945), gehörte zum Kreis der Geschichtsstudenten, mit denen Georg Sacke befreundet war. Seit Anfang der zwanziger Jahre lebten die beiden in Kiew geborenen Schwestern, Margarete und Eleonore in Leipzig, nachdem sie wegen der Wirren der Revolution, des Bürgerkrieges und der ausländischen Besetzung aus Sowjetrußland ausgewandert waren. Mit den Brüdern Sacke trafen sie an der Universität Gleichgesinnte. Da sie alle aus dem alten Rußland kamen, waren ihre Sympathien für die Entwicklung Sowjetrußlands schon von daher begründet. »Eleonore Blank, eine hochbegabte Studentin mit weitgespannten, vielfältigen Interessen,

46 Siehe UAL. Rep. II. Kap. XVI. Litt. – Sekt. II. Nr. 6. Bd. 46. Bl. 39.

47 Siehe StadtAL. Volksbildungsamt zur MASCH. Kap. 10. Nr. 408. Beiheft 1. Bd. 3. Bl. 194, 196, 206 und 215.

48 StAL. Nachlaß Rosemarie Sacke. Nr. 23. Bl. 6. – Dieses Aktenblatt ist eine durch Rosemarie Sacke vorgenommene maschinenschriftliche Abschrift eines Briefauschnittes von Hans Ketzscher, den dieser am 16. Februar 1948 aus Hoisdorf geschrieben hatte.

hatte u. a. auch ein Seminar über ein Problem der Geschichte Rußlands belegt. Hier lernten Georg Sacke und Eleonore Blank einander kennen und schätzen.«⁴⁹ Sie war als Studentin ein Original, denn »[sie] saß stets in einer der Kojen im Institut für Kultur- und Universalgeschichte, die durch quergestellte Bücherregale gebildet wurden, auf dem Arbeitstisch, natürlich mit ausgezogenen Schuhen. Im wissenschaftlichen Bereich entwickelte sie äußerst originelle Theorien, die von Kombinationsfähigkeit, jedoch nicht von gewissenhaftem Quellenstudium zeugten.«⁵⁰ Als ihre Schwester die medizinische Ausbildung abgeschlossen hatte, brach Eleonore aber ihr eigenes Studium ab, um ihrer Schwester als Sprechstundenhilfe und Haushälterin behilflich zu sein. Der Kontakt zwischen den Sackes und den beiden Schwestern riß dennoch nicht ab.

Georg Sackes Kontakte zu Dr. Maria Grollmuß und Dr. Hermann Reinmuth waren anderer Art.

Maria Grollmuß (1896–1944) – also ca. fünf Jahre älter als Georg – studierte zwar zur selben Zeit an der Leipziger Universität Geschichte und promovierte 1929 bei Goetz, aber persönliche und fachliche Berührungspunkte haben vermutlich zwischen ihr und Sacke während dieser Zeit kaum bestanden. Ansonsten würden mehr Hinweise darauf in den unterschiedlichsten Manuskripten von Rosemarie Sacke vorhanden sein. Beziehungen politischer Art resultierten m. E. zwischen Grollmuß und Sacke zuerst über eine Mittlerrolle, die der Jurist Hermann Reinmuth innehatte. Ihn verband eine enge Freundschaft und gemeinsame politische Positionen sowohl mit Maria Grollmuß als auch mit Georg Sacke. Da Grollmuß als »Anhängerin der Demokratie, die sie als Zustand bezeichnet, bei welchem die Volksmassen politisch etwas zu sagen haben«,⁵¹ wie es ihr im Urteil des Volksgerichtshofes vom 23. November 1935 ins Stammbuch geschrieben wurde, ständig Verbindungen zu Mitmenschen aufzunehmen versuchte, die gleiche oder ähnliche Anschauungen wie sie gehabt haben, könnten einige Begegnungen im Rahmen ihrer Mitgliedschaften im linken Umfeld erfolgt sein. Dabei sind Treffen zwischen Sacke und der politisch Suchenden in den Jahren 1922/1923 im Sozialistischen Studentenbund naheliegender als während ihres kurzen Intermezzos im Zentrum, ihrer Mitgliedschaft in der SPD (1927),

49 Gertrud Bobek: Dr. Margarete Blank. Lebensbild einer humanistischen Ärztin. Leipzig 1995. S. 11.

50 Georg Sacke in Erinnerungen ... S. 7f.

51 StAL. Nachlaß Hermann Reinmuth. Nr. 6. Bl. 2.

später in der KPD (1929), in der KPO (Kommunistische Partei Opposition) und vor allem in der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei).⁵²

Mit Hermann Reinmuth (1902–1942), Sohn eines Pfarrers, der in Markkleeberg bei Leipzig ansässig war, verband Georg Sacke eine Freundschaft, die ebenfalls nicht auf gemeinsamen historischen Fachinteressen beruhte. Beide, fast gleichaltrig, hatten sich als Studenten kennengelernt. Sie fühlten, daß sie sich in politischen und besonders in humanen Ansichten nahestanden. Deshalb blieb vermutlich auch nach dem Studium der freundschaftliche Kontakt erhalten, obwohl Hermann Reinmuth aufgrund seiner juristischen und staatlichen Tätigkeit schon Jahre nicht mehr in Leipzig lebte.⁵³

Reinmuth war zunächst Mitglied des Sozialistischen Studentenbundes an der Universität Leipzig (1923/1924) und der SPD, aus der er 1931 austrat. Auch arbeitete er – wie Grollmuß – für die SAP.⁵⁴ Im Grunde sah er sich aber stärker den Ideen von Otto Bauer (Sozialistische Partei Österreichs) und der englischen Sozialdemokratie verpflichtet, wenn er in einer Niederschrift aus dem Zuchthaus Waldheim bekannte, daß »in denen (Ideen – V. H.) der Gedanke einer auf Toleranz und Humanität beruhenden kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Demokratie stark verbunden wurde.«⁵⁵ Sein humanistisches Anliegen erhärtete er noch mit der Feststellung: »Vor allem schienen mir aber im Laufe der Zeit, insbesondere unter dem Einfluß Albert Schweitzers für eine humanitäre Betätigung erheblich größere und unproblematischere Möglichkeiten außerhalb als in der Politik zu liegen.«⁵⁶

Selbstverständlich hatte Sacke einen weit umfangreicheren Bekannten- und Freundeskreis. Aber alle oben erwähnten Personen beeinflussten in größerem oder geringerem Umfang sein Leben, besonders zu Beginn der dreißiger Jahre. Sie trugen entweder Entscheidungen seiner Universitätslaufbahn mit oder sie halfen ihm beim Suchen nach Antworten auf politische Fragen mit dem Ziel, ihn in den Kampf gegen den Faschismus einzubeziehen.

Bei der Darlegung seiner wissenschaftlichen Meinung hatte Sacke keine Berührungspunkte. Vielmehr suchte er selbst die Nähe zu Men-

52 Siehe ebenda.

53 Siehe Georg Sacke in *Erinnerungen ...* S. 25.

54 Siehe StAL. Nachlaß Hermann Reinmuth. Nr. 6. Bl. 2.

55 StAL. Nachlaß Hermann Reinmuth. Nr. 1. Bl. 13.

56 Ebenda. Bl. 14.

schen aus den unterschiedlichsten Schichten und politischen Kreisen, um mit ihnen über neue Erkenntnisse zu streiten oder sich kritisch damit auseinanderzusetzen. Dadurch vermochte er sein immer stärker vom historischen Materialismus bestimmtes methodologisches Herangehen und Wissen in Forschung und Lehre zu überprüfen. Dabei muß man unterstreichen, daß Georg Sacke die einengende Sicht auf den Marxismus, wie sie in der sowjetischen Politik und der von ihr bestimmten Geschichtswissenschaft um sich griff, nicht eigen war. Somit erscheint m. E. auch eine Bewertung, die der Sackeforschung der DDR zugrunde lag und ihn in die Nähe eines marxistisch-leninistischen Historikers rückte, für den Lebensabschnitt Anfang der dreißiger Jahre nicht zutreffend.⁵⁷

Nach der Machtergreifung der Nazipartei Hitlers wurde Georg Sacke schon am 1. April 1933 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter aus dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte entlassen. Die Entfernung von der Universität war in seinem Leben das erste einschneidende Ereignis in der faschistischen Zeit. Sie erfolgte auf Druck des »Nationalen Ausschusses für Erneuerung der Universität Leipzig«, der sich am 30. März 1933 unter Vorsitz des Fachschaftsleiters der NSDAP und Professors für Baltische Sprachen, Gerhard Gerullis, an der Leipziger Universität gebildet hatte. So wurde der Rektor aufgefordert, »dem Privatdozenten Dr. Georg Sacke [...] die Venia entziehen zu lassen und die Assistentur sofort zu nehmen«.⁵⁸ Obwohl sich Friedrich Braun mit dieser Entlassung weder identifizieren konnte noch wollte, da er damit seinen am besten qualifizierten Nachwuchswissenschaftler verlor, »habe« er Georg Sacke »mitzuteilen«, daß ihm »Professor Gerullis als Vertreter des Ausschusses [...] bekanntgab«, ihn zu entlassen. Zudem teilte Friedrich Braun Sacke auch gleich die Begründung Gerullis' mit; nämlich »daß Ihre marxistische Auffassung historischer Probleme und Ihre positive Einstellung zur Sowjetunion Ihre weitere Mitarbeit am Institut unzulässig erscheinen läßt«.⁵⁹

57 Siehe Manfred Unger: Georg Sacke. 1902 bis 1945 ... S. 176f.

58 UAL. Rep. II. Sect. IV. Nr. 72. Bd. 8. Bl. 181f. – Siehe auch Lothar Rathmann (Hrsg.): Alma mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität. Leipzig 1984. S. 262.

59 StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 29. Bl. 1. – Das Faksimile dieses Entlassungsschreiben wurde abgedruckt in 60 Jahre Bruderbund. Tradition der deutsch-sowjetischen Freundschaft im Bezirk Leipzig. Eine Auswahl von Dokumenten für den Geschichts- und Staatsbürgerkundeunterricht sowie für außerunterrichtliche Arbeit. Hrsg. vom

Überraschend erscheint in diesem Zusammenhang, daß Georg Sacke seine *venia legendi* schon am 5. April 1933, offensichtlich ohne offizielle Aufforderung seitens der Universität, zurückgab. Ein Schreiben des Sächsischen Ministeriums für Volksbildung an Georg Sacke vom 3. März 1934 liefert m. E. hierfür nur eine unzureichende Erklärung, indem es unter Hinweis auf einen Vortrag des Dekans im Ministerium heißt, »daß Sie (Georg Sacke – V. H.) sich zum Verzicht auf Ihre Lehrbefugnis wesentlich durch Rücksichtnahme auf Professor Braun veranlaßt gesehen haben.«⁶⁰

Vielmehr reagierte Georg Sacke unmittelbar nach dem Erhalt des Kündigungsschreibens im inneren Ringen auf seine Entlassung als wissenschaftliche Hilfskraft und um den Verzicht auf die Lehrbefähigung zunächst sehr aufgebracht, wie aus einem Entwurf für die Rückgabe der *venia legendi* ersichtlich wird. Dabei erkannte er seine Situation an der Universität richtig. Seine Formulierung zeugt von politischer Geradlinigkeit, die eine Kompromißbereitschaft in persönlichen Dingen ausschloß. Und diese liefert die eigentliche Begründung, wenn er schreibt: »Wie ich höre, wird gegen mich die Beschuldigung erhoben, daß ich die Räume meines Instituts für politische Propaganda mißbraucht habe. Auch in Zukunft muß ich damit rechnen, daß der unbedingt sachliche Charakter meiner pädagogischen und wissenschaftlichen Tätigkeit bestritten wird. Da ich bei der heutigen Lage keine Gewähr für die Prüfung meiner Tätigkeit habe, sehe ich mich gezwungen, die philosophische Fakultät um Entlassung aus dem Lehrkörper der Universität Leipzig zu bitten.«⁶¹ Der Entwurf und das Kündigungsschreiben selbst machen aber auch kein Aufbegehren für den Erhalt seiner Arbeit sichtbar. Mit einem sehr formal und knapp gehalten Satz kündigt Sacke seine Lehrtätigkeit auf: »Ich sehe mich gezwungen, auf die Ausübung der mir verliehenen Lehrberechtigung zu verzichten und bitte die Philosophische Fakultät, mich aus dem Lehrkörper zu entlassen.«⁶² Jedenfalls fiel es dem Ministerium nach Kenntnisnahme dieses Schreibens leicht, am 8. Mai 1933 die Entlassung Georg Sackes zu genehmigen und es bei nachfolgenden Eingaben zu ablehnenden Begründungen heranzuziehen.⁶³

Bezirkskabinett für Weiterbildung der Lehrer und Erzieher zusammen mit dem Staatsarchiv Leipzig. Bl. 17.

60 StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 29. Bl. 4.

61 Ebenda. Bl. 6.

62 UAL. PA 878. Bl. 29.

63 Siehe ebenda. Bl. 30 ff.

Meines Erachtens kann man der Einschätzung von Manfred Unger zur Entlassung Sackes zustimmen, wonach der Ausschuß unter Leitung von Gerullis auch die Aufkündigung der Privatdozentur angestrebt hatte. Dabei ist vermutlich vieles mündlich erfolgt, da es der Philosophischen Fakultät genehm erschien, keine Entlassungsakte anzulegen, um bei unangenehmen Nachfragen zur Person Sackes, die sich für die Zeit 1932/1933 ergeben konnten, mit schriftlichen Unterlagen nicht in Erklärungsnotstand zu geraten.⁶⁴ Wenngleich Friedrich Braun am 5. April 1933 der Philosophischen Fakultät berichtete: »Pflichtgemäß teile ich hierdurch mit, daß ich mich veranlaßt gesehen habe, den als wissenschaftliche Hilfskraft [...] tätigen Dr. Georg Sacke ab 1. April d. J. aus seinem Dienstverhältnis zu entlassen«⁶⁵ und Georg Sacke in einer Eingabe an das Ministerium darauf hinwies, daß Friedrich Braun ihn »gleichzeitig veranlaßte [...], um die Entlassung aus dem Lehrkörper [...] nachzusehen«,⁶⁶ scheint mir eine eventuell gedanklich aufkommende Kritik an dem Verhalten Friedrich Brauns gegenstandslos zu sein, zumal er auf Veranlassung und Druck von Gerullis handelte. Friedrich Braun befand sich in einem inneren Zwiespalt. Schon emeritiert, lehrte er noch weiter, weil es für ihn keinen Nachfolger gab. Da er deshalb noch keine Pension erhielt, durch seine russische Herkunft und seine korrespondierende Mitgliedschaft in der sowjetischen Akademie eventuell Repressalien erwartete, machte er sich als 71jähriger gewiß Sorgen um seine Pensionierung und die finanzielle Absicherung seiner Frau unter dem neuen Regime. Dennoch blieb das Verhältnis zwischen Friedrich Braun und Sacke weiterhin gut, wie Postkarten und Briefe zu wissenschaftlichen und Institutsfragen belegen, die von Braun in russischer Sprache bis 1939 geschrieben wurden.⁶⁷ Noch nach dem Tode von Friedrich Braun, im Oktober und Dezember 1944, in der Zeit als Georg Sacke schon in Hamburg inhaftiert war, gab es über einen Mittelsmann einen Briefwechsel zwischen Sacke und Friedrich Brauns Witwe.⁶⁸

Von seiner Entlassung bis 1940 war Georg Sacke arbeitslos. Fortan forschte er zur russischen Geschichte während der Zeit Katharinas II.

64 Siehe Manfred Unger: Georg Sacke – Ein Kämpfer gegen den Faschismus. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 2. Leipzig 1959. S. 314.

65 UAL. PA 878. Bl. 27.

66 Ebenda. Bl. 32.

67 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 8. Nr. 79.

68 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 42. Bl. 3 und 7.

und veröffentlichte in in- und ausländischen wissenschaftlichen Zeitschriften. Wohl bemühte sich Georg Sacke um eine wissenschaftliche oder lehrende Tätigkeit, aber eine andere – auch körperliche Arbeit – kam für ihn als Wissenschaftler, der sich seine gesellschaftliche Stellung so hart erarbeitet hatte, nicht mehr in Betracht.⁶⁹ In dieser wirtschaftlich schwierigen Lage – man bedenke, die Sackes hatten gerade erst geheiratet, mußten einen Hausstand und wollten eine Familie gründen – wurde Rosemarie Sacke nach gerade abgelegter Prüfung für das höhere Schulamt zur Ernährerin des Ehepaares.

Die häusliche Situation wurde ab 1933 durch die Aufnahme antifaschistischer Tätigkeit, die er zumindest in drei Richtungen führte, noch komplizierter. Erstens scharte er den engeren Kreis der Volkshochschülhörer um sich und führte mit diesem Diskussionen zu theoretischen und politischen Problemen, darunter zu Werken von Marx.⁷⁰ Zweitens übernahm er Übersetzungen sowjetischer Zeitungen von seinem inhaftierten Bruder Valentin.⁷¹ Drittens unterstützte er auf Bitten seines ehemaligen Studienkollegen, Dr. Hermann Reinmuth, in einer Solidaritätsaktion Angehörige von inhaftierten Antifaschisten.⁷²

Der zuerst genannte Punkt war aller Wahrscheinlichkeit nach die einzige antifaschistische Aktivität von Georg Sacke, die seine Frau zur damaligen Zeit kannte, weil sie selbst an diesen Treffen teilgenommen hatte. Vorwürfe über die anderen Aktivitäten, die sie in Briefen ihrem Mann während der Zeit seiner ersten Verhaftung machte, belegen das eindeutig. Sie machen zugleich sichtbar, daß ihrerseits noch viele Unsicherheiten und Probleme zum antifaschistischen Widerstand bestanden haben.⁷³ Selbstverständlich war auch Georg Sacke in der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Machthabern unerfahren. Dabei hatte er seiner Frau und anderen, mit denen er zusammenwirkte, voraus, daß er die neueste Geschichte Rußlands, Sowjetrußlands und der Sowjetunion aus unterschiedlichster ideologischer Bewertung kannte. So konnte er bewußt Mittel und Inhalte des Kampfes der Bolschewiki, der Menschewiki und anderer aus der vorrevolutionären und revolutionären Zeit für den Kampf gegen den Faschismus berücksichtigen, die sich

69 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 31/1. Bl. 12 und 31/2. Bl. 39.

70 Siehe StAL. Herbert Günther. V/5/068. Bl. 7 und 26.

71 Siehe StAL. Valentin Sacke. V/5/238. Bl. 370.

72 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 32.

73 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 31/2. Bl. 1 und 17.

besonders mit Zirkelbildung, Zeitungsarbeit und Konspiration befaßten. Aber er konnte nicht alle Unwägbarkeiten einschätzen, die aus der Zusammenarbeit mit anderen entstanden. Deshalb traf ihn mit seiner ersten Verhaftung ein zweites, einschneidendes Ereignis in den ersten Jahren des deutschen Faschismus an der Macht. Beide Ereignisse, Entlassung und Verhaftung, bilden eine gravierende Zäsur in Georg und Rosemarie Sackes Leben.

Die Verhaftung Georg Sackes erfolgte am 4. Dezember 1934.⁷⁴ Eine Solidaritätsaktion, an der Georg Sacke sich beteiligte, wurde ihm mit zur Last gelegt. Anlaß zur Verhaftung kam aus Georg Sackes Freundeskreis. Hermann Reinmuth hatte 1933 Georg Sacke gebeten, ihn bei Solidaritätsaktionen zu helfen und Angehörigen von politisch Eingekerkerten Spenden der Quäker zu überbringen. Reinmuth besaß aber ebenso wie Grollmuß Verbindung zur Führung der verbotenen SAP. Da die Gestapo bei Reinmuth Materialien der SAP nebst Briefwechsel mit Georg Sacke fanden, wurde für Sacke und Clementine Reinmuth, einer Schwester von Hermann, aus einer legalen eine illegale Aktion, die zur Verhaftung führte. Beide erschienen Gestapo und Anklage »hinreichend verdächtig, [...] den organisatorischen Zusammenhalt einer anderen politischen Partei als der N.S.D.A.P. aufrecht zu erhalten«. Ihnen wurde unterstellt, Verbrechen begangen zu haben im Sinne »des Gesetzes gegen die Neubildung von Parteien vom 14. Juli 1933«.⁷⁵ Diese Unterstellung konnte aber von der Nazijustiz nicht bewiesen werden, so daß beide nach erlittener Haft im Dresdener Gefängnis – bei Georg Sacke nach weiterer Schutzhaft im Konzentrationslager Sachsenburg – am 1. November 1935 freigesprochen wurden.⁷⁶ Erschwerend für das weitere Leben lastete auf Georg Sacke die Aberkennung der erst 1931 zugesprochenen sächsischen, später deutschen Staatsbürgerschaft. Er wurde mit der Entscheidung des Kreishauptmanns zu Leipzig, die am 11. Juli 1935 – also noch vor dem Urteilsspruch – gefällt wurde, wieder staatenlos.⁷⁷

Betrachtet man den Lebensabschnitt Georg Sackes Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, so zeigt sich, daß in dieser für ihn beruflich und politisch sehr schwierigen Zeit, Wissenserwerb und Wissensvermittlung sowie Veröffentlichung seiner historischen Erkenntnisse

74 Siehe StAL. PP-S. Nr. 8506.

75 UAL. Rep. III/V. 129b. Bd. 30.

76 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 32. Bl. 10f.

77 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 33. Bl. 1.

neben politischen Aktivitäten standen. Primat hatte für ihn dabei stets die fachliche Entwicklung. Historisches Interesse, politische Überzeugung und antifaschistische Tat – unterstützt durch eigene Erfahrungen mit dem Faschismus – verbanden sich zunehmend miteinander.⁷⁸ Dennoch sah Georg Sacke noch viel offene Fragen, die sich für ihn sowohl aus der Aneignung als auch Anwendung des Marxismus für die Historiographie und den antifaschistischen Widerstand ergaben. Es zeugt von kritischer Selbsteinschätzung, wenn Georg Sacke in einem Brief an Rosemarie äußerte: »Wegen dem Marxismus müssen wir uns einmal länger unterhalten. Ich glaube nicht, daß ich zu dem Ergebnis kommen werde, daß er überwunden werden muß. Allerdings bin ich dessen bewußt, daß ich mich noch viel damit beschäftigen muß, denn ich bin noch durchaus nicht auf der Höhe [...] Ich glaube nicht, daß es eine starke sozialistische Bewegung ohne Marxismus geben kann.«⁷⁹

Mit dieser biographischen Übersicht soll der Konnex zu Georg Sackes wissenschaftlicher Sicht auf russische bzw. sowjetische Geschichte zu Beginn der dreißiger Jahre hergestellt werden. Weitere Details aus Georg Sackes gesamten Leben und Wirken – einschließlich seiner antifaschistischen Tätigkeit und seines allzu frühen Todes – bleiben einer späteren Arbeit vorbehalten.

2. ZUM LITERATURBERICHT

Der im »Archiv für Kulturgeschichte« 1934 erschienene Literaturbericht »Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit« liegt in zwei Fassungen vor. Beide unterscheiden sich nur durch wenige Worte voneinander, die inhaltlich nicht relevant sind. Während die eine die Druckfassung ist, handelt es sich bei der anderen wahrscheinlich um den Durchschlag des Schreibmaschinenmanuskripts, das zum Druck eingereicht wurde. Es befindet sich im Nachlaß Georg Sackes.⁸⁰

Auf diesem Manuskript hat Georg Sacke handschriftlich die Jahreszahl 1934 vermerkt. Die Jahresangabe stützt m. E. die Ansicht, daß

78 Siehe Dietrich Geyer: Georg Sacke. In: Deutsche Historiker. Bd. V. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1972. S. 127.

79 StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr.31/1. Bl. 3.

80 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 9. Bl. 1–16.

diese Schreibmaschinenseiten die Fassung darstellt, die an die Redaktion gegeben wurde. Zugleich widerlegt das Datum die Meinung von Manfred Unger, die Herbert Felix Schönebaum vermutlich bestärkt hatte, daß die Arbeit schon auf 1932 zu datieren wäre, da der Bericht eine solche Variante zulasse.⁸¹

Sollte der Literaturbericht in einer ersten Fassung schon 1932 vorgelegen haben, was nicht nachweisbar ist, so wäre einzuwenden, daß Georg Sacke ein Manuskript nie Jahre später veröffentlicht hat, ohne es inhaltlich zu überarbeiten. Ein Beweis dafür ist seine 1940 erschienene Habilitationsschrift,⁸² in die er die Erkenntnisse seiner späteren, ca. achtjährigen Forschung zur katharinäischen Zeit einfließen ließ. Als weiteres Indiz für ein nochmaliges Redigieren können die von Rosemarie Sacke vorgenommenen Korrekturen dienen, die die deutsche Sprache betreffen. Denn nach seiner Hochzeit hatte Georg Sacke in seiner Frau Rosemarie ab Ende 1932/Anfang 1933 eine persönliche Lektorin an seiner Seite, die ihm bei allen weiteren wissenschaftlichen Schriften Ausdrucksmängel korrigieren half. Das ersparte ihm größere stilistische Überarbeitungen, die wegen seiner überkommenen russischen Sprachdiktation erforderlich gewesen wären. Sachlicher Beleg in stilistischer Hinsicht war gerade sein Habilitationsverfahren. Zum einen gewährte man ihm Aufschub für die Druckfassung seiner Habilitationsschrift, aber nur »unter Bürgschaft von Herrn Braun«. Zum anderen teilte der Dekan Professor Hans Freyer ihm »Bedenken über seine Vortragsweise« mit, die sein deutsches Referieren anläßlich des Habilitationskolloquiums hervorgerufen hatte. Er forderte ihn auf, »bei seiner Probevorlesung möglichst frei zu sprechen«.⁸³

Der Literaturbericht erschien als Band XXIV des »Archivs für Kulturgeschichte«. Herausgeber war der Leipziger Historiker Professor Walter Goetz.⁸⁴ Da Georg Sacke am Institut für Kultur- und Universalgeschichte, das von Goetz geleitet wurde, studiert, gearbeitet, promoviert und sich habilitiert hatte (Goetz war zudem einer der Gutachter der

81 Siehe Manfred Unger: Georg Sacke – Ein Kämpfer gegen den Faschismus. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 2. Leipzig 1959. S. 322.

82 Siehe Georg Sacke: Die Gesetzgebende Kommission Katharinas II. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus in Rußland. Breslau 1940.

83 UAL. PA 878. Bl.19.

84 Siehe Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 24. Hrsg. von Walter Goetz. Leipzig, Berlin 1934. S. 337–362.

Habilitationsschrift sowie der Probevorlesung)⁸⁵, dürfte es für die Veröffentlichung des Berichtes keine politischen und erst recht keine wissenschaftlichen Hindernisse gegeben haben. Goetz kannte Sacke. Er kannte sein Suchen nach wissenschaftlichen Erklärungen für geschichtliche Ereignisse und gesellschaftliche Verhältnisse. Er wußte um Sackes auto-didaktische Studien des Marxismus, die durch die Kenntnis der sowjetischen historischen Wissenschaft noch verstärkt angeregt wurden. Sackes politische Einstellung war ihm ebenfalls bekannt, da dessen marxistische Studien und politische Haltung zur Sowjetunion zur Entlassung geführt hatten. Deshalb ist es nicht abwegig zu vermuten, daß sich beide Wissenschaftler – der profilierte ältere und der aufwärtsstrebende jüngere – zumindest auf demokratisch-liberalen Positionen trafen, die sowohl faschistische Machtansprüche als auch den Faschismus an der Macht ablehnten.

Am Rande sei noch einmal hervorgehoben, daß selbst Goetz – zwar auf andere Art und Weise, aber dennoch – aufgrund seiner demokratischen Haltung Ende des Sommersemesters 1933 in den Ruhestand versetzt wurde.⁸⁶ Ursache war sein Appell vom 14. Juli 1931 in einer außerordentlichen Sitzung an den Senat, etwas gegen die Machenschaften des NSDStB zu tun, sonst »dürfte er (der Senat – V. H.) sich nicht wundern, wenn die Bewegung über ihn hinweggehe. Dann sei er aber auch mitschuldig an dem hereinbrechenden Chaos.«⁸⁷ Diese große Weitsicht war natürlich genauso Anlaß für eine vorzeitige Pensionierung wie Sackes marxistische Gedanken. So schuf die Entfernung beider Hochschullehrer, die aufgrund ihrer Ablehnung des Faschismus erfolgte, eine zeitweilige gemeinsame Basis, auf der der Literaturbericht noch im Jahre 1934 erscheinen konnte. Ansonsten hat beide Wissenschaftler wohl mehr getrennt als vereint.

Meines Erachtens ist es kein Zufall, daß der Literaturbericht in den ersten Jahren der Machtergreifung des Faschismus in Deutschland ge-

85 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 3. Bl. 16. – UAL. PA 878. Bl. 14, 15 und 23.

86 Siehe Monika Gibas: Walter Goetz und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte. In: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung*. Leipzig (1991)4. S. 22. – Siegfried Hoyer: »Das politische Semester«. Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte am Beginn der NS-Zeit. In: Ebenda. S. 44.

87 Lothar Rathmann (Hrsg.): *Alma mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität*. Leipzig 1984. S. 257.

schrieben und gedruckt wurde, denn Sacke war kein Wissenschaftler, der unbedacht an Forschungsfragen heranging.

Erstens erkannte er – durch seine Hinwendung zum Marxismus und zur sowjetischen Forschung noch bestärkt –, daß die gesellschaftlichen Umstände, die von politischen Umbrüchen und von Auseinandersetzungen zwischen bürgerlich-konservativ, bürgerlich-demokratisch, sozialdemokratisch, kommunistisch und faschistisch orientierten Gruppierungen geprägt wurden, Positionen deutscher Historiker geradezu herausforderten. Zweitens war ihm bewußt, daß die Zeit für eine generelle Einschätzung der Rußlandforschung im 20. Jahrhundert herangereift war. Die Sowjetunion als neue gesellschaftliche Erscheinung, als kommunistischer Staat und der Wandel ihrer Geschichtsschreibung forderten dieses geradezu heraus.

Sacke besaß Anfang der dreißiger Jahre das fachhistorische und methodologische Wissen und verfügte als Muttersprachler über die notwendigen russischen Sprachkenntnisse, um die russische bzw. sowjetische Geschichte und ihre Geschichtsschreibung vor und nach dem Paradigmenwechsel von 1917 zu analysieren. Zudem hatten sich sowohl in der russischen als auch deutschen Forschung allgemeine Grundlinien herauskristallisiert, so daß es »15 Jahre nach dem Kriegsende und dem Ausbruch der russischen Revolution« möglich geworden war, eine solche Einschätzung vorzunehmen.⁸⁸ Prononciert wies Georg Sacke in seinem Literaturbericht darauf hin, daß es eine von gesellschaftlichen Fragen losgelöste Geschichtswissenschaft nicht gibt und nicht geben kann. Deshalb hielt er es für notwendig, zu prüfen und zu entscheiden, welche Erkenntnisse und Fragestellungen Bestand haben, welche zu negieren sind, welche methodologischen Fragen in den Mittelpunkt rücken, welche abzulehnen sind. Ein kritischer fachlicher Streit zur Rolle der Geschichtswissenschaft über Osteuropa war für ihn dabei unumgänglich, da die kommunistische Revolution in Rußland die Welt an einen Wendepunkt geführt hatte, an dem bürgerliche, sozialdemokratische und kommunistische Alternativen um Einfluß und Vormacht rangen. Diese gesellschaftliche Auseinandersetzung erhielt mit der Machtergreifung des Faschismus in Deutschland noch zusätzliche Brisanz.

88 Siehe Georg Sacke: Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit. In: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 24. Hrsg. von Walter Goetz. Leipzig, Berlin 1934. S. 337.

Sacke bewertete in seinem Vergleich der internationalen und nationalen Rußlandforschung die liberale französische und englische Forschung als relativ unbedeutend. Sein Hauptaugenmerk legte er auf die liberale deutsche und russische Forschung, auf die vor- und nachrevolutionäre marxistische Geschichtsschreibung Rußlands sowie die zunehmend stalinistisch geprägte sowjetische. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß sich mit und in dem sowjetischen Staat eine neue Geschichtswissenschaft entwickelt habe, die über die bürgerlich-liberale in Rußland hinausgewachsen sei. Das beweisen – so seine Meinung – nicht nur »die neuen Themata und Fragestellungen« der marxistischen Geschichtsschreibung, die sich vor allem ab der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre herauskristallisiert hätten, sondern auch die grundsätzlich veränderte Methodologie, deren Grundlage die Leninsche Auffassung des Marxismus sei. Während er der bürgerlich-liberalen Historiographie Rußlands eine statische Geschichtssicht attestierte, die auf ihre »unhistorische Weltauffassung« zurückzuführen sei, beeindruckte ihn vor allem, daß sich die sowjetrussischen Historiker an Gesetzmäßigkeiten der geschichtlichen Entwicklung orientierten, die einen »kämpferischen, dynamischen Charakter« der Geschichtsbetrachtung einschließen würden. Da aber die Träger der sowjetischen Historiographie die althergebrachte vorrevolutionäre russische Geschichtsschreibung vollständig ablehnten, betrachtete Georg Sacke ihre verengte Sicht auch als kritikwürdig. In seiner Formulierung »Sie (tragen) kein Bedenken« und »halten [...] es für ihre Pflicht, alle Historiker, die mit der Wahl der Themata, die mit ihren geschichtsphilosophischen Grundsätzen den Interessen der Revolution entgegenarbeiten, rücksichtslos zu bekämpfen«,⁸⁹ äußerte er m. E. nicht nur Zustimmung.

Noch deutlicher wird seine kritische Haltung, als er auf den Umgang mit der vorhandenen russischen marxistischen Historiographie einging. Obwohl Sacke Parteilichkeit in der Geschichtsschreibung ausdrücklich befürwortete, konnte er sich dennoch damit nicht anfreunden, daß die sowjetische Historiographie seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre begonnen hatte, die unterschiedlichsten Strömungen der eigenen marxistischen Geschichtsforschung nicht nur zu negieren, sondern sie zu bekämpfen. Mit dem Verweis auf die nötige Breite der Untersuchungen und die Vielfalt der Quellen, auf die sich die Rußlandhistoriker stützen müßten, forderte er sachkundiges Forschen ein. Deshalb waren für ihn – bei

89 Ebenda. S. 350.

aller Betonung ihrer Wichtigkeit – die Arbeiten Lenins nicht allein wesentlich, sah er eine zu große Verallgemeinerung der Leninschen Theorie als überzogen an. Die Werke und Darstellungen von Plechanow, Martow-Dan, Jaroslawski u. a. seien genauso Bestandteil der revolutionären wie der Parteigeschichte. Als ein sehr fragwürdiges Beispiel diene ihm die Bewertung der Parteigeschichte von Jaroslawski, die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in der Sowjetunion scharf angegriffen wurde, weil sie die Gedanken Lenins zu wenig beachtet hätte. Gerade sie schätzte Georg Sacke, weil besonders sie für ihn zu den »ausführlichsten Darstellungen« zählte. In dem umfangreichen »Quellenmaterial«, mit dem sie aufwartete, sah er nicht nur eine »willkommene Ergänzung«, sondern auch »ein notwendiges Korrektiv« zur Parteigeschichte von Martow-Dan.⁹⁰

Bei aller Bejahung der sowjetischen Historiographie wollte Georg Sacke positive wissenschaftliche Resultate der russischen bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft (z. B. von P. N. Miljukow) genauso bewahrt wissen wie die Vielfalt der marxistischen Richtungen. Deshalb erschien ihm das zeitlich forcierte und radikale Durchsetzen der immer stärker stalinistisch geprägten Geschichtswissenschaft fragwürdig, und so klingen im Hintergrund Zweifel aus dem Satz: »Die marxistische Geschichtswissenschaft hat auf diese Weise die absolute Herrschaft in der Sowjetunion errungen.«⁹¹

Georg Sacke besaß als Fachhistoriker einen reichen Wissensschatz über Quellen und Darstellungen der russischen und sowjetischen Geschichte. Deshalb war es nicht verwunderlich, daß er der deutschen Osteuropa- bzw. Rußlandforschung einen besonderen Platz zuweist. Für ihn war die deutsche Osteuropaforschung eine »spezifische Prägung«, die auf einer gleichgearteten »politischen und wissenschaftlichen« Grundtendenz basierte und eine ähnliche Anlage besaß wie die ehemalige bürgerlich-liberale Geschichtsforschung in Rußland. Aber ihr besonderer Stellenwert zeige sich vor allem darin, daß sie als kleiner Zweig die Rußlandforschung mit spezifischem Gegenstand und unter spezifischer Sicht befördern könne.⁹² Ihre wissenschaftlichen Ausarbeitungen hätten sich auf den »europäischen, ja universalgeschichtlichen Aspekt« orientiert und »zahlreiche wissenschaftliche Gesamtdarstellungen« vorgelegt. Da-

90 Siehe ebenda. S. 345.

91 Ebenda. S. 350.

92 Siehe ebenda. S. 351 ff.

mit hätte sie ihre Leistungsfähigkeit nachgewiesen. Indem er vor allem das Universalgeschichtliche hervorhob, wies er die sowjetische Geschichtsforschung darauf hin, daß sie sich in den postrevolutionären Jahren diesem Aspekt zu wenig gewidmet hätte.⁹³

Bei der Betrachtung der russischen bzw. sowjetischen Forschung legte Sacke das Augenmerk auf die Geschichtswissenschaft. Seine Bewertung der deutschen Forschung zu Rußland faßte er aber weiter. Indem er die deutsche Russistik mit in seine Untersuchungen einbezog, verdeutlichte er, daß er sich deutsche Rußlandforschung nur in untrennbarer Einheit von Russistik und Geschichtsforschung vorstellen konnte. Damit befürwortete er eine Slawistik in der von Schmid und Trautmann dargestellten Gesamtheit. Sie kam nicht nur seinen Forscherintentionen näher, wie spätere wissenschaftliche Ausarbeitungen belegen,⁹⁴ sondern sie orientierte auch auf eine gute Sprachbeherrschung bzw. ausgezeichnete Übersetzungen.⁹⁵ Nur so – war seine Meinung – würde die deutsche Rußlandforschung befördert.

Aufgrund ihrer wissenschaftlichen Breite war es der deutschen Rußlandforschung in den zwanziger Jahren gelungen, anhand der zur Verfügung stehenden eigenen Übersetzungen zugänglicher russischer Quellen Neuinterpretationen vorzunehmen. Hinzu kam die Veröffentlichung »neuaufgefundener deutscher Quellen zur russischen Geschichte in methodisch einwandfreier Form«, die der sowjetischen Forschung weitgehend unzugänglich blieben. Das unterstrich die Qualität geleisteter Forschungsarbeit und ihren spezifischen Wert. In Verbindung mit der Edition einer »Reihe von Spezialuntersuchungen« sicherten sie der deutschen Rußlandforschung »einen Ehrenplatz in der Osteuropaforschung«.⁹⁶

Da Georg Sacke seine eigene wissenschaftliche Arbeit überaus stark an die Auswertung von Quellen band, traf die Forschungsmethodik der deutschen Rußlandkunde seine Neigungen als Historiker. Es entsprach seinen Intentionen, Quellen zu analysieren, sprachliche Feinheiten zu erfassen und sie neu zu bewerten. Empirisches Arbeiten mit Quellen war

93 Siehe ebenda.

94 Siehe ebenda. S. 352f. – Heinrich Felix Schmid und Reinhold Trautmann: *Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Ein Programm.* Leipzig 1927.

95 Siehe Georg Sacke: *Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit.* In: *Archiv für Kulturgeschichte.* Bd. 24. Hrsg. von Walter Goetz. Leipzig, Berlin 1934. S. 352.

96 Ebenda. S. 355ff.

für ihn historisch aufregend und Voraussetzung für notwendige Gesamtdarstellungen. Vor allem solche, die auf dem Niveau Stählins geschrieben waren, hätten die Leistungsfähigkeit der deutschen Rußlandforschung verdeutlicht. Deshalb sah er die deutsche bürgerlich-liberale Osteuropaforschung – im Gegensatz zur bürgerlich-liberalen Geschichtsschreibung Rußlands, der Sacke Festhalten an überholten Forschungskonzepten vorwarf –, »durchaus im Aufstieg begriffen«. Aber er relativierte diese Einschätzung, wenn er darauf hinwies, daß erst die Zukunft beweisen könnte – das war am Ende der Weimarer Republik und zu Beginn der Herrschaft des Faschismus in Deutschland eine Mahnung an die deutsche Rußlandforschung –, ob ihr ein beachteter Platz in der internationalen Rußlandforschung zukäme.⁹⁷

Die Entwicklung der deutschen Osteuropakunde bis 1945 hat diese, seine Hoffnung enttäuscht. Die nationalsozialistische Herrschaft führte zu einem Niedergang auf allen geisteswissenschaftlichen Gebieten, die deutsche Osteuropaforschung eingeschlossen.

In dem hier erneut abgedruckten Literaturbericht widerspiegelt sich Sackes Suchen und Ringen um ein methodologisches Rüstzeug, das es ihm ermöglichte, eine auf realen gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen und humanistischem Denken beruhende Geschichte Rußlands zu schreiben. Unter Anwendung des Marxismus, den er sich immer besser anzueignen bemühte, weil er in ihm eine adäquate theoretische Grundlage und eine humanistische Wissenschaft sah, schrieb er seinen Literaturbericht in gewisser Weise schon unter pluralistischer Sicht. Resultat dessen war, daß er sich bei aller Anerkennung der Leistungen der sowjetischen Historiographie veranlaßt fühlte, ihre zunehmende Enge mahnend zu kritisieren, erst recht, da er in ihr die Zukunft der Geschichtsschreibung sah. Zugleich hoffte er, daß sie diese Enge und daraus resultierende Fehler überwinden könnte.

In Verbindung mit der Aneignung des Marxismus und dem Studium der sowjetischen Geschichtsschreibung, die durch die vielfältigen sozialen und politischen Umstände in der Anfangsphase der faschistischen Herrschaft stark beeinflußt wurden, entwickelte Sacke seine politischen Aktivitäten, die immer stärker nach links tendierten. In seinen gesellschaftlichen Vorstellungen suchte er einen humanistischen, demokratischen Staat, den er mit einem sozialistischen Staat gleichsetzte. Dieser

97 Siehe ebenda. S. 362.

hätte Freiheit, Demokratie und Menschenrechte zu garantieren. Die Geschichtswissenschaft sollte in ihm eine sichere Basis finden.

Mit den 1934 von Sacke gegebenen Hinweisen, daß alle Strömungen der Geschichtsforschung zu Rußland und Sowjetrußland zu beachten seien, weil sie Bewahrens- und Erstrebenswertes für einen Historiker beinhalteten, stellte er sich gleichsam zwischen die Fronten. Sein Nachdenken über theoretische, historische, soziale und politische Fragen war viel stärker pluralistisch, als die DDR-Geschichtsschreibung einschätzte. Deshalb ist meines Erachtens Dietrich Geyer zuzustimmen, wenn er meint, daß Georg Sacke »selbst darauf aus war, mit seinen Forschungen eigene Wege einzuschlagen«.⁹⁸

Im Zuge der immer stärkeren Durchsetzung des Marxismus-Leninismus in der Geschichtswissenschaft der DDR ist es verständlich, das Georg Sacke als einer der ersten marxistisch-leninistischen deutschen Historiker galt. Wie er sich selbst in die Geschichtswissenschaft der DDR eingebracht bzw. zu ihr gestellt hätte, bleibt Spekulation. Viele positive Ansatzpunkte und Möglichkeiten hätte es für ihn gegeben. Mit dem Erkennen von Kritikwürdigem wären ihm als Historiker in der DDR Enttäuschungen wohl nicht erspart geblieben. Sich einem Dogma zu unterwerfen, hätte er wahrscheinlich schon charakterlich nicht vermocht. Streitbar wäre er wohl immer geblieben.

Am 26. April 1945 endete Georg Sackes Leben während eines Zählappells, noch bevor die Häftlinge auf die Cap Arkona bzw. deren Schwesterschiffe verbracht worden waren. Die Leiden, die ihm in den faschistischen Konzentrationslagern Hamburg-Fuhlsbüttel und Neuen-gamme sowie auf dem Todesmarsch nach Lübeck zugefügt wurden und sein schlechter Gesundheitszustand führten zum körperlichen Zusammenbruch. Durch unmittelbar einsetzende Mißhandlungen erledigte die SS den Rest.⁹⁹

98 Dietrich Geyer: Georg Sacke. In: Deutsche Historiker. Bd. V. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1972. S. 122.

99 Siehe StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 44. Bl. 23.

DOKUMENT

GEORG SACKE

Geschichte Russlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit*

Die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der russischen Geschichte hat in der neuesten Zeit in *allen* Ländern einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren. Im vorliegenden Bericht soll jedoch nur die deutsche und die russische Forschung berücksichtigt werden. Dies geschieht nicht allein aus Raummangel, sondern auch aus Erwägungen grundsätzlicher Natur. Die Arbeiten deutscher und russischer Gelehrter verdienen allein wegen ihrer großen Zahl eine bevorzugte Behandlung. Aber auch an Wert übertreffen sie zumeist die Arbeiten französischer und englischer Historiker. Deutsche und russische Geschichtsschreibung stellen außerdem in Thematik und Methode zwei eigentümliche Themenkomplexe dar, deren Gegenüberstellung am besten in das vielgestaltige Gebilde der neueren Rußlandforschung einzuführen vermag.

Ein Überblick und abschließendes Urteil über die neuere Forschung zur russischen Geschichte läßt sich erst jetzt, d. h. 15 Jahre nach dem Kriegsende und dem Ausbruch der russischen Revolution gewinnen. Erst jetzt haben sich sowohl in der russischen als auch in der deutschen Forschung allgemeine Grundlinien herauskristallisiert, die einen umfassenderen Literaturbericht rechtfertigen. Eben diese Grundlinien sollen im vorliegenden Literaturbericht herausgearbeitet werden. Auf bibliographische Vollständigkeit wurde von vornherein verzichtet.

* Entnommen aus Archiv für Kulturgeschichte. Hrsg. Von Walter Goetz. Bd. 24. Verlag B. G. Teubner Leipzig und Berlin 1934. S. 337–362. – Orthographie, Interpunktion und Transliteration des Originals wurden, auch im Fußnotenapparat, weitgehend beibehalten; nur offensichtliche Fehler wurden für diese Edition stillschweigend berichtigt (die Herausgeber).

I

Der Charakter der russischen Geschichtswissenschaft ist in hohem Maße von der Revolution bestimmt worden. Die Revolution zerstörte zunächst nahezu den gesamten bestehenden Apparat der historischen Forschung. So wurde zum Teil infolge der wirtschaftlichen Not, zum Teil unter dem Einfluß neuer politischer Verhältnisse die Fortsetzung einer Reihe von großen *Quellenpublikationen* aufgegeben. Hier ist vor allem das »Magazin der russischen historischen Gesellschaft«¹ zu nennen, dessen letzter Band 148 im Jahre 1916 erschienen ist. Es handelt sich um eine Quellensammlung, die vor allem für die Geschichte der russischen und der westeuropäischen Außenpolitik des 18. Jahrhunderts von großer Bedeutung ist. Ebenso eingegangen sind die Aktensammlungen: »Das Senatsarchiv«², »Denkmäler der russischen Gesetzgebung«³, »Vollständige Sammlung von Verordnungen und Erlassen zur Kirchenverwaltung«⁴, »Das Magazin des Moskauer Archivs des Justizministeriums«⁵ usw.

Der wirtschaftlichen Not und den veränderten politischen Verhältnissen sind auch die großen historischen und halbhistorischen *Zeitschriften* zum Opfer gefallen: »Russisches Altertum«⁶, »Russisches Archiv«⁷, »Vorlesungen der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer Rußlands«⁸, »Historische Nachrichten«⁹, »Gewesenes«¹⁰, »Europäischer Bote«¹¹, »Zeitschrift des Ministeriums für Volksbildung«¹² usw.

Von Veröffentlichungen größerer historischer *Untersuchungen* konnte in den ersten Jahren der Revolution kaum die Rede sein. Nur einzelne Werke, deren Entstehung in die vorrevolutionäre Zeit fällt, konnten in

1 Sbornik russkogo istoričeskogo obščestva, Bd. I–148. Petersburg 1867–1916.

2 Senatskij archiv, Bd. I–XV. Petersburg 1888–1913.

3 Pamjatniki russkogo zakonodatel'stva, Bd. II. Petersburg 1907.

4 Polnoe sobranie postanovlenij i rasporja enij po vedomstvu pravoslavnoj cerkvi. Petersburg. Der letzte Band 1914 erschienen.

5 Sbornik Moskovskogo archiva ministerstva justicii, I–VI. Moskau 1914.

6 Russkaja starina 1870–1917.

7 Russkij archiv 1863–1917.

8 Čtenija moskovskogo obščestva istorii i drevnostej Rossijskich 1845 bis 1848, 1858 bis 1917.

9 Istoričeskije izvestija 1916–1917.

10 Byloe 1917–1927.

11 Vestnik Evropy 1866–1917.

12 · urnal ministerstva narodnogo prosvješčenija 1834–1917.

dieser Zeit einem weiteren Leserkreis vorgelegt werden. Hervorzuheben wären hier: *Zaozerskij*, Der Zar Aleksej Michajlovič in seiner Wirtschaft¹³; *Presnjakov*, Die Entstehung des Großrussischen Staates¹⁴; *Presnjakov*, Das Moskowitzische Reich¹⁵; *Ljubomirov*, Abriß der Geschichte des Heerbanns von Ni-rij Novgorod¹⁶; *Savva*, Über den Gesandtschaftsprkaz¹⁷; die kleinen Monographien von *Platonov*¹⁸ usw. Den meisten anderen Werken war aber ein weniger glückliches Schicksal beschieden. Gleich dem zweiten Band der Geschichte der russischen Lokalverwaltung von Peter I. bis Katharina II. von Got'e, gleich der Geschichte Peters des Großen von Bogoslovskij, dem zweiten Band der Untersuchung Šachmatovs über die »Povest' vremennyh let« usw. gelangten sie nicht mehr zur Veröffentlichung.

So richtete sich der Zerstörungswille der Revolution gegen die bis dahin herrschende, ihrem Wesen nach bürgerlich-liberale Historikerschule. Diese Schule durfte jedoch zunächst nicht ganz vernichtet werden. Dem neuen Staat fehlte es noch viel zu sehr an eigenen, historisch geschulten Fachleuten, als daß er auf die Mitarbeit bürgerlicher Historiker hätte verzichten können. Die bürgerlichen Historiker wurden deshalb zunächst noch in ihren Ämtern belassen. So war es ihnen möglich, selbst in der Zeit schlimmster wirtschaftlicher Not, trotz großer Verluste an Menschen und materiellen Mitteln, ihre Arbeit, wenn auch in begrenztem Umfange, fortzusetzen.

Vor allen Dingen versuchten sie immer wieder, neue *Zeitschriften* zu begründen, in denen die laufende wissenschaftliche Forschung zur Veröffentlichung gelangen konnte. Hier sind vor allen Dingen die Zeitschriften: Russische historische Zeitschrift¹⁹, Annalen²⁰, Werke und

13 *Zaozerskij*, Car Aleksej Michajlovič v svoem chozjajstve. Zapiski ist. fil. fak. petrogr. Universiteta, Bd. 135. Petersburg 1917.

14 *Presnjakov*, Obrazovanie velikoruskogo gosudarstva. Letopis' zanjatij archeografičeskoj komissii, Bd. XXX. Petersburg 1918.

15 *Presnjakov*, Moskovskoe carstvo. Petersburg 1918.

16 *Ljubomirov*, Očerk istorii ni-egorodskogo opolčeniija. Zapiski ist. fil. fak. petrogr. universiteta, Bd. 141. Petersburg 1917.

17 *Savva*, O posol'skom prikaze v XVI veke, Bd. I. Charkow 1917.

18 Ivan Groznyj, Petersburg 1923, 2. Aufl. Berlin 1924. – Boris Godunov, Petersburg 1921, 2. Aufl. Prag 1924. – Smutnoe vremja, Petersburg 1923, 2. Aufl. Prag 1923. – Moskva i zapad v XVI i XVII vekach, Petersburg 1925, 2. Aufl. Berlin 1926. – Prošloe russkogo severa, Petersburg 1923, 2. Aufl. Berlin 1924.

19 Russkij istoričeskij · urnal, Heft I–VIII, 1917–1922.

20 Annaly, Heft I–IV, 1922–1924.

Tage²¹, Jahrhunderte²², Rußland und der Westen²³, Rußlands Vergangenheit²⁴, Historisches Archiv²⁵ usw. zu nennen, die sehr oft auf schlechtestem Papier gedruckt, den schweren Kampf um ihre Existenz führen mußten und schließlich doch eingingen.

Die, an den Zeitverhältnissen gemessen, bedeutende Produktivität der Geschichtswissenschaft in den ersten Jahren der Revolution ist vor allen Dingen auf die Tätigkeit der Akademie der Wissenschaften in Leningrad zurückzuführen, die bis zum Jahre 1927 der Hauptträger der wissenschaftlichen Arbeit bürgerlicher Historiker war. Ihrer Initiative bzw. ihrer Unterstützung ist z. B. Entstehung und Erhaltung der bereits genannten Zeitschriften »Russkij istoričeskij · urnal«, »Annaly«, »Dela i dni« zuzuschreiben. In ihrem eigenen Organ, den »Izvestija Akademii nauk« stellte sie ferner mit der Zeit weit mehr Raum für Werke historischen Inhalts zur Verfügung als früher. Nach einer kurzen Unterbrechung, mit der allmählichen Wiederbelebung der russischen Wirtschaft, nahm sie auch die Veröffentlichung einzelner Quellensammlungen und Quellenwerke auf.

Die Akademie setzte zunächst die Veröffentlichung derjenigen Quellen fort, deren Bearbeitung und Drucklegung noch vor der Revolution begonnen war. Hier ist vor allen Dingen die Herausgabe der ersten zwei Bände der »Akten des Ökonomiekollegiums«²⁶ zu nennen, die für die russische Agrargeschichte des 16.–18. Jahrhunderts von größter Bedeutung sind. Es handelt sich um eine Aktensammlung, deren Veröffentlichung schon im Jahre 1901 beschlossen und in langjähriger sorgfältiger Arbeit unter Leitung des im Jahre 1919 verstorbenen Lappo-Danilevskij vorbereitet wurde.

Ein Produkt langjähriger Arbeit, deren Anfänge noch in die Vorkriegszeit fallen, ist das für die Geistes- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrh. außerordentlich wichtige »Archiv der Brüder Turgenew«²⁷, das jetzt in sechs Bänden vorliegt. Hervorzuheben sind ferner Quellenwerke wie der II. Band der Memoiren des letzten polnischen

21 Dela i dni, Heft I–III, 1922–1923.

22 Veka, Heft I, 1924.

23 Rossija i zapad, Heft I, 1923.

24 Russkoe prošloe, Heft I–V, 1922–1923.

25 Istoričeskij archiv, Heft I, 1919.

26 Sbornik Gramot kolegii ekonomii I–II. Leningrad 1922–1930.

27 Archiv brat'ev Turgenevych, Bd. I–VI. Leningrad 1911–1921.

Königs S. A. Poniatowski²⁸, deren erster Band schon im Jahre 1914 erschienen ist; ferner die Aktensammlungen »Rußland und Italien«²⁹ sowie »Denkmäler der kulturellen und diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Italien«³⁰, die der ausgezeichnete Kenner der in italienischen Archiven erhaltenen Akten zur russischen Geschichte – Šmurlo – besorgte. Schließlich ist auf die Fortsetzung der für die Geschichte Peters des Großen außerordentlich wichtigen Quellensammlung »Briefe und Papiere Peters des Großen«³¹ hinzuweisen, mit der das bedeutsame Werk bis zum Jahre 1708 gediehen ist.

Der Anteil der Akademie der Wissenschaften an der russischen historischen Forschung in der Revolutionszeit vergrößerte sich auch insofern, als ihr die im Jahre 1834 gegründete Archäographische Kommission angegliedert wurde. Die Archäographische Kommission, die sich durch ihre Ausgabe der »Vollständigen Sammlung russischer Annalen« und zahlreicher Aktensammlungen um die russische historische Forschung bleibenden Verdienst erworben hat, setzte im Rahmen der Akademie der Wissenschaften ihre Arbeit fort. Sie gab zunächst Neuauflagen der Bände eins, fünf, vier, fünfzehn ihrer Annalensammlung³² heraus und setzte diese durch Veröffentlichung des Bandes XXIV (1921) fort. Außerdem führte sie ihre Quellensammlung, die »Russische historische Bibliothek« weiter, deren Bände 36–39 veröffentlicht wurden.³³ Der historischen Forschung wurde auf diese Weise so wichtiges Quellenmaterial wie die Schriften des Protopopen Avvakum zugänglich gemacht. Der Archäographischen Kommission gelang es ferner, das Erscheinen ihres periodischen Organs³⁴ zu sichern, in dem sowohl wichtiges Quellenmaterial als auch selbständige Arbeiten veröffentlicht wurden. Schließlich gab sie auch größere selbständige Untersuchungen in Buchform heraus, von de-

28 Memoires du roi Stanislas August Ponjatowski. Leningrad 1924.

29 Rossija i Italija, Bd. I–IV. Leningrad 1907–1927.

30 Pamjatniki diplomatičeskich i kul'turnych snošenij Rossii i Italii, Bd. I. Leningrad 1925.

31 Pis'ma i bumagi Petra Velikogo, Bd. VII. Leningrad 1918.

32 Polnoe sobranie russkich letopisej. Leningrad. Bd. I (1926), Bd. V (1925), Bd. IV₁ (1929), Bd. XV₁ (1922). Siehe auch die Schulausgabe: Povest' vremennyh let po lavrent'evskomu spisku. Leningrad² 1926.

33 Russkaja istoričeskaja biblioteka, Bd. 36–39. Leningrad 1920–1927.

34 Letopis' zanjatij archeografičeskoj kommissii, Bd. 30–35. Leningrad 1920–1929.

nen das Werk von *Ljubavskij* über die Entstehung des Staatsgebietes des großrussischen Volkes³⁵ hervorgehoben werden muß.

Die Verfasser bzw. die Herausgeber dieser Werke, zu denen man teilweise auch die Schriften des Instituts für Geschichte an der Universität Moskau³⁶ rechnen muß, stammen aus der liberalen Historikerschule, deren Vertreter nicht selten auch politisch im Sinne des Liberalismus aktiv auftraten (Miljukov, Kizevetter u. a.³⁷). Sie waren Anhänger des Verfassungsstaates, der demokratischen Selbstverwaltung und einer maßvollen Agrarreform und ließen sich in der wissenschaftlichen Arbeit von ihren politischen Anschauungen insofern beeinflussen, als sie sich vor allem mit der Verfassungs-, Verwaltungs- und Agrargeschichte des 16.–18. Jahrh. befaßten. Im Geist des Liberalismus befangen, stellten sie dort »liberale Tendenzen« fest, wo keine Spur von Liberalismus vorhanden ist (vgl. z. B. die herrschende Auffassung der gesetzgebenden Kommission Katharinas³⁸). Die Geschichte der revolutionären Bewegung und vor allem die Geschichte der russischen Außenpolitik blieb außerhalb ihres Blickfeldes. Mit der Geschichte der revolutionären Bewegung befaßten sich fast ausschließlich Historiker, die außerhalb der Hochschulen standen (Semevskij, Ščegolev, Lemke u. a.). Die Außenpolitik war fast durchweg eine Domäne politischer Publizisten oder Historiker zweiten und dritten Grades, die kein bedeutendes Werk über die russische Außenpolitik hervorbringen konnten.

Weder Krieg noch Revolution haben diese bürgerlich-liberale Geschichtswissenschaft beeinflußt bzw. befruchtet. Trotz der radikal veränderten Verhältnisse blieb sie ihren Problemen treu und wies immer deutlicher Verfallserscheinungen auf, deren Symptome schon vor dem Kriege deutlich zum Ausdruck kamen. Schon vor dem Kriege erscheint sie auffallend unproduktiv, unerschöpferisch. Seit dem Erscheinen der »Geschichte« von Ključevskij fand sie keine Kraft, eine neue bedeutende

35 *Ljubavskij*, *Obrazovanie osnovnoj gosudarstvennoj territorii velikoruskoj narodnosti*. Leningrad 1929.

36 *Trudy instituta istorii*. *Sbornik statej*. Moskau 1926. Fortgesetzt als *učenyje zapiski instituta istorii*, Bd. II–VII. Moskau 1927–1928.

37 *Platonov* und *Kizevetter* haben sich noch vor kurzem für liberale Grundsätze ausgesprochen.

38 Siehe meine Aufsätze über die Kommission in den Bänden XXI und XXIII dieser Zeitschrift.

Gesamtdarstellung der russischen Geschichte zu geben.³⁹ Die historische Synthese trat vor der Analyse zurück. Man beschäftigte sich in bedenklicher Ausschließlichkeit mit der gewiß wichtigen Arbeit der Quellenedition oder Einzeluntersuchung. Niemals ging man aber über diese ersten Etappen der historischen Forschung hinaus. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, zeichneten sich dabei die Untersuchungen mehr durch die Menge des gebotenen Materials als durch synthetische Verarbeitung des Stoffes aus. Unhistorisch in ihrer Weltauffassung faßten die Vertreter der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft die Geschichte statisch auf. Das Dynamische des historischen Prozesses kommt in ihren Werken kaum zum Ausdruck. Es ist deshalb kein Zufall, daß hervorragende Vertreter dieser Geschichtsauffassung (Presnjakov) ihrer eigenen Schule den Rücken gewandt haben. Und wenn diese Schule in der neusten Zeit vor einer ganz anders gearteten historischen Richtung zurücktreten mußte,⁴⁰ so war die Ursache nicht allein äußerer Zwang, sondern auch innere Schwäche.

II

Die Anfänge der neuen marxistischen Schule, die mit der Revolution zur Herrschaft gelangt ist, fallen noch in das letzte Viertel des 19. Jahrh. Die theoretische Auseinandersetzung zwischen den sogenannten »Narodniki«, den Volksfreunden, und den Anhängern der materialistischen Geschichtsauffassung bildeten den Hauptinhalt der damaligen publizistischen Literatur. Um die Jahrhundertwende erschienen dann, nicht selten aus der Feder von Hochschulprofessoren, historische *Untersuchungen*, deren Verfasser sich offen zum Marxismus, allerdings in seiner revisionistischen Form (Ro' kov, Tugan-Baranovskij, Struve) bekannten.

Kurz vor Kriegsausbruch erschien die erste marxistische *Gesamtdarstellung* der Geschichte Rußlands von *Pokrovskij* und *Nikol'skij*⁴¹,

39 Gesamtdarstellungen der russischen Geschichte wurden erst in neuester Zeit von emigrierten Historikern unternommen.

40 Im einzelnen siehe darüber bei *Epstein*, Jahrbücher für Kultur u. Geschichte der Slaven. N. F. Bd. VI, Heft I.

41 *Pokrovskij-Nikol'skij*, *Russkaja istorija s drevnejšich vremen*, Bd. I–IV. Moskau 1910–1913. Von der 4. Auflage an (1924) trennen sich die Verfasser dieses Werkes. Die von Pokrovskij verfaßten Teile erscheinen von nun an in vier Bänden unter

der einzige wirklich bedeutende synthetische Versuch, der nach Ključevskij unternommen wurde. Dieser Gesamtdarstellung folgte eine Kulturgeschichte Rußlands von *Pokrovskij*⁴² und eine Geschichte Rußlands in gedrängtester Fassung vom selben Verfasser⁴³. In diesen Werken, die im heutigen Rußland in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, gibt Pokrovskij ein marxistisches Schema der Entwicklung Rußlands, an dem die Geschichtswissenschaft der Sowjetunion bis auf den heutigen Tag festhält.

Pokrovskij⁴⁴, seit der Revolution Begründer bzw. Leiter zahlreicher wissenschaftlicher Institutionen und stellvertretender Volkskommissar für Volksbildung der RSFSR, war bis zu seinem Tode (10. April 1932) das unumstrittene Haupt der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft. Er hat es verstanden, in kurzer Zeit eine Schar von Mitarbeitern und Schülern heranzubilden, die im Kampf gegen die bürgerliche Geschichtswissenschaft eingesetzt wurden.

Unter seiner mittelbaren oder unmittelbaren Mitwirkung ist eine Reihe historischer Zeitschriften, Quelleneditionen und historischer Untersuchungen entstanden, die, vom Staat mit allen Mitteln unterstützt, von Jahr zu Jahr an Qualität und Umfang zunahmten und die bürgerliche Geschichtswissenschaft allmählich ganz verdrängten.

Der Unterschied zwischen der marxistischen und der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft liegt zunächst in der *Thematik* der wissenschaftlichen Arbeit. Die marxistische Geschichtswissenschaft, die mit der Revolution zur bevorzugten, späterhin zur herrschenden Richtung wurde, war in erster Linie bestrebt, die neue Gesellschaftsordnung auch historisch zu rechtfertigen, eine neue historische Tradition zu schaffen und den Verlauf der Revolution in allen Einzelheiten zu erforschen. Die marxistischen Historiker beschäftigen sich deshalb vor allem

demselben Titel. – Nikol'skij hat im Jahre 1930 (2. Aufl. 1931) seinen Teil als »Russische Kirchengeschichte« (Istorija russkoj cerkvi) veröffentlicht.

42 Pokrovskij, *Očerki istorii russkoj kul'tury*, Bd. I. Moskau 1914. Bd. II. Moskau 1918. Hervorzuheben ist auch die Darstellung von N. Ro'kov, *Russkaja istorija v sravnitel'no-istoričeskom osveščennii*, I–XII. Petersburg 1923–1926.

43 *Russkaja istorija v samom s' atom očerke*. Moskau 1920. Von diesem Werk liegen drei deutsche Übersetzungen vor. Siehe dazu Epstein, *Zeitschrift für Politik*, Bd. XXI, Heft IV, S. 362f.

44 Über Pokrovskij siehe den Nachruf von O. Hötzsch, *Zeitschrift für osteuropäische Geschichte*, Bd. VI, Heft IV. Vgl. Außerdem das Heft IX der *Zeitschrift »Istorik marksist«*, das als Festschrift zum 60. Geburtstag Pokrovskijs erschienen ist.

mit der Geschichte der *revolutionären Bewegung*. Im Rahmen der Geschichte der revolutionären Bewegung bevorzugten sie weiterhin die Geschichte der *kommunistischen Partei der Sowjetunion*.

Im Zug dieser Arbeit mußte natürlich auch ein anderes Gebiet, die durch die *Revolution gestürzte Gesellschaftsordnung* (nach der sowjetrussischen Terminologie die Zeit des Monopolkapitalismus), von der historischen Forschung berücksichtigt werden. War dies doch der Boden, aus dem die Revolution hervorgegangen ist. In der neueren Zeit ging man darüber hinaus auch zur Erforschung *älterer Gesellschaftsformen* über. Freilich sah man hier zunächst von Detailforschung ab und beschränkte sich auf allgemeine Charakteristiken einzelner Epochen.

Im engsten Zusammenhang mit der bevorzugten Behandlung der vorrevolutionären Periode der russischen Geschichte steht auch die Beschäftigung mit deren Außenpolitik, dem Imperialismus. Von der Überzeugung ausgehend, daß der Krieg eine unvermeidliche und dabei schärfste Form der Krise der kapitalistischen Gesellschaft darstellt, einer Krise, die den Ausbruch der Revolution in nächste Nähe rückt, beschäftigten sich die sowjetrussischen Historiker mit Wesen und Geschichte des Imperialismus fast ebenso intensiv wie mit der Geschichte der revolutionären Bewegung.

Von den Veröffentlichungen zur *Geschichte der revolutionären Bewegung* ist zunächst die Aktenpublikation zur Geschichte des Bauernaufstandes unter Katharina II., der sogenannten »Pugačevščina« hervorzuheben.⁴⁵ Besonders interessant sind die Akten aus dem Archiv von Pugačev, aus denen hervorgeht, daß die Aufständischen bereits einen ziemlich gut funktionierenden staatlichen Apparat ausgebildet haben. Außerordentlich wichtig ist außerdem die Veröffentlichung der Quellen zur Geschichte des Dekabristenaufstandes. Es handelt sich hier um die bis dahin nur in Auszügen bekannten Akten des Untersuchungsgerichtes.⁴⁶ Erst diese große Quellenpublikation ermöglicht eine objektive Untersuchung der Ereignisse vom 14. Dezember 1825 und räumt ein für allemal auf mit allen Legenden, die mit dem Dekabristenaufstand verknüpft sind.⁴⁷ Als unentbehrliches Hilfsmittel zur Erforschung des Dekabristenaufstandes ist außerdem eine umfangreiche Bibliographie des Dekabristenaufstandes

45 Pugačevščina, I, III. Herausg. von Tomsinskij und Mejerson. Moskau 1926f.

46 Vosstanie dekabristov. Materialy, I–VIII. Leningrad 1925–1927.

47 Paradizov, Očerki po istoriografii dekabristov. Moskau 1928.

erschienen⁴⁸, die man auch bei Erforschung anderer Probleme der ersten Hälfte des 19. Jahrh. wird heranziehen müssen.

Als Quelle zur Geschichte der revolutionären Bewegung, aber auch als Quelle zur russischen (zum Teil auch der deutschen) Literatur- und Geistesgeschichte ist hier auch die leider auf sehr schlechtem Papier gedruckte Ausgabe der Werke und des Briefwechsels von A. *Gercen* (Herzen) zu nennen.⁴⁹ Darüber hinaus ist eine fast unübersehbare Fülle von Memoiren hervorragender Revolutionäre, eine Fülle von kleineren Aktenpublikationen, von Neudrucken illegaler bzw. längst vergriffener Zeitschriften und Zeitungen erschienen, die eine Revision zahlreicher, in der Geschichtswissenschaft fest eingewurzelter Anschauungen notwendig macht.

Als wichtigste Quelle für die Parteigeschichte, gleichzeitig aber auch als Quelle zur neueren Geschichte Rußlands sind die Werke von *Plechanov* und *Lenin* hervorzuheben, die in vorzüglichen Ausgaben des jetzigen Marx-Engels-Lenin-Institutes vorliegen.⁵⁰ In diesen Ausgaben findet man die wichtigsten Streitschriften aus der Zeit der leidenschaftlichen Kämpfe zwischen den Marxisten und den »Narodniki«. Vor allem nach diesen Ausgaben kann man die Entwicklung der Partei und das allmähliche Anwachsen der revolutionären Bewegung verfolgen. Die Lenin-Ausgabe enthält dabei nicht allein Werke, die aus der Feder Lenins stammen, sondern auch wichtige Dokumente der Zeit. Jedem Band ist überdies ein ausführlicher Kommentar und wertvoller biographischer Anhang beige-fügt, so daß die Ausgabe ein unentbehrliches Nachschlagewerk für die neuere Geschichte Rußlands darstellt. Dieselben Vorzüge zeichnen auch die offizielle deutsche Ausgabe der Werke Lenins aus, von der die wichtigsten Bände erschienen sind.⁵¹

Das neuerschlossene Quellenmaterial hat eine umfangreiche historische Literatur entstehen lassen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Von den zahlreichen Darstellungen der Parteigeschichte sei hier

48 *Čencov*, Vosstanie dekabristov. Bibliografija. Pod red. Piksanova. Moskau-Leningrad 1929.

49 *Gercen*, Polnoe sobranie sočinenij i pisem, Bd. I–XXII. Petersburg 1919–1925.

50 *Plechanov*, Sočinenija, Bd. I–XXIV. Moskau-Leningrad 1922–1927. *Lenin*, Sočinenija, Bd. I–XXX. Moskau-Leningrad 1926–1932.

51 *Lenin*, Sämtliche Werke, Bd. III, IV, V, VI, VII, VIII, X, XIII, XIX, XX, XXI, XXV. Berlin-Wien, Verlag f. Lit. u. Politik.

auf das Werk von *Jaroslavskij* hingewiesen.⁵² Dieses in der Sowjetunion scharf angegriffene Werk (ihm wurde mangelhafte Durchführung Leninischer Grundsätze vorgeworfen) gehört zu den ausführlichsten Darstellungen der Parteigeschichte und ist dank zahlreicher Zitate aus dem vorhandenen Quellenmaterial wertvoll. Es bildet eine willkommene Ergänzung und ein notwendiges Korrektiv zu der menschewistischen Darstellung der Parteigeschichte von *Martow-Dan*.⁵³

Zur Charakteristik der *vorrevolutionären Epoche* der russischen Geschichte wurden Briefe, Memoiren, Tagebücher usw. ihrer hervorragenden Vertreter veröffentlicht. So sind zwei Ausgaben des Briefwechsels von K. *Pobedonoscev*⁵⁴ erschienen. Diesem schloß sich der Briefwechsel des letzten Zaren⁵⁵ sowie Memoiren und Tagebücher führender Staatsmänner an⁵⁶. Sehr wichtig als historische Quelle sind außerdem Akten des Untersuchungsausschusses der Provisorischen Regierung.

Zur Erforschung *älterer Gesellschaftsformen* veröffentlichte die Akademie der Wissenschaften, die seit dem Jahre 1927 unter marxistischer Führung steht, Werke, durch die verschiedene Formen der Leibeigenenwirtschaft charakterisiert werden sollen.⁵⁷ Angekündigt sind außerdem Werke zur Geschichte der russischen Städte im 17. und 18. Jahrh.

Im Gegensatz zu der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft gehört die Außenpolitik, und zwar die Außenpolitik der Neuzeit zu den bevorzugten Gebieten der sowjetrussischen historischen Forschung. Zwar wird hier der Primat der Innenpolitik vor der Außenpolitik mit allem Nachdruck hervorgehoben. Der führende Historiker der Sowjet-

52 *Jaroslavskij*, Aus der Geschichte der kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki), Bd. I–II. Hamburg-Berlin, C. Hoym. 1929ff.

53 *Martov-Dan*, Geschichte der russischen Sozialdemokratie. Berlin 1926.

54 K. P. *Pobedonoscev* i ego korrespondenty, Bd. I–II. Moskau 1923–1926. Pis'ma Pobedonosceva Aleksandru III., Bd. I–II. Moskau 1925f.

55 *Perepiska Nikolaja i Aleksandra Romanowych*, Bd. III–V. Moskau 1925.

56 *Dnevnik Peretca (1886–1890)*. Moskau 1926. *Dnevnik V. N. Lamzdorfa (1886 po 1890)*. Moskau-Leningrad 1926. S. *Vitte*, *Vospominanija*, I–III. Moskau-Leningrad 1923. *Vospominanija E. M. Feoktistova. Za kul'sami politiki i literatury. 1848 po 1896*. Leningrad 1924. Šipov, N., *Istorija moej izni*. Leningrad 1933.

57 *Chozjajstvo krupnogo feodala krepostnika XVII veka*. Sbornik Akademii Nauk SSSR. Leningrad 1932. *Krepostnaja manufaktura v Rossii. Materialy po istorii tul'skich i kaširskich · eleznych zavodov (1647–1690)*. Leningrad 1930. Siehe auch *Pamjatniki social'no-ekonomičeskoj istorii moskovskogo gosudarstva XIV–XVIII vv*. Moskau, Centrarchiv 1929.

union, M. Pokrovskij, hat jedoch schon vor der Revolution sich mit der Außenpolitik des 19. Jahrhunderts befaßt.⁵⁸ Während des Krieges verfaßte er dann eine Artikelserie⁵⁹ zur Außenpolitik der Kriegszeit und nahm nach dem Ausbruch der Revolution als Vertreter der Sowjetregierung an den Verhandlungen in Brest-Litowsk aktiv teil.

Ausdruck dieser außenpolitischen Orientierung der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft ist zunächst eine Reihe von Aktenpublikationen. Hervorzuheben wären die Akten zur Außenpolitik der Neuzeit⁶⁰, Akten zur Geschichte der internationalen Beziehungen im Fernen Osten⁶¹, Akten zur griechischen Politik der Großmächte⁶², zur Meerengenfrage⁶³, zum Problem der Teilung der asiatischen Türkei⁶⁴, zur Charakteristik der französisch-russischen Beziehungen (1910–1914)⁶⁵, Dokumente über russische Diplomatie und die Pariser Kommune (1871)^{65a} usw. Vor allen Dingen hat die Sowjetregierung die große Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Weltkrieges unternommen, von der bereits die Bände I–V erschienen sind.⁶⁶ Es handelt sich um ein Gegenstück zu der »Großen Politik der europäischen Kabinette«, das die Zeit vom Berliner Kongreß bis zum Jahre 1917 umfassen soll.

Die russische Aktenpublikation wird aus drei Serien bestehen, die die Zeiträume 1878–1903, 1904–1913 und 1914–1917 umfassen. Für die

58 Siehe Aufsätze von Pokrovskij in *Istorija Rossii v XIX veke*. Petersburg, Granat 1907–1910. Neudruck: *Diplomatija i vojny v carskoj Rossii v XIX stoletii*. Moskau 1923.

59 *Imperialističeskaja vojna. Sbornik statej. 1915–1917*. Moskau 1928. Siehe auch *Vnešnjaja politika Rossii v XX veke*. Moskau 1926.

60 *Me' dunarodnaja politika novejšego vremeni v dogovorach, notach i deklaracijach*. Bd. I–III. Moskau 1925–1926. Herausg. v. Ključnikov u. Sabanin.

61 E. *Grimm*, *Sbornik dogovorov i drugich dokumentov po istorii me' dunarodnych otnošenij na Dal'nem Vostoke (1842–1925)*. Moskau 1927.

62 *Evropejskie der avy i Grecija v epochu mirovoj vojny*. Moskau 1922.

63 E. *Adamov*, *Die europäischen Mächte und die Türken während des Weltkrieges. Konstantinopel und die Meerengen usw.*, Bd. I–II. Dresden 1930.

64 *Razdel asiatskoj Turcii*. Moskau 1922.

65 *Materialy dlja istorii russko-francuzskich otnošenij za 1910–1914 gg.* Moskau 1922.

65a *Carskaja diplomatija i Pari' kaja Kommuna 1871 g.* Herausg. v. Friedljang. Leningrad 1933.

66 Offizielle deutsche Übersetzung: *Die internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus. Dokumente aus den Archiven der zarischen und der provisorischen Regierung. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe herausg. v. O. Höttsch. Reihe I, Bd. I. Berlin 1931. XLII u. 474 S. Reimar Hobbing. RM 45,-.*

auf aktuelle Probleme eingestellte Geschichtswissenschaft der Sowjetunion ist es charakteristisch, daß man mit der Veröffentlichung der dritten Serie begonnen hat.

Der uns vorliegende I. Band dieser Serie, den man zur Charakteristik des ganzen Werkes heranziehen kann, zeichnet sich aus durch vorbildliche Strenge der formalen Methodik. Die Akten sind nach einem bestimmten Plan mit Angabe der Herkunft veröffentlicht, so daß eine Kontrolle erleichtert ist. Sie sind, durchaus richtig, lediglich nach *chronologischem* Gesichtspunkt geordnet, so daß man aus jedem Band eine Übersicht über die gesamte Außenpolitik des jeweiligen Zeitabschnittes gewinnen kann.

Die Herausgeber der russischen Akten sind durchaus frei von jeder national- oder personalpolitischen Tendenz. Sie sind aber weit davon entfernt, die russische Außenpolitik der Vorkriegszeit als Politik einer überwundenen Epoche mit naturwissenschaftlicher Objektivität zu betrachten. Sie nehmen vielmehr bewußt eine Kampfstellung ein, die, wie noch zu zeigen sein wird, für die gesamte sowjetrussische historische Literatur charakteristisch ist. Ihr Ziel ist die *Entlarvung* des Imperialismus als einer Etappe der Eroberungspolitik kapitalistischer Mächte. Sie erwarten von vornherein, daß ihre Aktenpublikation eine *Anklageakte* darstellen wird. Allerdings nicht eine Anklageakte »gegen eine einzelne Person oder gar gegen ein einzelnes Land, sondern gegen eine Klasse, und zwar diejenige, welche die Macht in allen großen Ländern in den Händen hatte und bis jetzt in den meisten noch hat«. Diese Einstellung wirkt sich naturgemäß bei der Auswahl der Akten aus, ohne daß dadurch der wissenschaftliche Wert der Publikation herabgesetzt wird. Zur Charakteristik des Ganzen sei nur hervorgehoben, daß die sowjetrussischen Herausgeber in erster Linie Dokumente der wirtschaftlichen Expansion berücksichtigen und Dokumente politischer Natur mehr oder weniger zurückstellen. Die sowjetrussische Veröffentlichung ist deshalb nicht ohne weiteres mit den Veröffentlichungen anderer Länder auf einen Nenner zu bringen.

Über die Herausgabe des archivalischen Aktenmaterials hinaus kommt in der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft das Interesse für außenpolitische Fragen auch in einer verhältnismäßig intensiven *Forschung* auf dem Gebiete der Außenpolitik zum Ausdruck. Auf die diesbezüglichen Werke von Pokrovskij ist bereits hingewiesen worden. Mit den Fragen der neueren Außenpolitik hat sich außerdem E. Tarle beschäftigt, ein durch seine Forschungen über die Kontinental Sperre be-

kanter Historiker, dessen neuestes Werk, »Europa im Zeitalter des Imperialismus«⁶⁷ wegen der ententefreundlichen Tendenz scharf angegriffen wurde. Im bewußten Gegensatz zu Tarle werden die Probleme der Außenpolitik der Vorkriegszeit von N. *Poletika* behandelt.⁶⁸ Eine umfangreiche Untersuchung über das Ende des österreichisch-russischen Bündnisses hat ferner *Skazkin*⁶⁹ geliefert. Außerordentlich aufschlußreich, wenn auch mangelhaft in seinem Aufbau, ist schließlich das Werk von B. *Romanov* über die Politik Rußlands in der Mandschurei.⁷⁰ Der Verfasser geht darin auf Grund umfassender Forschungen im Archiv des Finanzministeriums, das damals in das Ressort des Auswärtigen Amtes eingriff, auf die Fernostpolitik Wittes ein, die sich als bei weitem nicht so friedlich erweist, als dies in den Memoiren Wittes dargestellt wird.

Charakteristisch für die neue Geschichtswissenschaft ist in thematischer Hinsicht auch das seinem Wesen nach universalistische Bestreben, die Geschichte Rußlands im Zusammenhang mit der Geschichte anderer Völker, vor allem derjenigen der Sowjetunion, zu betrachten. Systematisch und mit größter Energie wird die Neigung mancher sowjetrussischer Historiker bekämpft, die Geschichte der Sowjetunion vom national-russischen Standpunkt aus zu betrachten (*velikoder avnye tendencii*). Demgegenüber wird gefordert, die Geschichte der Sowjetunion als die einer Gesamtheit von Völkern zu untersuchen und darzustellen, die auf dem Gebiete des ehemaligen russischen Reiches leben. Bei der Betrachtung der Geschichte einzelner Völker wird dabei davor gewarnt, daß man nicht dem anderen Extrem verfällt, dem »kleinbürgerlichen Nationalismus« der nichtrussischen Völker.

Die Hauptarbeit in der spezialwissenschaftlichen Arbeit wird, soweit dies die kulturellen Verhältnisse gestatten, von den einzelnen Völkern geleistet. Besondere Erwähnung verdienen die *Ukrainer*, die seit der Revolution eine umfangreiche wissenschaftliche und literarische Produktion entfaltet haben. Das Zentrum des ukrainischen Geisteslebens hat sich schon lange von Lemberg nach Kiew und Charkow verschoben. In der

67 *Tarle*, *Evropa v epochu imperializma*. Moskau 1927.

68 *Poletika*, *Saraevskoe ubijstvo. Issledovanie po istorii avstro-serbskich otnosenij i balkanskoj politiki Rossii v period 1903–1914 gg.*, 443 S. Leningrad 1930.

69 *Skazkin*, *Konec avstro-russko-germanskogo sojuza. Issledovanie po istorii russko-germanskich i russko-avstrijskich otnosenij v svjazi s vostočnym voprosom v 80-e gody XIX stoletija*. Tom I. Moskau, Ranion 1928

70 B. *Romanov*, *Rossija v Mand' urii*. Leningrad 1930.

Ukraine prägt sich allerdings der »kleinbürgerliche Nationalismus« auch am deutlichsten aus.

Versuche einer synthetischen Darstellung der Geschichte der Völker der UdSSR⁷¹ bzw. der Geschichte des Proletariats der UdSSR⁷² wurden bisher nur von Großrussen gemacht. Bislang kann man jedoch nicht sagen, daß ihnen gelungen ist, brauchbare Werke dieser Art zu schaffen. Die Geschichte Rußlands steht nach wie vor im Mittelpunkt der historischen Forschung.

In unserer keineswegs erschöpfenden Übersicht der russischen historischen Literatur muß schließlich auf die zwei wichtigsten historischen Zeitschriften hingewiesen werden, die die charakteristische Thematik der sowjetrussischen Literatur deutlich zum Ausdruck bringen. Es ist zunächst der in Westeuropa bereits bekannte »Krasnyj archiv« (Rotes Archiv), das Organ der Zentralarchivverwaltung Moskau, in dem weniger umfangreiches *Quellenmaterial* zur Geschichte der revolutionären Bewegung, zur Geschichte der Partei, der Außenpolitik usw. veröffentlicht wird.

Die laufende historische *Forschung* konzentriert sich immer mehr um die Zeitschrift »Istorik Marksist« (der marxistische Historiker), das Organ der Vereinigung marxistischer Historiker der Sowjetunion.⁷³ Die Bedeutung dieser Zeitschrift liegt in erster Linie in den zahlreichen darin veröffentlichten Beiträgen. Wie ein empfindliches Meßinstrument reagiert sie außerdem auf die wichtigsten Neuerscheinungen, so daß man mit ihrer Hilfe über den Stand und Charakter der sowjetrussischen Forschung vorzüglich unterrichtet wird.

Der Unterschied zwischen der sowjetrussischen und der bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft liegt jedoch nicht allein in der Thematik. Die neuen Themata und Fragestellungen sind vielmehr Auswirkungen eines tieferliegenden Gegensatzes. Die Revolution brachte mit der neuen gesellschaftlichen Klasse auch eine neue Geschichtsbetrachtung zur Herrschaft, die sich durch ihren kämpferischen, *dynamischen* Charakter

71 Kniga dlja čtenija po istorii narodov SSSR. Pod red. Pokrovskogo. Tom I. Redakторы Viktorov i Presnjakov. Charkow 1927.

72 Istorija proletariata SSSR. Kom. Akademija, Institut istorii. Sbornik pervyj. Moskau 1930.

73 Siehe den Bericht von Epstein. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven, N. F. Bd. IV, Heft 11.

auszeichnet. Es ist eine Geschichtsbetrachtung, die aufs engste mit der Leninschen Auffassung des Marxismus zusammenhängt.

Von Lenin ausgehend, beschränken sich die sowjetrussischen Historiker nicht darauf, daß sie die Idee des Klassenkampfes, die Idee der dialektischen Entwicklung der Gesellschaft, in den Vordergrund stellen. Darüber hinaus erkennen sie die Unvermeidlichkeit der sozialistischen Revolution als Folge des Klassenkampfes an. Die sowjetrussischen Historiker bleiben jedoch nicht bei der Erkenntnis dieser Entwicklungstendenz stehen. Sie halten es vielmehr für ihre Pflicht, auf ihrem Gebiet, daß heißt auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, für die neue Gesellschaftsordnung aktiv zu kämpfen. Objektive, voraussetzungslose Geschichtswissenschaft gibt es nach ihrer Meinung nicht, da jeder Historiker klassenmäßig gebunden ist. Alle historischen Werke tragen, so meinen sie, bewußt oder unbewußt bei zur Erhaltung und Sicherung der Herrschaft jener gesellschaftlichen Schicht, der ihr Verfasser angehört oder zu der er sich bekennt. Deshalb tragen sie kein Bedenken, ihre eigene Arbeit in den Dienst der Revolution zu stellen. Deshalb halten sie es für ihre Pflicht, alle Historiker, die mit der Wahl der Themata, die mit ihren geschichtsphilosophischen Grundsätzen den Interessen der Revolution entgegenarbeiten, rücksichtslos zu bekämpfen.

Bei solcher Einstellung war natürlich die völlige Vernichtung der nichtmarxistischen Geschichtswissenschaft eine Frage der Zeit. Je stärker sich die marxistische Geschichtswissenschaft in qualitativer und quantitativer Hinsicht fühlte, um so schärfer ging sie gegen die bürgerlich-liberalen Forscher vor. In der neuesten Zeit mußten die letzteren ihren Platz vor den Schülern Pokrowskijs räumen. Die marxistische Geschichtswissenschaft hat auf diese Weise die absolute Herrschaft in der Sowjetunion errungen.

III

Wenn wir uns nunmehr der *deutschen* Rußlandforschung zuwenden, betreten wir ein anders geartetes Gebiet. Am ehesten läßt sich die deutsche Rußlandforschung mit der russischen bürgerlich-liberalen Forschung vergleichen. Jedoch darf die Ähnlichkeit dieser beiden Zweige der Osteuropaforschung nicht überschätzt werden. Bei ähnlicher politischer und wissenschaftlicher Haltung zeichnet sich die deutsche Forschung durch Züge aus, die ihr eine spezifische Prägung verleihen.

Schon deshalb unterscheidet sie sich von der russischen Osteuropaforschung, weil sie nicht den breiten Strom der *Landesgeschichte*, sondern die Geschichte eines *Nachbarlandes* darstellt. Damit erklärt sich zunächst der wesentlich kleinere Umfang der deutschen Osteuropaliteratur. Damit erklärt sich gleichzeitig, daß der deutsche Forscher dem russischen gegenüber in gewissem Vorteil ist. Der deutsche Forscher vermag oft gerade von seinem *spezifischen Standpunkt* aus Probleme zu entdecken oder zu erforschen, die von russischen Forschern übersehen oder in ihrer Bedeutung unterschätzt wurden. Die deutschen Forscher sind überdies in der Lage, das *Quellenmaterial deutscher Archive* zu verwerten, das den meisten russischen Forschern unzugänglich ist.

Die Eigenart der deutschen Osteuropaforschung ist weiterhin darin zu erblicken, daß sie in hohem Maße vom Krieg beeinflusst ist. Die einzelnen Etappen der deutsch-russischen Außenpolitik, das Problem der Entstehung des russisch-französischen Bündnisses und überhaupt alle diplomatischen Konflikte, die Rußland in den Kreis der Ententemächte führten, finden in der deutschen Forschung im Gegensatz zu der russischen bürgerlich-liberalen Forschung bevorzugte Behandlung. Die Intensität der deutschen Forschung zur Vorgeschichte des Krieges läßt sich annähernd nur mit der Intensität der sowjetrussischen Forschung zur Geschichte der revolutionären Bewegung vergleichen.

Auch ihrem Charakter nach weist die deutsche Osteuropaforschung Eigentümlichkeiten auf, die hervorgehoben zu werden verdienen. Der deutschen Osteuropaforschung, dem kleinen Zweig der deutschen Geschichtswissenschaft, der stärker als die russische Forschung mit der europäischen Geschichtswissenschaft verknüpft ist, mußte es von vornherein nahe liegen, die russische Geschichte im Zusammenhang mit der Geschichte anderer Länder, d. h. unter europäischem, ja universalgeschichtlichem Aspekt, zu betrachten. So ist es zu erklären, daß man in der deutschen Osteuropaforschung der *universalgeschichtlichen Betrachtung* häufiger begegnet als in der national beschränkten russischen bürgerlich-liberalen Literatur.

Es sei schließlich auf den *synthetischen Zug* in der deutschen Osteuropaforschung hingewiesen. Sie hat zahlreiche wissenschaftliche Gesamtdarstellungen (Stählin, Höttsch, Winkler u. a.) hervorgebracht, denen sich eine Fülle dilettantischer Kompilationen und Konstruktionen anschließt.

Diesen Vorzügen stehen allerdings spezifische Mängel gegenüber. Die deutsche Osteuropaforschung, der es an Fachleuten und Mitteln fehlt,

kann sich in bezug auf Produktivität mit der russischen Osteuropafor- schung nicht messen. Die deutschen Forscher sind, von wenigen Aus- nahmen abgesehen, nicht in der Lage, die reichen Bestände russischer Archive zu verwerten. Zahlreiche deutsche Forscher versagen, da sie ohne Kenntnis der russischen wissenschaftlichen Literatur sich mit Pro- blemen der russischen Geschichte befassen. In der deutschen England- und Frankreichforschung ist ein derartiger Unfug kaum denkbar. Es ist vor allem den Professoren Stählin, Hötzsch, Salomon und Braun zu dan- ken, daß in dieser Hinsicht in der neuesten Zeit Wandel geschaffen ist.

Mit Rücksicht auf die besonderen Schwierigkeiten der Lektüre alt- russischer Texte, mit Rücksicht auf das gesteigerte Interesse für Ruß- land überhaupt, ist es durchaus zu begrüßen, daß eine Reihe wichtiger Quellenwerke zur russischen Geschichte ins Deutsche übersetzt wurde. Auch für den Sprachkundigen ist es ein Gewinn, wenn er bei schwieri- gen Stellen eine gute Übersetzung zu Rate ziehen kann. Ein bleibendes Verdienst hat sich Prof. K. Stählin durch die Herausgabe der Reihe »Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte« erworben. Diese Rei- he enthält Werke⁷⁴, die man vor allem im akademischen Unterricht nicht entbehren kann.

Eine hervorragende Leistung stellt die ausgezeichnete Übersetzung der sogenannten Nestorchronik von R. *Trautmann*, Leipzig, dar.⁷⁵ Nun- mehr ist die seinerzeit epochemachende Ausgabe von Schlözer nur noch von historischem Interesse.

74 Bd. II. Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmanns nach Ostindien 1466–1472. Aus dem Altrussischen übersetzt, mit Ein- leitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen. Von Privatdozent Dr. K. H. Meyer. Leipzig 1927. – Bd. III. Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbsky (1564–1579). Eingeleitet und aus dem Altrussischen übertragen un- ter Mitwirkung von Privatdozent Dr. K. H. Meyer, von Prof. K. Stählin. Leipzig 1921. – Bd. IV. *Radischschew, A.*, Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Aus dem Russischen übersetzt von Dr. A. Luther. Leipzig 1922. – Bd. V. *Schtscherbatow, M.*, Über die Sittenverderbnis in Rußland. Aus dem Russischen übertragen und bear- beitet von *Ina Friedländer* unter Mitwirkung von Sergjej Jakobsohn. Berlin 1925. – Bd. X. Das Leben des Prototropen Awwakum. Von ihm selbst niedergeschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Dr. *Rudolf Jagoditsch*. Berlin und Königsberg 1930.

75 Die altrussische Nestorchronik. *Povest' vremennych let*. In Übersetzung herausge- geben von *Trautmann*. Slavisch-baltische Quellen und Forschungen herausg. von R. Trautmann. Heft VI. Leipzig, Markert u. Petters. XXII u. 302 S. Lw. RM 28,-.

Der Vorzug der neuen Nestorausgabe liegt zunächst darin, daß T. in der Lage war, den von Karskij vorzüglich redigierten Text der Laurentiuschronik zugrunde zu legen und unter Heranziehung verschiedener Varianten einen lesbaren Text der Chronik zu konstruieren. Seine vorzügliche Vorlage hat T. nicht allein wortgetreu übertragen, sondern darüber hinaus ihren Geist mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen erfaßt und dem westeuropäischen Leser nahegebracht. Es ist kaum eine Übertreibung, wenn man sagt, daß die Trautmannsche Nestorausgabe im 20. Jahrh. dieselbe Rolle spielen wird, wie sie die Schlözersche Nestorübersetzung im 19. Jahrh. spielte.

Die Einleitung zur Nestorchronik zeichnet sich durch vorbildliche Knappheit und Prägnanz aus. Was die Beurteilung der Chronik als historische Quelle betrifft, hat sich jedoch der Herausgeber die Aufgabe sehr leicht gemacht. Die erfolgreichen Bemühungen russischer Forscher (Šachmatov, Istrin u. a.⁷⁶), die einzelne Schichten der Chronik herauslösen und damit unentbehrliche Vorarbeit für die Verwertung einer historischen Quelle leisten, diese Bemühungen tut er kurzerhand ab und erklärt die Chronik für das schöpferische Werk einer Persönlichkeit, evtl. Nestors. *Eine* Interpolation eines späteren Abschreibers, die Aufzeichnungen des Volodimer Monomach, löst zwar T. selbst aus seinem Text der Chronik heraus. Er bleibt uns aber den Beweis schuldig, daß es keine anderen Interpolationen gibt. Deren Bestimmung ist in der Tat nicht so leicht wie die des Volodimer Monomach. Daß nun aber solche Interpolationen tatsächlich festzustellen sind, z. B. die Erzählung von der Blendung Vasilkos (nach T. der »absolute Höhepunkt« der ganzen Chronik) hat neuerdings Šachmatov überzeugend nachgewiesen.⁷⁷ So verliert der von Trautmann skizzierte Aufbau der Chronik eines seiner wesentlichen Glieder, so fällt die Behauptung T.s, daß die Chronik »eine einheitliche, von einer bestimmten Persönlichkeit gewollte Schöpfung« ist.

Der Bylenforscher T. weiß zu genau, daß das alte Rußland keine Kraft fand, Einzelmotive in einer großen epischen Dichtung zusammenzufassen. Sollte da der von T. analysierte, komplizierte Aufbau der Chronik auf einen solchen Akt individueller Gestaltung zurückzuführen sein?

76 Eine kritische Übersicht in der Einleitung zur englischen Ausgabe der Nestorchronik: *The Russian Primary chronicle*. By Samuel H. Gross. Reprinted from *Harvard Studies and Notes in Philology and Literature*. Vol. II. Cambridge U. S. A. (Harvard University Press) 1930.

77 Vgl. *Letopis' zan. Arch. Komm.* Bd. XXIX, S. XXXIff.

Hier liegt zweifellos eine Übertreibung vor. Die Einheitlichkeit und Schönheit der Nestorchronik, die T. faszinierte, kann und braucht nicht auf den schöpferischen Willensakt eines Einzelmenschen zurückgeführt werden. Wie eine schöne, organisch gegliederte Landschaft ist sie das Produkt *verschiedener* Faktoren, die als Ganzes ohne Mitwirkung eines schöpferischen Willens entstanden ist. Dem Historiker bleibt deshalb nach wie vor die Aufgabe vorbehalten, die Forschungen von Šachmatov, Istrin u. a. fortzusetzen, die in den Versuchen gipfeln, Entstehungszeit und Ort einzelner Schichten der Nestorchronik zu bestimmen. Erst solche Bestimmung wird die Verwendbarkeit der Nestorchronik als einer historischen Quelle endgültig sichern.

Eine willkommene Bereicherung des deutschen Quellenschatzes zur russischen Geschichte ist neben der Nestorchronik die deutsche Ausgabe des Werkes von S. *Collins*, dem Leibarzt des Zaren Aleksej Michajlovič.⁷⁸

Der Herausgeber dieser Arbeit, die in der Osteuropaabteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig entstanden ist, *W. Graf*, hat das schwierige Problem der Übersetzung eines oft verstümmelten Textes aufs glücklichste gelöst. Zu der verwickelten Verfasserfrage weist G. in seiner Einleitung nach, daß es in England im 17. Jahrh. *drei* Oxforder Ärzte mit Namen Samuel Collins gab, die in der historischen Literatur oft verwechselt wurden. In seiner Einleitung stellt er als einer der ersten den durchaus richtigen Grundsatz auf, daß die ausländischen Rußlandberichte aus dem 15. und 17. Jahrh. nicht ohne weiteres nebeneinander angeführt werden dürfen. Allerdings überschätzt G. selbst die angeblich »langsame kulturelle Entwicklung Rußlands« in diesem Zeitabschnitt, mit der man die unkritische Benutzung der ausländischen Rußlandberichte rechtfertigt. Wohl haben sich kirchliche Zeremonien, Sitten und Volksgebräuche nicht wesentlich geändert. Von der Verfassung und Verwaltung Rußlands jedoch hätte Collins, wenn er ein besserer Beobachter gewesen wäre, ein ganz anderes Bild entwerfen können als Herberstein. Hat sich doch z. B. das russische

78 S. *Collins*, The present state of Russia in a letter to a Friend. London 1671. Der deutsche Titel lautet: Samuel Collins' Moskowitzische Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von *Wilhelm Graf*. Slavisch-baltische Quellen und Forschungen Heft IV. XVI und 102 S. Leipzig, Hessel 1929. Es sei hier auch auf den Aufsatz von W. Graf, Grimmelshausen und Rußland im Bd. XXIII dieser Zeitschrift hingewiesen.

Recht inzwischen vom Gesetzbuch Ivans des Schrecklichen zum »Ulo- enie« des Zaren Aleksej Michajlovič fortentwickelt.

Die von ihm herausgestellten Grundsätze der Kommentierung hat G. leider nicht streng genug durchgeführt. Wohl werden zahlreiche Angaben von Collins unter Berufung auf andere Quellen korrigiert, oder aber als falsch gekennzeichnet. Bei zahlreichen falschen Berichten fehlt aber eine solche Kennzeichnung, so daß beim Leser der Eindruck entstehen muß, daß es sich hier um sichere, vom Herausgeber kontrollierte Tatsachen handelt. Zweckmäßigerweise sollte man entweder auf jede Berichtigung verzichten oder aber *jeden* falschen Bericht als solchen kennzeichnen.

Die deutsche Osteuropaforschung beschränkt sich nun aber nicht auf die oft schwierige Arbeit der Übersetzung einzelner Quellenwerke. Darüber hinaus ist sie damit beschäftigt, neuaufgefundene *deutsche* Quellen zur russischen Geschichte in methodisch einwandfreier Form zu veröffentlichen. Die großartigste Erscheinung auf diesem Gebiet sind die »Aufzeichnungen über den Moskauer Staat« von Heinrich von Staden⁷⁹, die schon vor über 30 Jahren im preußischen Staatsarchiv Hannover entdeckt, erst vor kurzem veröffentlicht und in ihrer Bedeutung als Quelle zur russischen Geschichte gewürdigt wurden.

Heinrich von Staden war einer jener Abenteurer, die sich in das moskovitische Rußland begaben, um dort ihr Glück zu versuchen. Teils im Dienste des Zaren, teils als selbständiger Unternehmer war er über ein Jahrzehnt (1564–1575) im engsten Kontakt mit verschiedenen Bevölkerungsschichten und wichtigsten Regierungsstellen in Rußland tätig. Seine Darstellung der Zeit Ivans des Schrecklichen beruht also nicht auf zufälligen Beobachtungen etwa eines Gesandten, sondern auf Erlebnissen eines naturalisierten Ausländers, der sich in das russische Milieu durchaus eingelebt hat.

Besonders wertvoll sind die Ausführungen Stadens über die sogenannte »Opričnina«. Staden selbst war ein aktives Mitglied der Opričnina. Ihr Treiben und seine eigenen Heldentaten schildert er mit skrupelloser Of-

79 *Heinrich von Staden, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat*. Nach der Handschrift des Preußischen Staatsarchivs in Hannover herausgegeben von Fritz Epstein. Abhandlungen auf dem Gebiet der Auslandskunde. Bd. 34, Reihe A. Rechts- und Staatswissenschaften. Bd. V, 64 u. 308 S. u. 3 Tafeln. Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter & Co. 1930.

fenheit. Er ist der einzige Zeitgenosse, der über das Ende der Opričnina und über die darauffolgende Güterreduktion ausführlich berichtet.

Die ausgezeichnete Ausgabe der Stadenschen Aufzeichnungen hat F. Epstein besorgt,⁸⁰ einer der fähigsten und kenntnisreichsten jüngeren Osteuropaforscher. Durch seine früheren Arbeiten zur russischen Verwaltungsgeschichte⁸¹ war E. mehr als jeder andere dazu berufen, einen erschöpfenden Kommentar zu Stadens Aufzeichnungen zu geben. Unter den Händen E.s ist die deutsche Stadenausgabe zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk zur Geschichte des russischen Mittelalters geworden.

E. beschränkt sich nicht nur auf die Kommentierung der Stadenschen Aufzeichnungen. Das in Hannover gefundene Material sucht er nach Möglichkeit durch andere Akten zu ergänzen. Es ist ihm auch in der Tat gelungen, weiteres Material über Staden und seinen Auftraggeber, den Pfalzgrafen Georg Hans von Veldenz-Lützelstein, aufzutreiben. Das bedeutendste der neuentdeckten Quellenwerke hat auf diese Weise eine ihm angemessene Bearbeitung und äußere Ausstattung erhalten.

Nach einem Fund wie den Stadenschen Aufzeichnungen, im Vertrauen auf die noch unentdeckten Schätze der deutschen Archive, greift man auch zu einem anderen »Quellenwerk«, in dem man neues Material zur Geschichte Katharinas II. zu finden hofft.⁸² Bei näherer Betrachtung läßt man jedoch das Buch beiseite. Es handelt sich hier nicht um ein Memoirenwerk aus dem 18. Jahrh., sondern um eine moderne Verarbeitung des aus anderen Quellen bekannten Stoffes. Der Einfluß der Memoiren Katharinas II. tritt sehr deutlich zutage. Eine Gräfin Korowin geb. Denissow hat es natürlich niemals gegeben.

Wissenschaftlich wertlos ist auch der Neudruck der Herzenschen Ausgabe der Memoiren Katharinas II.⁸³ Dem Herausgeber ist es unbe-

80 Eine russische von Prof. I. Polosin besorgte Übersetzung der Stadenschen Aufzeichnungen ist schon im Jahre 1925 erschienen. O Moskve Ivana Groznogo. Zapiski nemca-opričnika. Leningrad 1925.

81 Epstein, Die Hof- und Zentralverwaltung im Moskauer Staat und die Bedeutung von G. K. Kotošichins Werk: »Über Rußland unter der Herrschaft des Zaren Aleksej Michajlovič« für die russische Verwaltungsgeschichte. Dissertation. Berlin 1924.

82 Katharina II., Kaiserin von Rußland. Denkwürdigkeiten der Gräfin Korowin geb. Denissow. Herausg. von Reinhold Ortmann. Berlin, Weichert, o. J. 592 S. RM 2,85.

83 Erinnerung der Kaiserin Katharina II. Nach Alexander Herzens Ausgabe neu herausg. von G. Kunze. XXIV u. 343 S. Stuttgart o. J. Lutz' Memoiren-Bibliothek. Reihe 2, Bd. 13. Lutz' Nachf. O. Schramm.

kannt geblieben, daß die autobiographischen Aufzeichnungen Katharinas schon im Jahre 1907 *vollständig* erschienen sind. Auch die durchaus brauchbare Ausgabe von E. *Böhme*⁸⁴ scheint er nicht zu kennen.

Als bedeutende Quelle zur russischen revolutionären Bewegung sind schließlich die Werke von W. *Figner*⁸⁵ und M. *Bakunin*⁸⁶ hervorzuheben. Sowohl bei W. Figner als auch bei Bakunin handelt es sich zunächst um historisch wichtige und historiographisch interessante Schriften zweier exponierter Revolutionäre. (In beiden Werken wird der Versuch gemacht, die Darstellung persönlicher Schicksale mit einer Schilderung objektiver historischer Zusammenhänge zu verbinden.) Darüber hinaus lernt man hier zwei Menschentypen und -schicksale kennen, deren Gegenüberstellung außerordentlich lehrreich ist. Wera Figner, ein am Zarenmord vom 1. März 1881 mitverantwortliches Mitglied der »Narodnaja Volja«, lehnt jegliche Kompromisse ab. Zum Tode verurteilt, weigert sie sich, ein Gnadengesuch einzureichen. Die Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker wird gegen ihren Willen erwirkt. Nach 18 Jahren schwerer Kerkerstrafe will sie noch die von der Mutter für sie erwirkte Amnestie ablehnen. M. Bakunin, aktiver Teilnehmer am Dresdener Aufstand von 1848 und am Prager Slavenkongreß, sucht durch ein an den Kaiser Nikolaus I. gerichtetes geheucheltes Sündenbekenntnis, die »Beichte«, Milderung der Strafe zu erwirken. In der »Beichte«, die als einziges abgeschlossenes Werk Bakunins betrachtet werden muß, bricht aber das revolutionäre Temperament Bakunins immer wieder durch, weshalb der Kaiser mit größtem Mißtrauen erfüllt wurde. Bakunin hat bekanntlich sein Ziel nicht erreicht. Es vergingen Jahre, bis ihm die Flucht aus Sibirien, wohin er schließlich verbannt worden war, gelang.

Wie verschieden gestaltet sich das Leben der beiden Menschen nach der Entlassung bzw. nach der Flucht. Wera Figner versucht vergeblich, den Kontakt mit der inzwischen so völlig veränderten Welt wiederherzustellen, Verbindung mit den Gruppen oder Gemeinschaften, denen sie früher angehörte (Partei, Familie), zu finden. Ihr Kampf gegen die Vereinsamung steigert sich bis zur Sehnsucht nach den grauvollen Ka-

84 Katharina II. in ihren Memoiren. Herausg. Von E. *Böhme*. Leipzig, Insel-Verlag 1923.

85 W. *Figner*, Nacht über Rußland. 585 S. Berlin, Malik o. J.

86 Michail Bakunins Beichte aus der Peter-Pauls-Festung an Zar Nikolaus I. Herausg. von K. *Kersten*. 116 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1926. RM 7,50.

sematten von Schlüsselburg, in denen sie gleichgesinnte Menschen zurückließ. Bakunin dagegen gelingt mühelos die Wiederaufnahme der alten Beziehungen, der aktivsten politischen Tätigkeit, die ganz vergessen läßt, daß er nahezu zehn Jahre in viel stärkerem Grade als W. Figner von der Welt abgeschlossen war.

Neben bedeutsamen Quellenpublikationen zur russischen Geschichte weist die deutsche Geschichtswissenschaft eine Reihe von *Spezialuntersuchungen* auf, die ihr einen Ehrenplatz in der Osteuropaforschung sichern. So hat *Laehr*⁸⁷ († 1931) den Versuch gemacht, die Ergebnisse der westeuropäischen, vor allem aber der russischen Forschung zur älteren Geschichte Rußlands in einer *synthetischen* Darstellung zusammenzufassen. Dieser Versuch ist Laehr in seiner kleinen, aber inhaltsreichen und methodisch streng durchgearbeiteten Schrift durchaus gelungen. Mit Ausnahme von wenigen Werken hat er das gesamte Quellenmaterial sowie die einschlägige Literatur verarbeitet und schildert nun nach sorgfältigster Prüfung einzelner Angaben die politische Geschichte Rußlands im 9. und 10. Jahrh. Eine *universalgeschichtliche* Betrachtungsweise war für Laehr, der sich ursprünglich mit der westeuropäischen Geschichte befaßte, von vornherein gegeben. Von einem Nachbargebiet der historischen Forschung kommend, die Ereignisse von einer höheren Warte überschauend, betrachtet er die altrussische Geschichte in engster Verknüpfung mit der Geschichte der Nachbarvölker und bietet deshalb eine Reihe neuer Gesichtspunkte.

Bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Leistung Laehrs muß eine merkwürdige Lücke in seinem Werk hervorgehoben werden. Neben der Darstellung der politischen Geschichte stellt er sich die Aufgabe, »genaue Rechenschaft über die Beschaffenheit der jeweiligen Quellen« zu geben. Seine zahlreichen Exkurse und Anmerkungen weisen dabei darauf hin, daß er diese Aufgabe durchaus ernst genommen hat. Nun fehlt aber bei ihm eine quellenkritische Untersuchung der wichtigsten Quelle zur Geschichte Altrußlands – der Nestorchronik. Die bahnbrechenden quellenkritischen Arbeiten von Šachmatov sind ihm zwar bekannt und finden allem Anschein nach seinen Beifall. Die Ergebnisse seiner Forschung werden jedoch kaum erwähnt. Laehr hätte dabei den Wert seiner Arbeit wesentlich erhöht, wenn er auf das Lebenswerk Šachmatovs, wenn auch ganz kurz, eingegangen wäre.

87 G. *Laehr*, Die Anfänge des russischen Reiches. Politische Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert. 145 S. Historische Studien, Heft 189. Berlin, E. Ebering 1930.

Einer der bedeutendsten Beiträge zur russischen Geschichte ist zweifellos das Werk L. K. *Goetz*, Bonn († 1931).⁸⁸ Seine deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters ist ein Ergebnis langjähriger Forschung, deren erste Frucht die vorzüglich kommentierte Ausgabe der deutsch-russischen Handelsverträge ist.⁸⁹ Beide Werke hängen aufs engste zusammen und sind nach demselben Plan aufgebaut. In beiden Werken handelt es sich vor allem um den russischen Handel mit der Hanse, der in zwei große Gebiete zerfällt, das Novgoroder Handelsgebiet und das Dünahandelsgebiet. Jedes dieser Gebiete wird gesondert behandelt, wobei je einem chronologischen Teil ein systematischer Teil (die Reise, die Waren, der Handelsverkehr, die Personen) folgt.

Das Novgoroder Handelsgebiet (437 S.) wird entsprechend seiner historischen Bedeutung in den Vordergrund gestellt. Das Dünageschäft konnte um so kürzer behandelt werden (110 S.), als dessen Formen sich vielfach mit denen des Novgoroder Gebiets decken und nur einige Ergänzungen erforderlich machten. Auf den letzten vier Seiten behandelt Goetz in einem Anhang den südrussischen Handel mit Deutschland, wobei er sich nur auf eine kritische Zusammenfassung der Forschungsergebnisse russischer Historiker beschränkt.

Als Quellenmaterial für seine Arbeit zog Goetz außer seiner Ausgabe der deutsch-russischen Handelsverträge die für die russische Geschichte bis dahin kaum benutzten Hansischen und Livländischen Urkundenbücher sowie die Hanserezesse heran. Aus diesen Werken gewann er eine ungeheuere Fülle neuen Materials über die Organisation des deutsch-russischen Handels, über die Rolle der livländischen Städte, über die hauptsächlichsten Warengattungen., Preise usw. und machte dadurch seine Untersuchung zu einer Fundgrube für jeden wirtschaftsgeschichtlich interessierten Historiker.

Seine Absicht, auch eine deutsch-russische Handelsgeschichte der Neuzeit zu schreiben, hat Goetz nicht auszuführen vermocht. Es wäre zu wünschen, daß das von ihm gesammelte Material nicht lange brach liegt.

88 L. K. *Goetz*, Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters. XVI u. 572 S. Hansische Geschichtsquellen herausg. v. Verein für Hansische Geschichte. N. F. Bd. V. Lübeck 1922

89 Deutsch-russische Handelsverträge des Mittelalters. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Reihe A, Bd. 6. Hamburg 1916.

Dem Goetzschen Werk in bezug auf die Fülle des gebotenen Materials vielleicht gleichwertig, ihm aber sonst dank seinem durchaus universalgeschichtlichen Aspekt überlegen, ist die große Untersuchung von Dietrich Gerhard⁹⁰ über die russisch-englischen Beziehungen im 18. Jahrh. Der Titel dieses Werks verspricht allerdings mehr, als es einem osteuropäisch interessierten Leser tatsächlich bietet. Der Verfasser treibt in erster Linie englische Geschichte und geht vom englischen Material aus, das er in englischen Archiven (Board of Trade, Foreign Office usw.) gewonnen hat. Überdies beschäftigt er sich vor allem mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und tut die erste Hälfte mit wenigen Seiten seiner Darstellung ab. Bei der Behandlung der englisch-russischen Beziehungen im 18. Jahrh. wird Rußland auf diese Weise nicht nur in sachlicher Hinsicht in den Hintergrund gestellt, sondern auch in einem zeitlich sehr engen Rahmen gefaßt.

Der Verfasser ist offenbar der Meinung, daß der »Aufstieg« Rußlands erst mit Katharina einsetzt und fühlt sich deshalb berechtigt, die Zeit Peters I. fast unberücksichtigt zu lassen. Dabei ist diese Zeit eine der wichtigsten Etappen des russischen Aufstiegs. Man vermißt auch bei G. eine zum mindesten skizzenhafte Darstellung der englisch-russischen Beziehungen im 17. Jahrhundert, die durch die neuere russische Forschung (I. Ljubimenko) untersucht worden sind.

Auffallend ist bei G. auch eine gewisse methodische Inkonsequenz bei der Behandlung außenpolitischer Fragen. Er weist z. B. wiederholt darauf hin, daß die einzelnen Etappen der englisch-russischen Politik im stärksten Maße von Faktoren wirtschaftlicher Natur bestimmt waren. Bei der Behandlung der europäischen Außenpolitik sieht er von derartigen Hinweisen ab, weshalb der Eindruck entsteht, daß die russisch-englische Außenpolitik besonderen Gesetzen unterworfen ist.

Alle diese Einwände sollen natürlich die Verdienste G.s um die Osteuropaforschung nicht schmälern. Trotz der hier hervorgehobenen Mängel gehört sein Werk zweifellos zu den bedeutendsten und inhaltsreichsten Werken zur russischen Geschichte, die in der neuesten Zeit erschienen sind. An seinem Werk sieht man wieder einmal, daß nichtrussische Archive und Bibliotheken viel wertvolles Material zur russischen Geschich-

90 D. *Gerhard*, England und der Aufstieg Rußlands. Zur Frage des Zusammenhanges der europäischen Staaten und ihres Ausgreifens in die außereuropäische Welt in Politik und Wirtschaft des 18. Jahrhunderts. 436 S. München-Berlin, Oldenbourg 1933. RM 16,80.

te beherbergen und daß es Historiker gibt, die den gewaltigen Stoff in meisterhafter Weise zu verwerten verstehen.

Vom Niveau der bisher besprochenen Werke muß man beträchtlich absteigen, um zur Besprechung eines aus irgendwelchem Grunde ins Deutsche übersetzten Werkes von *Korostowetz* über den Grafen S. Witte⁹¹ überzugehen. Der Verfasser ist zu wenig gewissenhafter, methodisch geschulter Forscher, um ein wissenschaftliches Werk zu schreiben. Er ist aber gleichzeitig zu wenig Künstler, um eine künstlerische Biographie zu verfassen.

Die Hauptquelle K.s sind die Erinnerungen Wittes, von deren unbedingter Glaubwürdigkeit er naiverweise überzeugt ist. Wenn er sich die Mühe gemacht hätte, z. B. die Untersuchungen von Romanov anzusehen (teilweise schon 1921 erschienen), dann wäre er anderer Meinung geworden. Versöhnend stimmt es, daß der Verfasser das Archiv des Fürsten Meščerskij benutzte und auf diese Weise über die Erinnerungen Wittes hinaus etwas Neues bieten konnte. Die sachlich nicht zu rechtfertigende wiederholte Heranziehung der Äußerungen von Mutter, Vater und Großvater des Verfassers hätte ruhig unterbleiben können.

Mit Rücksicht auf das Bedürfnis nach zusammenfassenden Darstellungen der russischen Geschichte, das zunächst durch die einheimischen Forscher nicht befriedigt werden konnte, war es eine Selbstverständlichkeit, daß die hervorragendsten, wenn auch teilweise veralteten Werke russischer Historiker ins Deutsche übersetzt wurden. Hier sind vor allem die Darstellungen von Ključevskij und Platonov zu nennen, deren deutsche Ausgaben⁹² Friedrich Braun, Leipzig, besorgt hat.

Eine empfindliche Lücke in der deutschen Literatur zur russischen Verfassungsgeschichte sollte die Übersetzung der grundlegenden Arbeit von D'jakonov⁹³ füllen. Leider entspricht sie nicht den Anforderungen, die man an die Übersetzung eines wissenschaftlichen Werkes stellt. Un-

91 *Korostowetz*, W., Graf Witte der Steuermann in der Not. X u. 306 S. Berlin, Brückenverlag 1929.

92 *Platonow*, Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit. Schlußkapitel von O. Hötzsch. Herausg. von F. Braun. Leipzig 1927. *Ključewskij*, Geschichte Rußlands. Herausg. von F. Braun und R. v. Walter. I–VI. Stuttgart-Leipzig-Berlin 1925–1926.

93 *D'jakonov*, Skizzen zur Gesellschafts- und Staatsordnung des alten Rußland. Übers. von Goluboff. XII u. 436 S. (Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas, Bd. VI.) Osteuropa-Institut. Breslau, Priebsatsch 1931. RM 14,40.

verständlicher Weise wurde der deutschen Ausgabe nicht die letzte, vom Verfasser selbst († 1919) wesentlich erweiterte Auflage vom Jahre 1926 zugrunde gelegt, sondern die vom Jahre 1912. Die Übersetzung enthält darüber hinaus Fehler, die auf durchaus mangelhafte Kenntnis der russischen historischen Literatur schließen lassen. Einige Stichproben erweisen schließlich, daß der Übersetzer bei Gestaltung des Textes so weit gegangen ist, einige schwer übersetzbare Stellen einfach wegzulassen, ein Verfahren, das nach wie vor die Benutzung des russischen Originals empfehlenswert macht.

Die erste bedeutende *deutsche* Darstellung der russischen Geschichte, mit deren Würdigung der vorliegende Literaturbericht abgeschlossen werden soll, ist das große Werk von K. *Stählin*.⁹⁴

Mit Stählins Werk ist dem beschämenden Zustand ein Ende gemacht, daß die deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Werk von *Herrmann-Strahl* (1832–1866)⁹⁵ und *Schiemann* (1886–1887)⁹⁶ wohl einzelne größere Spezialuntersuchungen, aber keine einzige nennenswerte Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands hervorgebracht hat.

Von besonderer Bedeutung ist der zweite Band der Stählinschen Arbeit (Peter I. bis Katharina II.). Eine zusammenfassende Darstellung dieses Zeitraumes gab es bis heute weder in deutscher noch in russischer Sprache. Auch Ključevskij, der letzte große Historiker des vorrevolutionären Rußlands, vermochte eine solche Darstellung nicht zu geben. Dem hervorragenden Kenner des gesamten Quellenmaterials des 15.–17. Jahrh. fehlte es an den notwendigen Voraussetzungen für die historische Beurteilung der Neuzeit.⁹⁷

Gerade hier konnte Stählin einspringen. Mit dem 18. Jahrh. hat er sich schon in seinem Monumentalwerk über Jakob von Stählin beschäftigt.⁹⁸ Ihm standen außerdem nicht nur zahlreiche Spezialuntersuchun-

94 K. *Stählin*, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. I–II. 446 S.; XII u. 752 S. Berlin-Königsberg, Osteuropa-Verlag 1923–1930. RM 7,65 u. 20,–.

95 *Herrmann* und *Strahl*, Geschichte des russischen Staates I–V u. Ergb. Geschichte der europäischen Staaten. Herausg. von A. Heeren und F. A. Ukert. Gotha-Naumburg 1832–1866.

96 *Schiemann*, P., Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert I–II. Berlin 1886 bis 1887.

97 Nur von marxistischer Seite wurde das 18. Jahrhundert eingehend untersucht. *Pokrovskij*, a. a. O., Bd. II–III. Istorija narodov SSSR a. a. O.

98 K. *Stählin*, Aus den Papieren von Jakob von Stählin. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. XVI u. 458 S. Berlin-Königsberg 1926.

gen russischer Historiker zur Geschichte des 18. Jahrhunderts (Miljukov, Kizevetter, Bogoslovskij, Aleksandrov u. a.) zur Verfügung, sondern auch bisher unbenutztes Quellenmaterial preußischer, teilweise auch russischer Archive. Er verbindet den Entdeckungstrieb eines Sammlers mit einer wahrhaft universalgeschichtlichen Perspektive und einer Gestaltungskraft, die alle auch noch so verwickelten historischen Probleme zu meistern vermag. Kein Wunder, daß Stählin ein Werk geschaffen hat, das die besten Eigenschaften der deutschen Osteuropaforschung in sich vereinigt.

Die deutsche Osteuropaforschung weist sehr ungleichwertige Leistungen auf. Neben unbedeutenden Schülerarbeiten hat sie Werke von bleibender Bedeutung hervorgebracht. Wesentlich ist, daß sie durchaus im Aufsteigen begriffen war. Die Zukunft wird zeigen, ob dieser Aufschwung nur einer Zeitströmung zu verdanken ist oder ob die Osteuropaforschung ein bleibender Bestandteil der deutschen Geschichtswissenschaft geworden ist.

Leipzig.

Georg Sacke.

ERNSTGERT KALBE

Zum Bericht des Leipziger US-amerikanischen Konsuls Ralph C. Busser über den Reichstagsbrandprozeß 1933 und zu Dimitroffs »Dnevnik«. Nachtrag zu Georgi Dimitroffs Rolle für den Antifaschismus

Die Anlässe mehren sich, um erneut über die Rolle des Bulgaren Georgi Dimitroff für den Antifaschismus wie in der internationalen Arbeiterbewegung zu diskutieren.

Nach früheren Forschungen zum Reichstagsbrandprozeß und zur internationalen Solidaritätsbewegung für die Befreiung Georgi Dimitroffs aus faschistischer Haft,¹ nach zeitgleich einsetzenden Kontroversen über Urheber und Hintergründe der manipulierten Reichstagsbrandstiftung, die

1 Siehe Georgi Dimitroff: Reichstagsbrandprozeß. Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen. Berlin 1946. 232 S. – Lajpcigskijat proces i me' dunarodnata solidarnost v borbata protiv fašizma 1933–1934. Dokumenti i materiali. Sofia 1958. 829 S. – Ernstgert Kalbe: Freiheit für Dimitroff. Der internationale Kampf gegen die provokatorische Reichstagsbrandstiftung und den Leipziger Prozeß. Berlin 1963. 360 S. – Der Reichstagsbrandprozeß und Georgi Dimitroff. Dokumente. Bd. 1: 27. Februar bis 20. September 1933. Red.: Hans-Joachim Bernhard/David Elazar (Chefred.)/Ekaterina Kabakčieva/Dina Kunina/Petra Radenkova (verantw. für die bulgar. Ausgabe)/Lya Rothe (verantw. für die deutsche Ausgabe)/Kirill Širinja (verantw. für die russ. Ausgabe). Berlin 1982. 633 S. – Bd. 2: 21. September bis 23. Dezember 1933. Berlin 1989. 970 S. – Procesät po podpalvaneto na Rajchstaga i Georgi Dimitrov. Dokumenti. Tom 1: 27 fevruari – 20 septemvri 1933. Sofia 1980. 678 S. – Tom 2: Čast 1: 21 septemvri – 23 dekemvri 1933. Sofia 1989. 596 S. – Tom 2. Čast 2: 23 noemvri – 23 dekemvri 1933. Sofia 1989. 406 S. – Process o pod' oge Rejchstaga i Georgi Dimitrov. Dokumenty. Tom 1: 27 fevralja – 20 sentjabrja 1933 g. Moskau 1981. 637 S. – Tom 2. Kniga 1: 21 sentjabrja – 23 nojabrja 1933 g. Moskau 1988. 527 S. – Tom 2: Kniga 2: 23 nojabrja – 23 dekabrja 1933 g. Moskau 1988. 381 S. – Siehe auch Walther Hofer/Edouard Calic/Karl Stephan/Friedrich Zipfel (Hrsg.): Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation. Bd. 1. Berlin 1972. 273 S. – Walther Hofer/Edouard Calic/Christoph Graf/Friedrich Zipfel (Hrsg.): Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation. Bd. 2. München, New York, London, Paris, Berlin 1978. 487 S. – Internationales Komitee Luxemburg (Hrsg.): Der Reichstagsbrand. Die Provokation des 20. Jahrhunderts. Forschungsergebnis. Luxemburg 1978. XXXIV, 444 S.

– 1959/1960 vom »Spiegel« losgetreten² – die bis heute kolportierte These von der Alleintäterschaft Marinius van der Lubbes hoffähig machen will,³ nachdem das in Leipzig seit 1952 beheimatete Georgi-Dimitroff-Museum dem Wende-Index zum Opfer fiel und die Mehrheit der Leipziger Stadträte das Gedenken an den »Helden von Leipzig« durch Umbenennung des nach ihm benannten Platzes vor dem ehemaligen Reichsgericht tilgen möchten,⁴ nachdem nunmehr endlich eine wissenschaftlich seriöse Veröffentlichung des lange sekretierten Tagebuchs Georgi Dimitroffs vorliegt,⁵ das der breiten Diskussion über die Rolle Dimitroffs im Leipziger Prozeß wie in der kommunistischen Bewegung neuen Anstoß gibt, könnte es nützlich sein, an die Sicht der Zeitgenossen auf die provokatorische Reichstagsbrandstiftung von 1933 und die Rolle Georgi Dimitroffs für den antifaschistischen Kampf vor, während und nach dem Prozeß zu erinnern.

Die Alleintäterthese des »Spiegel«-Autors Fritz Tobias, die die dominierende Auffassung von der faschistischen Urheberchaft der Brandstiftung erschüttern sollte, entlastete freilich – wohl oder übel – auch die periodisch immer wieder als Täter beschuldigten Kommunisten, ein Lügengespinnt, das von Georgi Dimitroff bereits während des Leipziger Prozesses überzeugend zerrissen wurde.

Immerhin hielt es der Münchener Zeithistoriker Martin Broszat schon 1960 für geboten, der kolportierten These von der Alleintäterschaft des Marinius van der Lubbe in »grundsätzlichen Erörterungen« entgegenzutreten, weil die auf den Reichstagsbrand folgende Notverordnung, »die erst eigentlich die nationalsozialistische Revolution einleitete« und als Vollmacht für die zwölfjährigen faschistischen Gewaltmaßnahmen diente, unter »bewußt falschen Anschuldigungen und Begründungen« erlassen wurde.⁶ Broszat wandte sich gegen die »Verkümmerung des Geschichts-

2 Siehe Stehen Sie auf, van der Lubbe! Der Reichstagsbrand 1933 – Geschichte einer Legende. Nach einem Manuskript von Fritz Tobias in: »Der Spiegel«. Hamburg (1959)43–52. Siehe ebenda. Hamburg (1960)1–2.

3 Siehe Fritz Tobias: Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit. Rastatt/Baden 1962.

4 Siehe Der Dimitroff-Skandal. Wie die Stadt Leipzig einen weltberühmten Antifaschisten abwickelt. Hrsg. vom PDS-Stadtvorstand Leipzig. Leipzig 1997.

5 Siehe Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 februar 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. 794 S.

6 Siehe Martin Broszat: Zum Streit um den Reichstagsbrand. Eine grundsätzliche Erörterung. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. München (1960)3. S. 276.

bewußtseins«, gegen ein »peinliches Entdeckerpathos« im Falle des Reichstagsbrandes, »weil es bestätigt, wie nachhaltig der propagandistisch glänzende Einfall Hitlers gewirkt hat, die eigentliche Staatsstreichfackel (die Notverordnung vom 28. Februar 1933 mit ihren unzähligen Konsequenzen) im Schatten des weithin sichtbaren Feuers im Reichstag anzustecken«. ⁷

Nunmehr kann der Autor dieser Einleitung der Öffentlichkeit – wegen seines Umfangs nur auszugsweise – ein Dokument des US-amerikanischen Konsuls in Leipzig, Ralph C. Busser, vom 4. April 1934 an das State Departement in Washington vorstellen, ⁸ das – heimlicher Sympathien für den Kommunismus unverdächtig – eine faszinierende Analyse der »Nationalsozialistischen Revolution« von 1933 vor dem Hintergrund der Reichstagsbrandstiftung bietet, die der Etablierung der faschistischen Diktatur durch die Verfolgung der Arbeiterparteien und aller demokratischen Bewegungen diene, eine ausführliche Würdigung des Leipziger Prozesses und seiner zweifelhaften rechtlichen wie repressiven politischen Grundlagen vornimmt, die Reaktion der internationalen Öffentlichkeit auf den Reichstagsbrandprozeß einschätzt und objektiv die mutige politische Selbstverteidigung vor allem Georgi Dimitroffs, aber auch Ernst Torglers würdigt, wodurch die konstruierte Anklageschrift als bewußte politische Fälschung entlarvt wurde.

Nachfolgend soll zu vier Aspekten der Problematik eine persönliche Position bezogen werden: *erstens* zu Persönlichkeit und Wirken Dimitroffs; *zweitens* zum Gehalt des US-amerikanischen Konsulatsberichts; *drittens* zum Leipziger Skandal der Umbenennung des Georgi-Dimitroff-Platzes; *viertens* zum Erkenntnisgewinn durch das jüngst erschienene Dimitroff-Tagebuch.

7 Ebenda. S. 277f.

8 Siehe *The Riddle of the Revolution. Political Aspects of the Reichstag Fire Trial*. Bericht des US-amerikanischen Konsuls zu Leipzig, Ralph C. Busser, 4. April 1934. 173 S. (im weiteren Ralph C. Busser: *The Riddle of the Revolution ...*). – Das Dokument des Department of State, Sign. 862.00/3240, befindet sich als Fotokopie im Privatbesitz des Autors der Einleitung). Nachfolgende Zitate wurden vom Autor aus dem Englischen übersetzt.

I

Die Persönlichkeit Georgi Dimitroffs, wenige Jahre nach der Abschüttelung der Osmanischen Herrschaft und der beginnenden Eigenstaatlichkeit Bulgariens am 18. Juni 1882 geboren, wird – nach vorangegangenen, mehr oder minder hagiographischen Biographien⁹ – durch das nunmehr erschienene Tagebuch für die Jahre 1933–1949 plastisch deutlich, auch wenn die prägenden Lebensperioden seiner Kindheit wie seines aktiven politischen Wirkens als proletarischer Revolutionär vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Leipziger Prozeß nicht erfaßt sind. Das bezieht sich auf seinen weitgehend autodidaktischen Bildungsweg als Buchdruckerlehrling, auf seine frühzeitige Gewerkschaftsarbeit, die ihn 1909 an die Spitze des Allgemeinen Arbeiter-Gewerkschaftsbundes führte, auf sein Wirken in der Bulgarischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (*tesni socialisti*), der er seit 1902 als Mitglied und deren Zentralkomitee er seit 1909 angehörte, auf seinen Antikriegskampf während der Balkankriege wie im Ersten Weltkrieg, auf sein begeistertes Engagement für die russische Oktoberrevolution wie für die 1919 begründete Bulgarische Kommunistische Partei, auf seine führende Rolle im neuerlich umstrittenen bulgarischen Septemberaufstand 1923 wie während seiner nachfolgenden, durch Todesurteil erzwungenen Emigration, vorwiegend in Wien, Berlin und Moskau, die er aktiv im Exekutivkomitee der Komintern und in der Leitung der Roten Gewerkschaftsinternationale, im Sekretariat der Kommunistischen Balkanföderation, als Leiter des Westeuropäischen Büros der Komintern und als Mitglied der Auslandsleitung der BKP durchlebt.

Bereits die Erfahrungen dieser ersten drei Jahrzehnte seines politischen Wirkens prägen jene unübersehbare Grundhaltung zur Einheitsfrontpolitik gegen Imperialismus, Faschismus und Krieg aus, die er später, während des Leipziger Prozesses und sodann als Generalsekretär der Komintern umfassend begründet und unter wechselnden, häufig widrigen Bedingungen durchzuhalten versuchte. Georgi Dimitroff gehörte keineswegs zu den orthodoxen Ultralinken in der Komintern, eher wurde er schon des Rechtsopportunismus verdächtigt, Vorwürfe, denen er durch sein erfolgreiches Wirken wie durch sein unbedingtes Vertrauen in

9 Siehe Veselin Chad inikolov/David Elazar/Dobrin Mičev/Ljubomir Panajotov/Petra Radenkova: Georgi Dimitrov. Biografija. Sofia 1972. 644 S. – Die gekürzte deutsche Fassung siehe Georgi Dimitroff. Biographischer Abriß. Berlin 1972. 373 S.

die Sowjetunion und freilich auch seine über alle Zweifel hinweg bewahrte persönliche Ergebenheit gegenüber Stalin begegnete.

Typisch für seine frühe Orientierung auf die proletarische Einheitsfront ist ein Brief Georgi Dimitroffs vom Oktober 1932 als Sekretär des Westeuropäischen Büros (WEB) in Berlin an das Exekutivkomitee der Komintern (EKKI) in Moskau, in dem er »Schwächen, Unklarheit und Unentschlossenheit« der KPD beklagt, die Sozialdemokraten für gemeinsame Aktionen im Rahmen der »Antifaschistischen Aktion« zu gewinnen. »Es wurde zwar eine Aktion für die Durchdringung der Betriebe mit der ›Antifaschistischen Aktion‹ unternommen, aber die ganze Einstellung ist zu eng und in Wirklichkeit ist die sogenannte ›Antifaschistische Aktion‹ eine Sache der Partei und ihrer Sympathisierenden geblieben, ohne unter die breiten Massen, besonders unter bedeutende Teile der sozialdemokratischen Arbeiter, durchdringen zu können. Und das ist begreiflich: [...] Gegenüber den sozialdemokratischen Arbeitermassen setzen wir mit der ›Antifaschistischen Aktion‹ die frühere Fragestellung fort: Kommt *zu uns!* Kämpft *mit uns* gegen den Faschismus, gegen den Lohn- und Unterstützungsraub! [...] Faktisch stellen wir immer noch die Anerkennung der Führungsrolle der Kommunistischen Partei als eine *Vorbedingung* für die revolutionäre Einheitsfront [...] anstatt diese Führung tatsächlich im praktischen, konkreten gemeinsamen Kampf und Aktionen *durchzusetzen* und zu *erobern* [...] Deshalb ist es notwendig, außer der jetzigen ›Antifaschistischen Aktion‹ auch eine Reihe anderer Formen und Methoden zur Durchführung unserer Einheitsfronttaktik anzuwenden, nicht unter dem Gesichtspunkt ›Kommt zu uns! Kämpft mit uns!‹, sondern: Arbeiter, ohne Unterschied der Partei- und Organisationszugehörigkeit, schafft auf der Grundlage der proletarischen Demokratie eigene, von Euch gemeinsam gewählte Kampforgane, faßt gemeinsam konkrete Beschlüsse für gemeinsame Kampffaktionen gegen Lohn- und Unterstützungsraub, gegen Faschismus und polizeilichen und nationalsozialistischen Terror, für die Verteidigung Eurer Arbeiterrechte, Eurer Organisationen, Eurer Kampfpositionen, Eures Lebens und des Lebens Eurer Vorkämpfer.«¹⁰

Das war angesichts der noch immer von der Linie des VI. Weltkongresses der Komintern von 1928 bestimmten Beschlüsse des XII. EKKI-Plenums im Sommer 1932, die auf die unmittelbare Eroberung der

10 Das deutschsprachige Original des Dokuments siehe Zentrales Parteiarchiv im Bulgarischen Staatsarchiv (CPA). Sofia. Fonds 146. Opus 6. A.E. 813. Blatt 2/3.

politischen Macht gerichtet waren, keineswegs eine Selbstverständlichkeit.

Wesentlich erscheint mir der Verweis darauf, daß Georgi Dimitroff als Leiter des WEB von Berlin aus gewichtigen Anteil an der Vorbereitung des Amsterdamer Antikriegskongresses vom August 1932 wie auch des Antifaschistischen Arbeiterkongresses Europas vom Juni 1933 im Pleyel-Saal in Paris nimmt, deren im August 1933 vereinigttes Leitungsgremium, das »Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus« unter Vorsitz von Henri Barbusse, einen bedeutenden Beitrag zur Entfaltung der internationalen Bewegung des Protestes gegen den Reichstagsbrandprozeß und zur Befreiung Georgi Dimitroffs und seiner Mitangeklagten leistet.¹¹

Auch unter diesem Aspekt ist es nicht zufällig, wenn Georgi Dimitroff im Leipziger Prozeß die politische Linie des proletarischen Antifaschismus auf den Punkt bringt: »Massenarbeit, Massenkampf, Massenwiderstand, Einheitsfront, keine Abenteuer – das ist das Alpha und Omega der kommunistischen Taktik.«¹²

Im Ergebnis des Leipziger Prozesses und der internationalen Solidaritätsbewegung mit den der politischen Brandstiftung angeklagten Kommunisten resümierte Georgi Dimitroff die gewonnenen Erfahrungen mit den Worten: Im Verlaufe des Reichstagsbrandprozesses »entstand eine Einheitsfront im Weltmaßstab, obwohl formell kein Pakt abgeschlossen worden war. Sowohl Kommunisten wie Sozialdemokraten, Anarchisten und Parteilose traten gemeinsam gegen den deutschen Faschismus auf. Millionen und aber Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen verfolgten Tag für Tag den Kampf in Leipzig. Millionen und aber Millionen Kleinbürger, Bauern, Intellektuelle waren auf seiten der antifaschistischen Einheitsfront [...] Der deutsche Faschismus war während dieser Zeit isoliert.«¹³

Wahrlich: es bedarf keiner wiederholten und ausführlichen Analyse des Reichstagsbrandprozesses, um dem Urteil der Zeitgenossen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Georgi Dimitroff war der »Held von Leip-

11 Siehe Ernstgert Kalbe: Freiheit für Dimitroff. Der internationale Kampf gegen die provokatorische Reichstagsbrandstiftung und den Leipziger Prozeß. Berlin 1963. S. 193 ff. und 218 ff.

12 Georgi Dimitroff: Reichstagsbrandprozeß. Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen. Berlin 1953. S. 168.

13 Georgi Dimitroff: Für Aktionseinheit des Proletariats im Kampf gegen Faschismus und Krieg. In: Georgi Dimitroff: Probleme der Einheits- und Volksfront. Reden und Aufsätze. Moskau 1938. S. 115.

zig«, der dem Faschismus seine erste schwere politische Niederlage beibrachte, wesentliche Grundlagen für eine antifaschistische Einheitsfrontpolitik legte, dem internationalen Antifaschismus politisch-moralischen Auftrieb verlieh und damit – neben den dafür vorhandenen objektiven Bedingungen – auch die subjektiven Voraussetzungen schafften half, unter denen mit unmittelbarer und prägender Mitwirkung Dimitroffs der VII. Weltkongreß der Komintern 1935 durch die Ausarbeitung der antifaschistischen Einheits- und Volksfrontpolitik gegen vielfältige »linksorthodoxe« Widerstände eine strategische Wende in der kommunistischen Weltbewegung bewirkte, die freilich später erneuten Deformationen unterlag.

Gewiß, Georgi Dimitroff war eine Persönlichkeit seiner Zeit, geprägt von der kommunistischen Bewegung und ihrem damaligen Gravitationszentrum, der Sowjetunion, die bedingungslos verteidigt wurde und deren Deformationen, soweit überhaupt reflektiert, den Kampfbedingungen zweier konträrer Welten zugeschrieben wurde. In dieser realen Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus, in der die Sowjetunion am kürzeren Hebel saß, wurde die These von der Verschärfung des Klassenkampfes zum Dogma erhoben, was der Rechtfertigung restriktiver und schließlich repressiver Innen- und Sicherheitspolitik diente, die nolens volens zu terroristischen Herrschaftsmethoden und etatistisch-bürokratischen Kommandomethoden in Gesellschaft und Wirtschaft mutierte. Das ließ keine Freiräume mehr für schöpferisches Klima gesellschaftlicher Innovation, geistig-kultureller Freiheit und politischer Demokratie: eine Entartung sozialistischer Werte und Ziele, wodurch historisch angelegte und damit systemimmanente Krankheitskeime zu metastatischen Geschwüren eines selbstverschuldeten Systemuntergangs wucherten.

Diesem moralisch-politischen Druck und den politischen Konsequenzen des »Stalinismus« unterlag auch Georgi Dimitroff, namentlich in seiner Funktion als Generalsekretär der Kommunistischen Internationale. Wegen seiner unwandelbaren Ergebenheit gegenüber der Sowjetunion und insbesondere angesichts seines offensichtlichen Glaubens in die unbestrittene Autorität Stalins, der dieses Vertrauen seinerseits lange – bis zum Kriegsende – erwiderte, verstrickte sich Dimitroff in die destruktive und selbstzerstörerische Repressionspolitik des Sowjetsystems.

Es ist bemerkenswert, daß in Dimitroffs Tagebuch nur knappe, gewöhnlich zurückhaltende Bemerkungen zu den Repressionen und Verfolgungen der dreißiger Jahre zu finden sind, was sowohl als innere Distanz

wie auch als vorsichtiger Selbstschutz interpretiert werden kann. Jedenfalls hat Dimitroff keinen energischen Widerspruch gegen die Verfolgung auch ihm bekannter Kommunisten erhoben, abgesehen von wiederholten und bezeugten Fällen seines Einsatzes für die Freilassung verhafteter Landsleute und direkter Mitarbeiter; er trägt somit letztlich Mitverantwortung für die Repressalien gegen sowjetische und ausländische Kommunisten, darunter viele Emigranten aus Ländern mit faschistischen Regimes, die in der Sowjetunion Schutz gesucht hatten.

In den Jahren des antifaschistischen Befreiungskrieges der Völker seit 1941, in denen die vorübergehend – d. h. zwischen dem Münchener Abkommen von 1938, dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom August 1939 und dem Überfall des Hitlerfaschismus auf die UdSSR im Juni 1941 – in den Hintergrund gedrängte Einheits- und Volksfrontpolitik erneut äußerste politische Relevanz erlangte, nahmen auch politischer Einfluß und Gewicht Georgi Dimitroffs wieder zu. Nach der Auflösung der Komintern im Mai 1943, danach als Abteilungsleiter für Internationale Verbindungen im ZK der KPdSU und insbesondere nach Dimitroffs Rückkehr nach Bulgarien wurde jedoch deutlich, daß er – selbst als Ministerpräsident Bulgariens ab November 1946 – den Instruktionen und Kontrollen sowjetischer Organe unterworfen wurde, die den Volksdemokratien ab 1947/1948 das Sowjetsystem überstülpten und ihre repressive »Sicherheitspolitik« nach dorthin exportierten.

Georgi Dimitroff – zweifellos mit Gewissensqualen – befolgte auch dann noch die sowjetischen Direktiven, die neuerliche Repressionen gegen eigene Genossen und Verbündete einschlossen. Gesundheitlich seit langem schwer angeschlagen, mußte er die Zerstörung seiner Vision einer sozialistischen Balkanföderation zur Kenntnis nehmen. Die Verurteilung seines engen Mitstreiters und Freundes Trajčo Kostov wegen »Titoismus« durchlebte er auf dem Krankenbett, das er nicht mehr verlassen sollte. Die letzte Eintragung in sein Tagebuch stammt vom 6. Februar 1949; am 2. Juli 1949 verstarb Georgi Dimitroff.

Im 20. Jahrhundert – nach Eric Hobsbawm dem »Zeitalter der Extreme« – sind fleckenlose Biographien höchst selten. In der gigantischen Auseinandersetzung zweier antipodischer Welten, im Ringen zwischen Demokratie und Faschismus, Sozialismus und Imperialismus, nationaler Befreiungsbewegung und Kolonialismus wurden die Akteure – Revolutionäre und Demokraten, Konservative und Reaktionäre – vielfach vor gleichsam alternativlose Entscheidungssituationen gestellt, deren spätere Konsequenzen ebenso unkalkulierbar wie unausweichlich waren. »Am-

boß oder Hammer sein« – wie Dimitroff auf dem Leipziger Prozeß ausrief – das betraf Gerechte wie Ungerechte!

II

Nach dem Reichstagsbrandprozeß – im April 1934 – übersandte der offensichtlich juristisch gebildete US-amerikanische Konsul in Leipzig, Ralph C. Busser, dem State-Department der USA einen ausführlichen »Politischen Bericht« mit dem Titel »The Riddle of the Revolution. Political Aspects of the Reichstag Fire Trial«¹⁴ im Umfang von 173 maschinenschriftlichen Seiten. Dieser Bericht, dessen Eingang vom zuständigen Unterstaatssekretär unter dem Datum vom 7. Mai 1934 bestätigt wird, beinhaltet eine genaue Analyse der Hintergründe, des Verlaufs und der Konsequenzen des Leipziger Prozesses und darf hinsichtlich seiner Einschätzungen gewiß als weitgehend repräsentativ für die Meinung damaliger politischer Beobachter wie auch der interessierten internationalen Öffentlichkeit gelten.

Wir veröffentlichen hier lediglich nachfolgende Abschnitte des Berichts, wegen seiner Authentizität in der Originalsprache, fügen jedoch das gesamte Inhaltsverzeichnis bei, damit der Leser Einblick in die Berichtsanlage gewinnt: Ein Wendepunkt deutscher Geschichte (S. 1–7); Politischer Charakter der Untersuchung (S. 8–14); Als die Welt zu Gericht saß (S. 15–18); Recht von Angeklagten auf einen Anwalt (S. 24 bis 27); Ausschluß Dimitroffs vom Gerichtsverfahren (S. 105–114); Vernichtung der marxistischen Parteien und Verhaftung ihrer Führer (S. 130 bis 134); Urteilsspruch des Gerichts (S. 155–160); Schicksal der Angeklagten (S. 161); Informationsquellen (S. 174).

Ohne Anspruch auf detaillierte Analyse des Berichts kann hier nur auf wenige, bis heute relevante Einschätzungen hingewiesen werden:

14 Die Überschrift des Berichts, »The Riddle of the Revolution« (Das Rätsel der Revolution) bezeugt den Unglauben des berichtenden Konsuls Ralph C. Busser an die faschistische Version der kommunistischen Brandstiftung als Fanal für einen geplanten »kommunistischen Aufstand« und stellt eine überzeugende Entlarvung der »Political Aspects of the Reichstag Fire Trial« (politischen Aspekte der Untersuchung des Reichstagsbrandes) dar. Manchen späteren Interpreten der Reichstagsbrandstiftung wie des Leipziger Prozesses wäre die Gründlichkeit und Objektivität der Analyse des Ralph C. Busser zu wünschen.

Zutreffend geht Ralph C. Busser davon aus, daß »es unmöglich ist, die Nationalsozialistische Revolution und ihre schließliche Vollendung zu verstehen, ohne die öffentlichen Ereignisse sorgfältig zu studieren, die mit dem Brand des Reichstagsgebäudes am 27. Februar 1933 verbunden sind. Diese Ereignisse umschließen die politische Situation jener Zeit, die von der Reichsregierung und den Nazi-Sturm-Abteilungen unmittelbar nach dem Brand ergriffenen Maßnahmen, die Suche nach vorgeblich mitschuldigen Brandstiftern im Reichstag, die polizeilichen und richterlichen Voruntersuchungen, und insbesondere den Reichstagsbrandprozeß selbst, der vom 21. September bis zum 23. Dezember 1933 dauerte.« Busser bewertet den Reichstagsbrand als ein tatsächliches Signal, aber »nicht für einen Aufstand der kommunistischen und sozialdemokratischen Arbeiter, sondern für die Unterdrückung ihrer Parteien und die Beschlagnahme ihres Eigentums [...] Vor dem Reichstagsbrand gab es für die Nationalsozialisten und ihre nationalistischen Verbündeten wenig Hoffnung, eine Stimmenmehrheit bei den nationalen Wahlen zu gewinnen, die am 5. März abgehalten werden sollten. Jedoch die politische Situation und die Aussichten wurden durch den Reichstagsbrand völlig verändert, dessen Umstände die Hitler-Regierung mit Unterstützung der Polizei und der Nazi-Sturm-Abteilungen in allen Teilen Deutschlands befähigte, sich über die nationale Verfassung hinwegzusetzen, den demokratischen Staat umzustürzen und eine faschistische Diktatur zu errichten.«¹⁵

Konsul Busser bemerkt, daß es schwer sei, sich vorzustellen, inwiefern der Reichstagsbrand, der die öffentliche Meinung gegen die vermeintlichen Brandstifter mobilisieren sollte, der Kommunistischen Partei irgendwelche Vorteile durch ein ihr nachweisbares Verbrechen bringen könnte. »Tatsächlich hatten die Kommunisten im Falle eines Verbrechens alles zu verlieren, was natürlich zur Unterdrückung ihrer Partei und zur Verhaftung ihrer Führer führen mußte. Auf der anderen Seite weist allein der Umstand, daß die Hitler-Regierung gut darauf vorbereitet war, den Reichstagsbrand auf eben diese Weise auszunutzen, und das wirklich innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach seinem Ausbruch auch tat, sehr klar darauf hin, daß angesichts der gegebenen politischen Situation [...] die Nationalsozialisten das meiste durch den Brand zu gewinnen hatten.«¹⁶

15 Ralph C. Busser: *The Riddle of the Revolution ...* S. 1 und 2.

16 Ebenda. S. 8.

Der Bericht hebt begründet hervor, daß die Nationalsozialisten mehr noch als über die Stimmung in Deutschland über die öffentliche Meinung im Ausland beunruhigt waren, die die offizielle Version einer kommunistischen Verantwortlichkeit für den Reichstagsbrand nicht akzeptierte, weshalb der Gerichtsvorsitzende Dr. Bünger bei der Eröffnung des Prozesses am 21. September 1933 die ungewöhnliche Erklärung abgab, daß das weltweite Interesse am Prozeß den Gerichtshof nicht beeinflussen könne, sondern lediglich der Prozeßverlauf selbst; nicht unautorisierte Kreise würden Einfluß auf die Entscheidungen des Strafsenats nehmen. Busser betont zugleich, daß das intensive Interesse der Weltöffentlichkeit am Prozeß »eine Unterstützung darstellte, nicht nur für die Angeklagten, sondern auch für die Unabhängigkeit und Autorität des Obersten Gerichts selbst. Die Reputation der deutschen Justiz stand auf dem Spiel. Der Gerichtshof hatte die sehr schwierige Aufgabe, die Korrektheit der richterlichen Prozedur zu bewahren und den Angeklagten eine faire Untersuchung zu gewähren und zugleich seine Loyalität gegenüber dem nationalsozialistischen Regime zu beweisen, indem es in jeder Weise die Argumentation zur Verfolgung der Kommunistischen Partei unterstützte, um die Regierungsmaßnahmen gegen Letztere zu rechtfertigen, die unmittelbar nach dem Reichstagsbrand ergriffen wurden.«

»Deshalb ging die größte Gefahr für die Angeklagten nicht von möglichen Vorurteilen seitens der Richter oder deren Empfänglichkeit für politischen Druck aus, sondern vom Charakter der Zeugen und ihrer bereits zur Vorlage vor dem Gericht vorbereiteten Zeugnisse.«¹⁷

Busser stellt den Reichstagsbrandprozeß in eine Reihe mit solchen großen Prozessen der Weltgeschichte wie denen gegen Sokrates, Jesus Christus, Jeanne d'Arc, Martin Luther, Galileo Galilei, Maria Stuart, Karl I., Warren Hastings, Alfred Dreyfus und gegen die britischen Ingenieure in Sowjetrußland.

Mit unverhohlener Hochachtung berichtet Busser über die von Dimitroff praktizierte Selbstverteidigung, nachdem einerseits alle von ihm beantragten Wahlverteidiger abgelehnt und andererseits der vom Gericht bestellte nationalsozialistische Pflichtverteidiger Dr. Teichert nicht die Einwilligung Dimitroffs fand. »Während des Reichstagsbrandprozesses wurde Dimitroff beispielsweise mehrfach bei verschiedenen Gelegenheiten wegen Beamtenbeleidigung von den Verhandlungen ausgeschlossen. Insofern Dimitroff praktisch seine eigene Verteidigung und gelegentlich

17 Ebenda. S. 15f.

auch die seiner Landsleute wahrnahm, konnten diese Ausschlüsse von den Verhandlungen für die Bulgaren verhängnisvoll sein, weil der vom Gericht zu deren Verteidigung bestellte Rechtsanwalt (Dr. Teichert) bei den Kreuzverhören von Zeugen nicht aktiv eingriff. Sogar dann, wenn Dimitroff vor dem Gerichtshof anwesend war, wurden viele seiner Fragen (die alle vom vorsitzenden Richter gestellt oder zugelassen werden mußten) wegen ›Zeugenbeleidigung‹ oder ›Angriff‹ auf die ›Nationalsozialistische Regierung‹ abgelehnt, ungeachtet der Tatsache, daß sie gewöhnlich sachdienlich für die Klärung der anstehenden Fragen waren.«¹⁸

Sodann behandelt Busser verschiedene Fälle, bei denen Dimitroff wegen seiner scharfsinnigen politischen Selbstverteidigung von den Verhandlungen ausgeschlossen wurde, wobei Dr. Teichert wiederholt den Einspruch gegen solche Ausschlüsse oder die Aufnahme der von Dimitroff beabsichtigten Fragestellungen verweigerte.

Schließlich enthüllt Konsul Busser am Beispiel der Zeugeneinvernahmen des SA-Führers und Potsdamer Polizeipräsidenten, Graf Helldorf, sowie des Reichstagspräsidenten, preußischen Innenministers und Ministerpräsidenten Hermann Göring, daß das offenkundige Ziel der Reichstagsbrandstiftung in der Etablierung der faschistischen Diktatur und der Zerschlagung der linken Oppositionskräfte bestand: »Der Reichstagsbrand wurde als Vorwand für die Verhaftung der Führer der Kommunistischen und Sozialdemokratischen Partei genutzt, für die Unterdrückung ihrer Zeitungen, für die Schließung ihrer Zentralen in allen Teilen Deutschlands, für die Zerstörung ihrer nationalen, gesamtstaatlichen und örtlichen Parteiorganisationen, damit es ihnen unmöglich würde, fürderhin eine wirkungsvolle Opposition gegen die nationalsozialistische Bewegung in Szene zu setzen.«¹⁹

Wenn auch nicht unverhüllt, so folgte der IV. Strafsenat des Reichsgerichts mit seiner Verhandlungsführung doch der von Reichskommissar Kerrl für die deutsche Justiz vorgegebenen Linie, wonach es »ein Vorurteil des formalen liberalen Rechtes ist, daß der Abgott der Rechtsprechung die Objektivität sein müsse. Damit sind wir bei den Quellen der Entfremdung zwischen dem Volk und dem Gerichtswesen angelangt, und an dieser Entfremdung ist letztlich immer die Rechtsordnung schuldig. Denn was ist Objektivität im Augenblick des Kampfes eines Volkes um seine Existenz?« – so gibt Dimitroff in seinem »Tagebuch« unter

18 Ebenda. S. 105.

19 Ebenda. S. 130.

dem Datum vom 1. April 1933 die Rede von Kerrl vor dem deutschen Juristentag wieder, die die »Morgenpost« vom 28./29. März 1933 veröffentlicht hatte.²⁰ Dimitroff wußte also genau, was im Leipziger Prozeß auf ihn zukam – ganz im Gegensatz zu der bis in die jüngste Zeit wiederholt aufgestellten Behauptung, wonach Dimitroff eine angebliche »Ab-sprache zwischen der Gestapo und dem sowjetischen Geheimdienst NKWD« bekannt gewesen wäre, »ihn und die beiden anderen Bulgaren nach dem Prozeß nach Moskau zu überstellen«.²¹

Konsul Busser setzt sich kritisch mit dem Urteilsspruch des IV. Strafsenats des Reichsgerichts auseinander, der die Bulgaren aus »Mangel an Beweisen« für die Mittäterschaft am Reichstagsbrand freisprach, und weist zugleich die Fragwürdigkeit der Anwendung eines »ex-post-facto«-Gesetzes nach, d. h. die rückwirkende Gültigkeit der Todesstrafe für Vergehen wie »Hochverrat« und »aufrührerische Brandstiftung«, die vor Erlaß des entsprechenden Gesetzes begangen wurden, wie das auf die Notverordnung vom 28. Februar bzw. das Ermächtigungsgesetz des Reichstags vom 24. März oder die nachfolgende Regierungsverordnung vom 29. März 1933 zutraf.

Busser rekapituliert die Urteilsbegründung Dr. Büngers, wonach »die ›Unterstellungen des Braunbuchs‹ gegen Reichsminister und andere führende Nationalsozialisten vollständig widerlegt worden seien«, während andererseits »erwiesen sei, daß van der Lubbes Komplizen und Anstifter ›im Lager der Kommunisten standen‹, daß der Reichstagsbrand ›das Werk der Kommunisten war‹, daß das deutsche Volk Anfang 1933 mit der Gefahr konfrontiert war, an den Kommunismus ausgeliefert zu werden, und so dicht vor dem Abgrund gestanden« habe, »vor dem es im letzten Augenblick gerettet worden« sei.²²

Die internationale Öffentlichkeit quittierte das Urteil als mißlungenen Versuch der Entlastung des Faschismus und der Rechtfertigung des antikommunistischen Terrors.

Den Leipziger Stadträten von CDU und SPD, die während der beschämenden Debatte um die Umbenennung des Leipziger Georgi-Dimi-

20 Siehe die Aufzeichnung Georgi Dimitroffs vom 1. April 1933 im »Dnevnik« (siehe Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 61).

21 Kai-Uwe Arnold: Argumentationsmaterial über Dimitroff. o. O. o. J. S. 1. – Siehe auch seine Stellungnahme in »Leipziger Volkszeitung« vom 30. Oktober 1996.

22 Siehe Ralph C. Busser: The Riddle of the Revolution ... S. 155.

troff-Platzes 1997 erneut die These vom Komplott zwischen Gestapo und NKWD hervorkramten, sei ein Dokument des Reichsinnenministeriums vom 4. Januar 1934 über das geplante Schicksal Dimitroffs zur Kenntnis gebracht. Danach erklärte Gestapo-Chef Ministerialrat Diels im Auftrage des Preußischen Ministerpräsidenten Göring, »daß es sich bei Dimitroff um eine internationale Größe handele. Er sei Mitglied des Exekutiv-Komitees der Komintern und eine Persönlichkeit, die, abgesehen von der Tatsache, daß sie seit Ende des Weltkrieges maßgebend in die Geschicke Bulgariens eingegriffen habe, durch den Verlauf des Prozesses und durch die entfaltete Weltpropaganda im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehe. Von ihm, der infolge seiner Intelligenz auch hervorragend dazu geeignet sei, wäre mit Bestimmtheit zu erwarten, daß er in Zukunft einer der schärfsten Bekämpfer des nationalsozialistischen Deutschlands sein werde. Wie der Leipziger Prozeß bewiesen habe, sei Dimitroff mit den innenpolitischen Verhältnissen Deutschlands auf das Genaueste vertraut und habe außerdem wertvolle Einblicke in das deutsche Strafrecht und den deutschen Strafprozeß gewinnen können, die ihn geradezu zu einem Experten für deutsche Verhältnisse in der Komintern befähigen. Man könnte die weitere Behandlung Dimitroffs geradezu eine ›Stilfrage‹ für den Nationalsozialismus nennen. Die Absicht des Preußischen Herrn Ministerpräsidenten ginge dahin, Dimitroff in ein Konzentrationslager zu bringen und ihn dort genauso zu behandeln, wie die anderen maßgeblichen kommunistischen Funktionäre Thälmann, Schneller usw. [...] Jedenfalls sei es eine undenkbbare Vorstellung, wenn ein Mann wie Dimitroff, der durch den Leipziger Prozeß in aller Welt bekannt geworden sei, und der aus seiner rein bolschewistischen Einstellung nie ein Hehl gemacht habe, ohne weiteres Deutschland verlassen und nun gewissermaßen einen Siegeszug durch die ganze Welt antreten könne.«²³

Gestapo-Chef Diels, der auch den persönlichen Rachegefühlen Görings gegenüber dem »Helden von Leipzig« Ausdruck verlieh, fügte hinzu, daß der Preußische Ministerpräsident Göring keinesfalls den Personen zugerechnet werden wolle, »denen man, wenn erst die internationale

23 Niederschrift der Besprechung vom 4. Januar 1934 im Reichsinnenministerium. In: Archiv des Georgi-Dimitroff-Museums. Leipzig. Sign.-Nr. P/VI/6. Blatt 341–342. – Da Exposition und Archiv des Museum nach der Wende abgewickelt wurden, zitiert der Verfasser nach einer im Privatarhiv befindlichen Fotokopie.

Gefahr des Dimitroff für Deutschland erkannt sei, die Verantwortung für seine Freilassung zuschiebe. Dem Herrn Ministerpräsident könne auch keinesfalls zugemutet werden, daß ein politischer Verbrecher, der für alle Zukunft sein geschworener Feind sein müsse, in Freiheit gesetzt werde, wenn dies verhindert werden könne.«²⁴

Auch wenn nach dem Freispruch des Gerichts vom 23. Dezember 1933 und der nachfolgenden Verleihung der sowjetischen Staatsbürgerschaft am 15. Februar 1934 an die drei Bulgaren schließlich wegen außenpolitischer Rücksichten und auf direkte Weisung Hitlers am 27. Februar 1934 deren Ausweisung in die Sowjetunion erfolgte, war das keine zwangsläufige Entscheidung, sondern das Ergebnis des internationalen Drucks der antifaschistischen Solidaritätsbewegung.

Jedenfalls beurteilte die faschistische Führung damals die Rolle Georgi Dimitroffs für den Aufschwung einer antifaschistischen Weltbewegung realistischer als dilettierende Amateurhistoriker heute in und um das Leipziger Rathaus.

III

Das zentrale Thema der Biographie Georgi Dimitroffs ist und bleibt der Antifaschismus, gleich ob in der Auseinandersetzung mit dem monarchistischen oder militärfaschistischen Regime im Bulgarien der zwanziger Jahre, im Ringen um die Politik der Arbeitereinheitsfront unmittelbar vor und während des Leipziger Prozesses, bei der Begründung der antifaschistischen Volksfrontpolitik auf dem VII. Weltkongreß der Komintern und im Kampf um ihre Durchsetzung danach, während des antifaschistischen Befreiungskrieges der Völker gegen den faschistischen Welt-herrschaftskrieg und bei dem Versuch, antifaschistische Demokratie als Volksdemokratie zu entwickeln – ungeachtet dessen, daß er auf diesem Wege auch Pflöcke zurückstecken – so in den Jahren der erzwungenen Aufgabe der Politik der kollektiven Sicherheit von 1938 bis 1941 – oder Niederlagen einstecken mußte – wie bei der Desavouierung der Idee der Balkanföderation und der Aushöhlung des Modells der Volksdemokratie durch das auf die befreiten Länder Osteuropas übergestülpte Sowjetmodell.

24 Ebenda. Blatt 344.

Auf diesem schwierigen Weg, unter den konkreten historischen Bedingungen einer internationalen Systemkonfrontation, die einerseits begründet und andererseits unberechtigt auf innenpolitische Sicherheitsdoktrinen und Machtkonstellationen zurückwirkten, wurde die Biographie Dimitroffs nicht nur von Verdiensten, sondern auch von Irrtümern, Fehlern und Verfehlungen geprägt, deren tragischste gewiß in der Verstrickung in Stalinsche Repressionspolitik gegenüber eigenen Mitkämpfern besteht.

Es kann nicht um eine undifferenzierte Glorifizierung von Dimitroffs Lebensweg gehen, wohl aber darum, seinem antifaschistischen Kampf Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den er schon führte, als andere heute hochgeehrte Persönlichkeiten, so z. B. die Männer des 20. Juli 1944, noch tief in das Herrschaftssystem und die Kriegführung des Hitlerfaschismus verstrickt waren. Warum gilt analoge Fairneß nicht auch für Georgi Dimitroff oder obwaltet hier die Logik umgekehrter Totalitarismuskonzeption?

Betrachtet man die kleinkarierte Politik der Leipziger Stadtverwaltung und der Mehrheit des Leipziger Stadtrates in der sich fast über ein Jahr vom August 1996 bis zum Juni 1997 erstreckenden Debatte über die Umbenennung des Leipziger Georgi-Dimitroff-Platzes vor dem ehemaligen Reichsgericht,²⁵ in dem von 1952 bis zu den Wendejahren das Georgi-Dimitroff-Museum zu Hause war, so liegt dieser Verdacht sehr nahe.

Nach vorausgegangenem Anträgen der SPD-Fraktion über die Umbenennung von Straßen, die z. B. nach Anton Saefkow, Wilhelm Florin und Walter Stöcker benannt waren, brachte die CDU-Fraktion ihrerseits den Antrag ein, den Georgi-Dimitroff-Platz umzubenenen, wofür die SPD-Fraktion alsbald den Vorschlag auf Rückbenennung in »Reichsgerichtsplatz« nachschob. In der kontroversen Debatte der Leipziger Ratsversammlung am 22. Januar 1997 begründeten Siegfried Maurer für die CDU-Fraktion und Hans-Heinrich Deicke für die SPD-Fraktion den Umbenennungsantrag, während Dietmar Pellmann (PDS-Fraktion) beide Anträge ablehnte, denn: »Dimitroff wurde zu einer Zeit weltweit zum Symbol des antifaschistischen Widerstands, als andere, deren wir heute zu Recht gedenken, sich noch nicht gegen diese verbrecherische Diktatur auflehnten. Er bot solchen Nazi-Größen wie Göring und Goebbels

25 Siehe Der Dimitroff-Skandal. Wie die Stadt Leipzig einen weltberühmten Antifaschisten abwickelt. Hrsg. vom PDS-Stadtvorstand Leipzig. Leipzig. Juni 1997.

während des Reichstagsbrandprozesses die Stirn und mußte nicht etwa deshalb, wie heute gern behauptet wird, freigesprochen werden, weil sich das Reichsgericht ›bis in die Nazizeit seine Unabhängigkeit erhalten hatte‹,²⁶ sondern weil der Druck der Weltöffentlichkeit keine andere Entscheidung zuließ.

Gegen die Umbenennung des Georgi-Dimitroff-Platzes erhob sich im Frühjahr eine beträchtliche Protestwelle, die sich in der Presse von »Neues Deutschland«, »Junge Welt«, »Mitteldeutsche Zeitung« und »Sächsische Zeitung« über die »Freie Presse« und die »Bild«-Zeitung bis zum »Morning Star« reflektierte. Nach einer Umfrage der Leipziger Ausgabe der »Bild«-Zeitung sprachen sich im April 1997 59 Prozent der befragten Leser gegen eine Namensänderung des Dimitroff-Platzes aus, während sich 41 Prozent dafür äußerten. Am 1. Mai 1997 begann während der Maidemonstration in Leipzig eine Unterschriftensammlung gegen die Umbenennung des Georgi-Dimitroff-Platzes, zu deren ersten Unterzeichnern Lothar Bisky, Gustav-Adolf Schur, der Schauspieler Fred Delmare und der Leipziger Schriftsteller Helmut Richter gehörten, die bis zum 11. Juni 1997 rund 8.000 Unterschriften erbrachte. Im Mai veranstaltete die »Linke Studentengruppe« an der Universität eine Podiumsdiskussion zum Thema »Kein Platz für Dimitroff?«, an der wiederum Fred Delmare und Helmut Richter sowie der ehemalige Oberbürgermeister Walter Kresse, der langjährige Direktor des Georgi-Dimitroff-Museums Hans-Joachim Bernhard und der Historiker Werner Bramke teilnahmen. Auch der Leipziger »Bund der Antifaschisten« richtete am 24. Mai ein Protestschreiben an den Oberbürgermeister Hinrich Lehmann-Grube und die Fraktionen im Leipziger Stadtrat und forderten, »den Namen ›Georgi-Dimitroff-Platz‹ als Ausdruck eines lebendigen Antifaschismus für Leipzig zu erhalten«.²⁷

Ab Mitte Mai verstärkten auch die Anhänger einer Verbannung des Namens Georgi Dimitroff aus dem Gedächtnis der Stadt ihre Aktivitäten, wobei sich der besonders engagierte SPD-Stadtrat Deicke auf ein den Stadträten zugestelltes dilettantisches »Argumentationsmaterial« des Leipziger Kai-Uwe Arnold und eine per Fax übermittelte Ausarbeitung des politisch vielseitig engagierten Historikers Stefan Troebst stützte, die Dimitroffs Rolle in der Komintern wie in der Bulgarischen Kommunisti-

26 Ebenda. S. 10.

27 Den Faksimile-Abdruck des von Prof. Ernst Springer unterzeichneten Schreibens siehe ebenda. S. 19.

schen Partei auf die eines Helfers des NKWD-Terrors («Stalin's stooge») festlegen möchte.²⁸

Im vorausgehendem Gehorsam hatte übrigens zuvor die Leipziger Stadtverwaltung das Bundesverwaltungsgericht als künftigen Hausherrn im Gebäude am Platze nach Vorstellungen zur Namensgebung befragt.

Am 27. Mai 1997 fand nochmals eine kontroverse Diskussion zwischen dem SPD-Stadtrat Deicke und PDS-Stadtrat Pellmann in der »Leipziger Volkszeitung« statt, bei der Hans-Heinrich Deicke immerhin von seinem Vorschlag auf Benennung des Platzes als »Reichsgerichtsplatz« Abstand nehmen mußte, zumal in Leipzig Gerichtsverfahren wegen »Hochverrats« gegen August Bebel und Wilhelm Liebknecht und später am Reichsgericht gegen Karl Liebknecht und Carl von Ossietzki stattgefunden hatten. Dagegen verwies Dietmar Pellmann auf die Unteilbarkeit des Antifaschismus und verwehrte sich dagegen, an Antifaschisten unterschiedlichen politischen Standorts zweierlei Maß anzulegen, wie etwa im Verhältnis zu Carl Goerdeler und Georgi Dimitroff, obwohl beide keine »reinen Helden« seien.²⁹

Am 11. Juni 1997 fand schließlich die entscheidende Stadtratssitzung statt, bei der in namentlicher Abstimmung 32 Stimmen für die Namensänderung (15 CDU-, 15 SPD- und zwei DSU/FDP-Stadträte) bei 25 Gegenstimmen (16 PDS-, fünf Bündnis 90/Grüne-, zwei SPD- und zwei fraktionslose Stadträte) und sieben Stimmenthaltungen (vier Bündnis 90/Grüne-, zwei SPD- und ein fraktionsloser Stadtrat) für die Umbenennung des Georgi-Dimitroff-Platzes votierten. Sieben Abgeordnete nahmen an der Abstimmung nicht teil (zwei Stadträte der CDU, zwei der DSU/FDP, ein SPD-, ein Bündnis 90/Grüne- und ein fraktionsloser Stadtrat).³⁰

Ein denkbar knappes Resultat, das bei etwas mehr Zivilcourage abwesender und sich enthaltender Abgeordneter auch umgekehrt hätte

28 Fotokopien des »Argumentationsmaterials« über Dimitroff von Kai-Uwe Arnold sowie des Fax-Beitrags von Stefan Troebst »Säuberungen in der Kommunistischen Partei Bulgariens 1936 bis 1953« (zehn Seiten) befinden sich im Privatarchiv des Verfassers. Stefan Troebst, damals Mitarbeiter an der FU Berlin, zuvor Direktor des »Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen« in Flensburg, ist heute Universitätsprofessor an der Leipziger Universität und Vizedirektor des »Geisteswissenschaftlichen Zentrums für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas« (GWZO) in Leipzig.

29 Siehe »Leipziger Volkszeitung« vom 27. Mai 1997.

30 Das namentliche Abstimmungsverhalten siehe »Leipzigs Neue« vom 27. Juni 1997.

ausgehen können. So aber wurde der Georgi-Dimitroff-Platz in ungebrochener deutscher »Rechts«-Tradition mit Wirkung vom 1. Januar 1998 in Simsonplatz umbenannt, nach dem nationalliberalen Politiker Eduard von Simson, der von 1879 bis 1891 als erster Präsident des Reichsgerichts in Leipzig amtierte.

Der Skandal um die Umbenennung des Leipziger Georgi-Dimitroff-Platzes belegt angesichts aktueller Zeugnisse des Rechtsextremismus in Deutschland exakt den vom Schriftsteller Helmut Richter benannten Hintergrund: »Das läuft freilich darauf hinaus, das öffentliche Bewußtsein um die Hälfte seiner Erinnerungen zu betrügen, ihm sozusagen die linke Hirnhälfte einfach zu klauen.«³¹

In dem vom »Internationalen Komitee zur Erforschung der Ursachen und Folgen des Zweiten Weltkrieges« in Luxemburg herausgegebenen Forschungsband haben bekannte Persönlichkeiten – Pierre Gregoire, André Malraux, Charles Bloch, Karl Dietrich Bracher, Edouard Calic, Jacques Delarue, Emil Dofivat, Ernst Fraenkel, Walther Hofer, Robert M. W. Kempner, Eugen Kogon, Heinz Lefrenz, Golo Mann, Hans Mayer, Otto B. Roegele, Karl Stephan, Benno W. Stomps und Friedrich Zipfel – bereits vor Jahren den politischen Hintersinn solcherart von Geschichtsrevisionismus aufgeheilt.³²

Der Literaturwissenschaftler Hans Mayer brachte den Geist des Rechtsextremismus, der auch hinter der Revision des Geschichtsbildes um den Reichstagsbrand und die Rolle Georgi Dimitroffs im Leipziger Prozeß obwaltet, schon 1978 auf den Punkt: »Freilich gibt es neue Tatsachen, wenn man sich erneut mit klaren geschichtlichen Vorgängen auseinandersetzen muß, als gäbe es da irgendetwas zu klären oder gar zu vertuschen. Die neuen Tatsachen wurden geschaffen durch Kinder und Enkel der Brandstifter von damals. Durch Neonazis, um die Sache bei ihrem Namen zu nennen. Es ist wieder an der Zeit, an das berühmte Wort von Bertolt Brecht zu denken: ›Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!‹«³³

31 Interview mit Helmut Richter. In: Konkret. (1997)6. S. 3.

32 Siehe Internationales Komitee Luxemburg (Hrsg.): Der Reichstagsbrand. Die Provokation des 20. Jahrhunderts. Forschungsergebnis. Luxemburg 1978. S. IX–XXXI.

33 Hans Mayer: Erinnerungen an die Zeit des Reichstagsbrandes. In: Ebenda. S. XXI bis XXII.

IV

Jüngst ist das Tagebuch Georgi Dimitroffs über die Jahre 1933 bis 1949 mit Zustimmung des Adoptivsohnes und Erben Dimitroffs, Bojko Dimitrov,³⁴ zuerst in bulgarischer Sprache und alsbald auch in deutscher Übersetzung erschienen.³⁵

In der bulgarischen Originalausgabe erklärt Bojko Dimitrov dem Leser: »Wenn es nur von meinem Willen abgehängt hätte, hätte dieses Buch das Licht der Welt nicht erblickt. Wenn man seine Seiten aufschlägt, wird der Leser selbst verstehen, warum. Selbst ein oberflächlicher Blick läßt keinen Platz für Zweifel: das Tagebuch von Georgi Dimitroff würde nicht mit dem Gedanken an eine Veröffentlichung geführt. Die Aufzeichnungen, die mein Vater hinterlassen hat, sind nicht einfach das Register oder der Kommentar des Vollbrachten, Gesehenen, Gehörten, Gelesenen, der Tagesereignisse. Sie stellen etwas unvergleichlich Intimeres dar: eine Art vertrauensvolles Selbstgespräch, in dem er seine geheimsten Gedanken und Gefühle mitteilt, seine Freuden und Schmerzen, seine Zweifel und Sorgen. Er offenbart sich aufrichtig und wahrhaftig, oftmals bis zum ungünstigen Bekenntnis für den Autor selbst. Mit anderen Worten, was das Dokument angeht, so ist es zum eigenen Trost geschrieben und nur zur eigenen Verwendung bestimmt, keinesfalls für fremde Augen.«³⁶

Bojko Dimitrov schreibt, daß nach dem Wahlsieg der »Union der Demokratischen Kräfte« im Oktober 1991 in Bulgarien, wie angesichts der gesetzgeberischen Lücken bezüglich des Archivwesens und der einsetzenden Welle von Enteignungen der BKP ebenso wie der gesell-

34 Bojko Dimitrov ist das verwaiste Kind der im antifaschistischen Kampf umgekommenen Plevener Kommunisten Kosta und Mara Zlatarev, das von Rosa und Georgi Dimitroff – wie zuvor schon die Tochter des chinesischen Kommunisten Wan Min, Fanja – adoptiert wurde.

35 Siehe Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimităr Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. – Georgi Dimitroff. Tagebücher 1933–1943. Bd. 1, 2/1 und 2/2. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein. Berlin 2000. – Nachfolgende Zitate wurden sämtlich vom Autor aus dem Bulgarischen übersetzt, da die deutsche Ausgabe, die nur bis zur Auflösung der Komintern im Mai 1943 reicht, während der Ausarbeitung des Beitrags noch nicht zur Verfügung stand.

36 Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimităr Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 7.

schaftlichen »Dekommunisierung« das Schicksal des im Parteiarchiv befindlichen Tagebuchs ungewiß gewesen wäre, weshalb er sich als Erbe vor die ungewollte Alternative gestellt sah, die Dinge entweder ihrem unkontrollierbaren Lauf zu überlassen oder selbst die Verantwortung für eine Veröffentlichung zu übernehmen, »realisiert in Würde und Achtung, die diesem historischen Dokument und seinem Autor gebühren« und besorgt »von ehrenhaften Menschen und ausgewiesenen Fachleuten, die fähig sind, strengsten Anforderungen nach wissenschaftlicher Objektivität, Gewissenhaftigkeit und Kompetenz zu entsprechen«.³⁷

Der wissenschaftliche Wert des Tagebuchs von Georgi Dimitroff steht außer jeder Frage, handelt es sich doch um die Aufzeichnungen einer bedeutenden Persönlichkeit im Weltgeschehen der dreißiger und vierziger Jahre, der persönliche Bindungen an wie Verbindungen zu den meisten führenden Funktionären der kommunistischen Weltbewegung hatte. Die gründliche und einfühlsame Einleitung des bulgarischen Historikers Ilčo Dimitrov bietet quasi einen Leitfaden für das Erfassen von gravierenden Ereignissen und Problemen in den Notizen Georgi Dimitroffs, die dem Leser die Benutzung erleichtern.³⁸

Hier ist keine Besprechung des »Tagebuchs« möglich oder beabsichtigt, vielmehr soll Neugier darauf geweckt werden, zumal sein Erscheinen zweifelsfrei eine breite öffentliche Diskussion über Sozialismus und Stalinismus, Visionen und Repressionen, Krieg und Faschismus, Demokratie und Volksdemokratie, Sowjetmodell und demokratischen Sozialismus auslösen wird.

Deshalb sei hier nur auf wenige Aspekte des Dimitroffschen Tagebuchs verwiesen. Sein unbestreitbarer Grundtenor besteht im unerschütterlichen Antifaschismus und in der Vision des Autors von einer sozialistischen Alternative der Gesellschaft, deren Zukunft er unbeirrt, trotz aller Probleme, mit der Sowjetunion verband.

Während die Aufzeichnungen zum Reichstagsbrandprozeß 1933 angesichts der Haftbedingungen relativ knapp ausfallen (S. 61–97), nehmen seine Tätigkeit in der Komintern (S. 98–380), die Jahre des Zweiten Weltkrieges 1939/1941 bis Mai 1945 (S. 181–477) und die Nachkriegsperiode (S. 477–652) naturgemäß breiten Raum ein. Die nachfolgenden Bemerkungen betreffen selbstverständlich persönliche Eindrücke, die keine repräsentative Bewertung der im »Tagebuch« behandelten Ereignisse

37 Ebenda. S. 8f.

38 Siehe Ilčo Dimitrov: Georgi Dimitrov i negovijata Dnevnik. In: Ebenda. S. 11–54.

und Probleme beinhalten, wohl aber gewichtige Diskussionsfragen berühren.

Zunächst ist bemerkenswert, daß Stalin und die unmittelbar mit der Arbeit in der Komintern befaßten Dmitri S. Manuilski und Josif A. Pjatznitzki auf die Übernahme der Verantwortung durch Georgi Dimitroff drängten. Bei einem Gespräch am 7. April 1934 im Beisein Molotows fragte Stalin Georgi Dimitroff, wer – seiner Meinung nach – dort das Heft in der Hand habe. Auf die ausweichende Antwort, daß er im Gefängnis immer dachte, unter Stalins Führung habe sich historisch ein Kern um Manuilski, Pjatznitzki, Kuusinen und Knorin herausgebildet, antwortete Stalin: »Wer sagt, daß diese ›Vierergruppe‹ so bleiben muß. Sie sprechen von der Geschichte. Manchmal muß man auch die Geschichte korrigieren.« Und Molotow fügte hinzu: »Sie haben dem Feind ins Gesicht geschaut. Aber nach dem Gefängnis nehmen Sie jetzt die Arbeit in Ihre Hände.«³⁹

Kurze Zeit später riet auch Manuilski zu diesem Schritt: »Wir brauchen in der KI einen ›Hausherrn‹. Die Geschichte hat Dich mit dem Leipziger Prozeß nach vorn gestoßen. Du hast bei den Massen gewaltige Autorität. Deine Stimme hat kolossale Resonanz. Du mußt die Führung übernehmen. Ehrlich, ich werde Dir bei allem mit 120 Prozent helfen. Du mußt die Leute auswählen und sie zusammenschließen. Das wird nicht glatt gehen. Vieles muß man verändern. Bei uns gibt es schreckliche Routine und Bürokratismus. Ich versuche seit langem, das zu verändern, aber mir fehlt die nötige Autorität. Und wenn es auch Dir nicht gelänge, dann würde alles beim Alten bleiben – und dann muß ich Dir sagen, daß es keinen Sinn hätte, in der KI zu arbeiten. Notwendig ist der Kontakt mit Stalin. Dir würde das leichter fallen. Er wird sich mit Dir verständigen. Werde gesund und packe die Sache ernsthaft an.«⁴⁰

Mir scheint – das Urteil Manuilskis traf zu. Dimitroff, der Zugang zu und Beratung mit Stalin suchte und fand, wurde in seinem politischen Orientierungs- und Aktionsradius immer bestimmender und einflußreicher, sei es bei der Erarbeitung der antifaschistischen Strategie des VII. Weltkongresses der Komintern 1935, bei der Begleitung der Volksfrontpolitik in Frankreich, im spanischen Bürgerkrieg bei der Unterstützung des Kampfes gegen die faschistischen Franco-Putschisten wie bei der

39 Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 101f.

40 Ebenda. S. 103.

Ausarbeitung der politischen Programmatik und taktischen Orientierung der Volksfrontbewegung unter wechselnden Bedingungen, schließlich auch bei der Lageanalyse und Beratung der chinesischen Kommunisten hinsichtlich des Verhältnisses zur Guomindang und im nationalen Befreiungskrieg gegen die japanische Aggression. Bei all diesen Fragen, die ausführlicher Betrachtung wert wären, zeigt sich, wie schwer es war, traditionelle und linksorthodoxe Positionen zu überwinden, die an historischen Wendepunkten auch rasch wiederkehrten. Das betrifft z. B. die zäsurbildenden Jahre 1938 bis 1941.

Dimitroffs Stellung änderte sich allmählich mit dem Münchener Abkommen vom September 1938, das die Tschechoslowakei auf dem Altar der Befriedungspolitik der Westmächte gegenüber faschistischer Aggressionspolitik opferte, wodurch die Politik der kollektiven Sicherheit wie ihr Pendant, die Volksfrontpolitik, zunächst scheiterten. Georgi Dimitroff schrieb dazu am 11. Oktober 1938 an Dmitri S. Manuilski: »Wenn ich einen allerersten Schluß aus den letzten Ereignissen ziehe, dann muß man sagen, daß die Arbeiterklasse (und das heißt auch die kommunistischen Parteien) in den wichtigsten kapitalistischen Ländern auch diesmal die Prüfung nicht bestanden haben. Dem Faschismus ist noch ein zeitweiliger Sieg in den Schoß gefallen, zudem ein für ihn unblutiger Sieg und ohne irgendwelche besonderen Opfer. Er hat neue Positionen in seinem Angriffsfeldzug erobert. Freilich sind diese Ereignisse bei weitem nicht vollendet. Aber wir müssen uns ernsthaft mit ihren bisherigen Ergebnissen und eventuellen weiteren Konsequenzen auseinandersetzen und eine Reihe weiterer Schlußfolgerungen ziehen, besonders hinsichtlich unserer Arbeit und der Arbeit der kommunistischen Parteien in den wichtigsten Ländern.«⁴¹

Einen gravierenden Autoritätsverlust erlitt die Komintern und mit ihr der Einfluß Dimitroffs nach dem Abschluß des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes vom 23. August 1939, der Unsicherheit in vielen kommunistischen Parteien auslöste und deren Orientierung den außenpolitischen Interessen der Sowjetunion unterordnete. Bekannt ist die Direktive der Komintern an ihre Sektionen, wonach der am 1. September 1939 mit dem faschistischen Überfall auf Polen begonnene Zweite Weltkrieg »ein imperialistischer, ungerechter Krieg« sei, »für den die Bourgeoisie aller kriegführenden Staaten gleichermaßen verantwortlich ist [...] Der Krieg hat die Lage grundsätzlich verändert. Die Unterscheidung

41 Ebenda. S. 149.

der kapitalistischen Staaten nach faschistischen und demokratischen Staaten hat ihre orientierende Bedeutung verloren. Damit in Übereinstimmung muß die Taktik verändert werden. In dieser Etappe des Krieges besteht die Taktik der kommunistischen Parteien in allen kriegführenden Ländern darin, sich gegen den Krieg zu wenden und seinen imperialistischen Charakter zu entlarven.«⁴²

Auch wenn die Komintern *in der Praxis* den antifaschistischen Widerstand in den von der faschistischen Achse okkupierten Ländern weiter unterstützte, so z. B. anfangs in der Tschechoslowakei, dann in Frankreich und Bulgarien, später auch in Jugoslawien, so gewann doch *in der Theorie* die wirklichkeitsfremde Orientierung auf die sozialistische Revolution erneut Priorität.

Der Versuch, die Volksfrontpolitik mit antiimperialistischer Stoßrichtung modifiziert zu retten, wie etwa aus Dimitroffs Artikel »Der Krieg und die Arbeiterklasse der kapitalistischen Länder« ablesbar,⁴³ scheiterte an den politischen Realitäten.

Es fällt auf, daß in Dimitroffs »Dnevnik« wohl der umstrittene, aber unter Aspekten der sowjetischen Außenpolitik logisch noch nachvollziehbare deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 sachlich reflektiert wird, jedoch der nachfolgende deutsch-sowjetische Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 26. September 1939, der die Grenzen politischer Moral deutlich sprengte, mit keinem Wort erwähnt wird.

Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR am 22. Juni 1941 erfuhr die antifaschistische Volksfrontpolitik der Komintern, die jetzt die außenpolitische Orientierung der Sowjetunion auf eine Anti-Hitler-Koalition ergänzte, eine nachhaltige Renaissance. Das fand seinen Ausdruck in einem unglaublichen Arbeitsausmaß der Komintern und Georgi Dimitroffs, das in seiner Vielfalt und seinen Dimensionen wohl erstmals ausführlich dokumentiert wird. Dimitroff kümmerte sich mit seinem Stab um politische Hilfe für die kommunistischen Parteien, um die antifaschistische Zielstellung der entstehenden »Nationalen Fronten« und um die Entfaltung bewaffneter Partisanenbewegungen. Breiten Raum nahm die Arbeit mit fremdsprachigen antifaschistischen Rundfunksen-

42 Ebenda. S. 182f.

43 Siehe Georgi Dimitroff: Der Krieg und die Arbeiterklasse der kapitalistischen Länder. In: Georgi Dimitroff: Ausgewählte Schriften. Band 3: 1935–1948. Berlin 1958. S. 161ff.

dern und die Gründung antifaschistischer Umschulungslager für kriegsgefangene Soldaten der Achsenmächte ein.

Nachdenklich macht der Umstand, daß Dimitroff, der an der unseligen und gesetzwidrigen Auflösung der Kommunistischen Partei Polens beteiligt war, die bereits im November 1937 beschlossen und am 16. August 1938 vom EKKI-Präsidium verkündet wurde, was eine neuerliche Verfolgungswelle gegen ihre Funktionäre und polnische Emigranten auslöste,⁴⁴ die polnische Tragödie nicht direkt, sondern nur mit für Uneingeweihte unverständlichen Randbemerkungen erwähnt.⁴⁵ Dagegen engagierte sich Georgi Dimitroff ab Sommer 1941 energisch für die Gründung einer Polnischen Arbeiterpartei und traf sich in diesem Zusammenhang wiederholt zu Beratungen mit polnischen Kommunisten, darunter mit Marcel Nowotko, Pawel Finder, Boleslaw Molojec, Wanda Wassilewska und vielen anderen.

In diesem Kontext nochmals zurück zur tragischen Verstrickung Dimitroffs in die folgenschweren Repressalien des sowjetischen Geheim- und Sicherheitsdienstes.

Es liegt zunächst in der Natur der Sache, daß Georgi Dimitroff – vor allem während des Krieges – im Umgang mit Politemigranten und Flüchtlingen, kommunistischen Parteien und ausländischen Kommunisten in der Sowjetunion auf Verbindungen mit den Sicherheitsorganen angewiesen war. Die Observierung von Ausländern und vermeintlich Verdächtigen war und ist gängige Praxis der Geheimdienste aller Länder. Die Anwendung besonders restriktiver Maßnahmen durch das NKWD in der Situation eines faschistischen Vernichtungskrieges lag in der Logik eines aufgezwungenen Kampfes auf Leben und Tod. Freilich ist damit weder die Liquidierung der eigenen Führungskräfte noch die Verfolgung und die Umsiedlung ganzer Nationalitäten und Völkerschaften am Vorabend und während des Krieges zu begründen, geschweige denn zu rechtfertigen.

Noch anders steht es um die Frage der zahllosen und vielfach wahllosen Repressionen gegen eigene Funktionäre und Anhänger, die insbesondere in den dreißiger Jahren (und erneut nach dem Kriege) mit

44 Siehe Ryszard Nazarewicz: Die Vernichtung der KP Polens im Lichte der Akten des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Leipzig 1998. 53 S.

45 Siehe Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevruari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 131 und 132.

drakonischen Strafen praktiziert wurden, wobei die meist erpreßten Geständnisse unter physischer Gewaltanwendung zustande kamen. Stalin selbst hatte zur Stabilisierung seiner uneingeschränkten Macht die Weisung erteilt, gegen verhaftete »Volksfeinde« Inquisitionsmethoden anzuwenden, eine Verfügung, die erst nach seinem Tode durch Befehl des Innenministeriums am 4. April 1953 aufgehoben wurde.

Man muß zweifelsfrei davon ausgehen, daß Dimitroff, der die Verhaftung enger Mitarbeiter im eigenen Umkreis vielfach erlebte, sich der Willkür und Gesetzwidrigkeit Stalinscher Terrorherrschaft wohl bewußt war, sich ihr jedoch im vermeintlichen Interesse einer »höheren Sache« beugte. Obzwar er wiederholt, aber letztlich doch nur in Ausnahmefällen gegen Verhaftungen intervenierte, liegt der Schluß nahe, daß der Beweis von Mannesmut vor dem Feinde einfacher ist als vor den eigenen Leuten. So blieb Dimitroff nicht von Mitschuld verschont.

Typisch für Dimitroffs diesbezügliche innere Zerrissenheit erscheint mir seine Tagebucheintragung vom 2. Februar 1937 über den Besuch Lion Feuchtwangers.

Indem er die Eindrücke Feuchtwangers über die damaligen Prozesse wiedergibt, vermerkt er u. a.: »Einen schlechten Eindruck hinterlassen die Beschimpfungen gegen die Angeklagten. Sie sind Feinde, die die Vernichtung verdienen. Aber sie haben nicht aus persönlichen Interessen gehandelt und sollten nicht Schufte, Feiglinge, Reptilien usw. genannt werden.« Und Dimitroff fügt hinzu: »Der Trotzismus ist tot, warum diese Kampagne.« Wenige Tage später, am 16. Februar trägt er ein: »Zu Hause den endgültigen Text des Briefes über den Prozeß gegen das anti-sowjetische trotzkistische Zentrum redigiert.«⁴⁶ Sofern Dimitroff konkrete Verhaftungen überhaupt festhält, geschieht das zumeist als lakonischer Vermerk, ohne Wertung – gewiß aus begründeter Vorsicht.

Im Schlußteil des Tagebuchs über die Periode seit dem Sieg über den Faschismus verweben sich drei Hauptprobleme miteinander, die hier nur benannt, nicht behandelt werden können: *erstens* die Gestaltung der Nachkriegsordnung in Bulgarien, *zweitens* die Erörterungen über das Wesen der Volksdemokratie und *drittens* Anfang und Ende einer geplanten Balkanföderation. Alle diese Fragen, die auf spezifische Weise mit dem Erbe des Antifaschismus verbunden sind, wirkten sich gleichzeitig nachhaltig auf die Spaltung der Anti-Hitler-Koalition aus, prägten die dominie-

46 Ebenda. S. 122 und 123.

renden Vorstellungen über eine alternative Gesellschaftskonzeption und injizierten den Keim der Spaltung im so bezeichneten »Lager des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus«.

Georgi Dimitroff, der am 4. November 1945 in seine bulgarische Heimat zurückkehrte, durchlebte an der Spitze der Partei und seit 22. November 1946 auch als verantwortlicher Ministerpräsident die gerade in Bulgarien sehr radikale Entfernung und Bestrafung der bisherigen politischen und sozialen Träger der Macht, was die Beziehungen der »Vaterländischen Front« mit gestrigen Verbündeten und nachmaligen Oppositionellen zuspitzte und in die baldige Verfolgung nicht nur der Opposition, sondern auch eigener Leute mündete – ein Prozeß, der seit 1948 zunehmend die Sowjetisierung des volksdemokratischen Systems zum Ausdruck brachte. Dieser Entwicklung stand der immer häufiger erkrankte Dimitroff, befangen in den sowjetischen Machtstrukturen und Denktraditionen, wohl schon weitgehend machtlos gegenüber.

Im Zusammenhang damit steht auch die in den Jahren 1946 bis 1948 breit und zum Teil kontrovers diskutierte Frage nach dem Wesen der Volksdemokratie, die von Vorstellungen über »nationale Wege« zum Sozialismus, Volksdemokratie als antifaschistische Demokratie und neue parlamentarische Herrschaftsform bis zu Auffassungen von der Volksdemokratie als Form der proletarischen Diktatur reichte.

Dimitroff, den der Gedanke eines volksdemokratischen Weges zum Sozialismus seit den antifaschistischen Erfahrungen der spanischen Republik beschäftigte, begriff die antifaschistische Volksfront als sozialen Träger wirklicher »Volksdemokratie« und diese als spezifische Übergangsform zum Sozialismus. Das aber hätte *echte* Bündniskoalitionen sozialpolitischer Kräfte vorausgesetzt, die am politisch institutionalisierten Führungsanspruch kommunistischer Parteien scheiterten – eine Karikatur auf eine wirkliche soziale und geistig-kulturelle Hegemonialrolle der Arbeiterklasse, etwa in der Sicht Antonio Gramscis oder Georg Lukács' – und die in der Konsequenz auf die Sowjetisierung des Modells der Volksdemokratie hinausliefen.

Jedenfalls hielt es Dimitroff für geboten, sich Anfang November 1948 – am Vorabend des V. Parteitags der Bulgarischen Arbeiterpartei (Kommunisten) – mit der Bitte um Beratung seiner Volksdemokratie-Konzeption an Stalin zu wenden und fügte seinem Brief ein ausführliches Exposé zum Gegenstand bei, das schon im wesentlichen dem Text

des Dimitroff-Referates auf dem Parteitag am 19. Dezember 1948 entsprach.⁴⁷

Tatsächlich fand dazu am 6. Dezember 1948 in Moskau ein Treffen Dimitroffs und Kostoffs mit Stalin und Molotow statt, an dem auch Boleslaw Bierut, Hilary Minc und Jakup Berman teilnahmen. Stalin bestätigte im wesentlichen das Exposé Dimitroffs, traf jedoch einige Sprachregelungen, die sich dann in Dimitroffs Parteitags-Referat wiederfinden. Stalin sagte u. a.: »Wir meinen, daß sie ohne Sowjetregime auskommen werden. Für sie ist das volksdemokratische Regime ausreichend, um den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus zu verwirklichen. Aber dieses Regime muß die Funktionen der Diktatur des Proletariats ausüben.«⁴⁸

Während Dimitroffs Sicht auf »Volksdemokratie« immer an deren antifaschistische Wurzeln gebunden war, was einen demokratischen Weg zum Sozialismus einschloß, betrachtete Stalin die »volksdemokratische Ordnung« vorrangig in ihrer Funktion als andere Form der »proletarischen Diktatur« neben der Sowjetordnung – natürlich einer »Diktatur des Proletariats« in *seinem* Verständnis.

Arkadi Sobolew brachte die sowjetische Auffassung über »Volksdemokratie« später auf den Punkt, indem er sie als »neue politische Organisationsform der Gesellschaft«, als weitere »Staatsform der Diktatur des Proletariats«, als »sozialistischen Staat in der ersten Phase seiner Entwicklung« definierte,⁴⁹ womit die Vorbildrolle der Sowjetordnung wiederum fixiert war.

Als früher selbst mit dieser Problematik befaßter Historiker,⁵⁰ erscheint mir der Definitionsstreit um das Wesen der Volksdemokratie heute als Streit um des Kaisers Bart, da in der Praxis auf die volksdemokratischen

47 Siehe ebenda. S. 637–640. – Siehe dazu Georgi Dimitroff: Politischer Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der Bulgarischen Arbeiterpartei (Kommunisten) an den V. Parteitag. 19. Dezember 1948. In: Georgi Dimitroff: Ausgewählte Schriften. Bd. 3: 1935–1948. Berlin 1958. S. 596–602.

48 Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 645.

49 Siehe Arkadi Sobolew: Die Volksdemokratie als Form der politischen Organisation der Gesellschaft. In: Internationale Schriftenreihe. Berlin (1952)17. S. 4 und 11–12.

50 Siehe Ernstgert Kalbe: Die volksdemokratische Revolution in Europa – eine neue Form des Übergangs zum Sozialismus. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin 30(1982)10/11. S. 899ff.

Länder seit 1947/1949 *inhaltlich* letztlich das Sowjetmodell, wenn auch in Formenvarianten, übertragen wurde.

Bleibt die bislang wenig untersuchte Frage nach der Schaffung einer Balkanföderation bzw. zumindest einer Föderation der Südslawen (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen, Makedonier und Montenegriener), die im 19. Jahrhundert als Idee in den national-revolutionären Bewegungen gegen die Türkenherrschaft und das Habsburgerreich geboren, von der sozialistischen Bewegung frühzeitig aufgegriffen und im antifaschistischen Befreiungskrieg erneuert wurde. Mit Dimitroffs »Tagebuch« werden zahlreiche neue Dokumente erschlossen, die das bisher – vor allem aus der jugoslawischen Literatur – Bekannte wesentlich erweitern und interessante Erkenntnisse vermitteln. Das betrifft insbesondere die Wiedergabe von Gesprächen und Verhandlungen zwischen führenden Vertretern der Sowjetunion und Repräsentanten der Kommunistischen Parteien Jugoslawiens und Bulgariens, die bereits vor Kriegsende begannen und bis zum Frühjahr 1948 andauerten. Bemerkenswert ist zunächst, daß Stalin die Vorstellungen zur Bildung einer Balkanföderation schon während der Kriegsjahre 1944/1945 billigte und an entsprechenden Plänen bis zum Spätsommer 1947 ohne Einschränkung festhielt. Stalin bremste jedoch die Eile Dimitroffs und Titos, die eine Föderation bereits vor Abschluß des Friedensvertrages mit Bulgarien im Februar 1947 anstrebten, um Komplikationen mit den westlichen Großmächten zu vermeiden.⁵¹

Erst nach Gründung des Kominformbüros der neun europäischen kommunistischen Parteien im September 1947, dessen Sitz nicht zufällig zunächst Belgrad war, werden kritische Untertöne hörbar, die sich wiederum auf Tempo und territorialen Rahmen der Föderationspläne wie auf den Inhalt eines bulgarisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrages beziehen. Immerhin wurden beim Besuch Dimitroffs in Jugoslawien am 1. August 1947 nicht nur das Grenzregime, Erleichterungen im Eisenbahnverkehr, im Zollwesen und Paßregime, das Kursverhältnis von Lewa und Dinar, die ökonomische Kooperation und die Zusammenarbeit der Sicherheitsorgane geregelt, sondern auch der Textentwurf eines Freundschaftsvertrages mit unbefristeter Dauer beraten.⁵²

51 Siehe Georgi Dimitrov: Dnevnik (9 mart 1933 – 6 fevuari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 528.

52 Siehe ebenda. S. 553f.

Während das Protokoll und vier Anlagen des sogenannten »Bleder Vergleichs« vom 1. August 1947, der einer Zollunion gleichkam, sofort wirksam wurden, mußte die Unterzeichnung des Freundschaftsvertrages zwischen Jugoslawien und Bulgarien, der ursprünglich auf »ewige Dauer« angelegt war, auf sowjetische Intervention unter Hinweis auf internationale Rücksichten und Konsultationsbedarf schließlich bis zum 27. November 1947 verschoben werden.⁵³

Obwohl auch Dimitroff bezüglich der von der jugoslawischen Seite als Siegermacht demonstrierten Überlegenheit gegenüber den bulgarischen Partnern mißtrauisch war,⁵⁴ stimmte er sowohl auf dem XII. Plenum des Zentralkomitees der BAP im November 1946 als auch in den Gesprächen mit Tito in Bled der späteren Vereinigung des bulgarischen Pirin-Makedonien mit dem jugoslawischen Wardar-Makedonien zu, was ihn Jahre nach dem Bruch mit Jugoslawien dem Vorwurf des »nationalen Nihilismus« aussetzte.

Ernsthafte Differenzen hinsichtlich der Balkanföderation zwischen der Sowjetunion einerseits und Bulgarien und Jugoslawien andererseits traten Anfang 1948 zutage, nachdem Dimitroff bei der Unterzeichnung des bulgarisch-rumänischen Freundschaftsvertrages in Bukarest öffentlich für die Ausdehnung dieser Föderation auf weitere südost- und ostmitteleuropäische Staaten eingetreten war. Eine derartige Föderationserweiterung lag nicht im machtpolitischen Interesse der Sowjetunion.

Im »Tagebuch« wird ausführlich über »Konsultationen« am 10. Februar 1948 in Moskau zwischen der sowjetischen Führung (Stalin, Molotow, Shdanow, Malenkow, Sorin) mit der bulgarischen (Dimitroff, Kolarow, Kostoff) und jugoslawischen Delegation (Kardelj, Djilas, Bakaric) berichtet, die einem Befehlsempfang glichen. Stalin erklärte einleitend, daß »ernste Meinungsverschiedenheiten bestehen, die in drei wesentlichen Fragen aufgetreten sind: zum bulgarisch-jugoslawischen Vertrag, zum Interview des Genossen Dimitroff und zur Verlegung jugoslawischer Truppen nach Albanien«.⁵⁵

In scharfen Tönen wurde kritisiert, daß trotz sowjetischer Warnung die jugoslawisch-bulgarischen Verträge vor Inkrafttreten der Friedens-

53 Siehe die Dokumente in *Das Ostpakt-System. Dokumentensammlung* von Boris Meißner. Frankfurt am Main, Berlin 1955. S. 30ff.

54 Siehe Georgi Dimitrov: *Dnevnik* (9 mart 1933 – 6 fevruari 1949). Redakcija: Dimitar Sirkov/Petko Boev/Nikola Avrejski/Ekaterina Kabakčieva. Sofia 1997. S. 534.

55 Ebenda. S. 596ff.

verträge abgeschlossen wurden, daß Dimitroff, »der sich in Pressekonferenzen und Interviews verliebt hat«, ohne Abstimmung mit irgend jemandem Föderationspläne einschließlich Polens, der Tschechoslowakei und Griechenlands verkünde, was Bestrebungen zur Schaffung eines Westblocks erleichtere, schließlich daß unabgestimmt eine jugoslawische Division nach Albanien an die albanisch-jugoslawische Grenze verlegt werden soll, was den griechischen Partisanen helfen und einen denkbaren anglo-amerikanischen Angriff verhindern solle.

Im Hinblick auf diskutierte Föderationspläne hielt Stalin drei Föderationen für möglich: zwischen Bulgarien und Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei. Als Kardelj seinerseits Zweifel an einer raschen jugoslawisch-bulgarischen Föderation anmeldete, entgegnete Stalin: »Hier irren Sie. Man sollte die Vereinigung der drei Länder nicht verzögern – Jugoslawien, Bulgarien und Albanien. Aber nötig ist, daß die Nationalversammlungen Beschlüsse fassen und ihre Regierungen beauftragen, Verhandlungen über den Zusammenschluß zu beginnen.«⁵⁶ Eine solche Föderation läge auch im albanischen Interesse, dessen Territorium sich dadurch erweitere.

Schließlich wurde Dimitroff abgemahnt, sich mit Interviews zurückzuhalten: »Sie wollen etwas Neues verkünden und die ganze Welt in Erstaunen versetzen. Sie reden, als wären Sie noch Generalsekretär der Komintern und würden Interviews für kommunistische Zeitungen geben.«⁵⁷ Georgi Dimitroff übte Selbstkritik.

Das war aber schon der Auftakt zum Abgesang. Seit Frühjahr 1948 verschärfte sich die sowjetische Kritik an jugoslawischen »Abweichungen«, gebrandmarkt als »Titoismus«.

Im Juni 1948 fand in Rumänien die Beratung des Kominformbüros ohne Beteiligung der selbstbewußten jugoslawischen Partei statt, das die unsägliche »Resolution über die Lage in der Kommunistischen Partei Jugoslawiens« annahm, die zur schließlichen Exkommunizierung Jugoslawiens führte. Der »Kalte Krieg« sowie neue Repressionen hielten auch in die Beziehungen zwischen der UdSSR und den Ländern der Volksdemokratie Einzug. Dimitroffs Visionen starben noch vor seinem physischen Tod.

56 Ebenda. S. 599.

57 Ebenda. S. 598.

DOKUMENT

**Political Report: The Riddle of the Revolution.
Political Aspects of the Reichstag Fire Trial
(from Ralph C. Busser)**

Political report

STRICTLY CONFIDENTIAL

MAY - 34

DEPT. OF STATE
DEPARTMENT OF STATE
RECEIVED
MAY 11 1934
FILE

WE
Cabr... WE
"Kc"
for
file
M.D.
ON
has

THE RIDDLE OF THE REVOLUTION
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

From *Ralph C. Busser*
Ralph C. Busser,
American Consul. Leipzig, Germany.

44-16-1534

Date of Completion: April 4, 1934.
Date of Mailing: April 14, 1934.

200 Copies
divided into 100 copies

FILED
MAY 11 1934

GRC 862.00/3240

POLITICAL REPORT: THE RIDDLE OF THE REVOLUTION.
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

From
Ralph C. Busser,
American Consul. Leipzig, Germany.

Date of Completion: April 4, 1934.
Date of mailing: April 14, 1934.

AMERICAN CONSUL, LEIPZIG,
April 4, 1934.

I

THE RIDDLE OF THE REVOLUTION
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

Table of Contents

	<u>Page</u>
A turning-point in German history	1
Political character of the trial	8
When the world sits as a jury	15
Meaning of high treason in Germany	19
Pertinent sections of the German Penal Code	21
Political trial - courts having jurisdiction	22
Rights of accused to counsel	24
Steps preceding the trial	28
Attitude of the Investigating Judge	30
Conduct of the trial	34
Cast of the trial	38
Physical complicity in the fire	40
Alleged Communist plot in Neukölln	43
Van der Lubbe's contacts the day of and before the fire	50
Reconstruction of Van der Lubbe's movements in the Reichstag	54
Discovery of the fire	59
Expert testimony regarding the fire	66
The mystery of the tunnel	75
Time-table of the fire	85
Causation of the fire an unsolved mystery	88
Unidentified persons connected with the fire	92
A Deputy's flight from the Reichstag	93

[I] THE RIDDLE OF THE REVOLUTION.
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

	Page
Table of Contents	
A turning-point in German history	1
Political character of the trial	8
When the world sits as a jury	15
Meaning of high treason in Germany	19
Pertinent sections of the German Penal Code	21
Political trial – courts having jurisdiction	22
Rights of accused to counsel	24
Steps preceding the trial	28
Attitude of the Investigating Judge	30
Conduct of the trial	34
Cast of the trial	38
Physical complicity in the fire	40
Alleged Communist plot in Neukölln	43
Van der Lubbe's contacts the day of and before the fire	50
Reconstruction of Van der Lubbe's movements in the Reichstag	54
Discovery of the fire	59
Expert testimony regarding the fire	66
The mystery of the tunnel	75
Time-table of the fire	85
Causation of the fire an unsolved mystery	88
Unidentified persons connected with the fire	92
A Deputy's flight from the Reichstag	93
[II] Evidence regarding conspiracy charges	96
Expulsion of Dimitroff from court	105
Count Helldorf's connection with the fire	114
Evidence of General Goering	116
Dr. Goebbel's evidence	123
Irregular conduct of a Referendar	128
Destruction of the Marxist Party and arrest of their leaders	130
Moral complicity	135
Political pressure upon the court	144
Speeches for the defence	148
Judgment of the Court	155
Fate of the defendants	161
Control of German press in reporting the trial	162

Radio reporting of the trial	164
How ex post facto law was applied in Reichstags fire trial	167
Text of ex post facto laws	170
American definition of an ex post facto law	172
Sources of information	174

II	
	<u>Page</u>
Evidence regarding conspiracy charges	96
Expulsion of Dimitroff from court	105
Count Helldorf's connection with the fire	114
Evidence of General Goering	116
Dr. Goebbel's evidence	123
Irregular conduct of a Referendar	128
Destruction of the Marxist Party and arrest of their leaders	130
Moral complicity	135
Political pressure upon the court	144
Speeches for the defence	148
Judgment of the Court	155
Fate of the defendants	161
Control of German press in reporting the trial	162
Radio reporting of the trial	164
How ex post facto law was applied in Reichstags fire trial	167
Text of ex post facto laws	170
American definition of an ex post facto law	172
Sources of information	174

[1]* THE RIDDLE OF THE REVOLUTION.
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

A TURNING-POINT IN GERMAN HISTORY.

It is impossible to understand the National Socialist Revolution of March, 1933, and how it was finally accomplished, without careful study of the public events connected with the burning of the Reichstag building on the 27th of February, 1933. These events include the political situation at that time, the measures taken by the Reich's Government and the Nazi Storm Troops immediately after the fire, the search for the alleged accomplices of the incendiary caught in the Reichstag, the police and preliminary judicial investigation, and especially the Reichstag fire trial itself, which lasted from the 21st of September until the 23rd of December, 1933.¹

The official reports of the fire, which in the 28th of February were published in all the German newspapers and broadcasted over the wireless to the German people in their homes, attributed, with some show of plausible evidence, the guilt to Communists and the Communist Party.² It was stated that the firing of the Reichstag was intended as beacon or signal for a general uprising of the Communists and Social Democrats in Germany, in order to establish a Marxist dictatorship. As some vital errors in the Government's public announcement were not generally known at the time, and were not completely [2] exposed until the Reichstag fire trial, the official version was naturally accepted by the great majority of the German people. The agitated state of the public mind thus provoked was further aggravated from day to day by Radio and Press propaganda regarding such alleged Communist and Socialist plots to bring about an armed insurrection, for the outbreak of which the Reichstag fire was supposed to have been the signal.

The Reichstag fire was indeed a *signal* – not for an insurrection of the Communist and Social Democratic workers, but for the suppression

* In eckige Klammern gesetzte Zahlen geben die Seitenfolge im Original an.

1 Im Original wurde der Absatz angestrichen und mit der Bemerkung »quote« (zitieren, notieren) versehen (siehe auch die Faksimilie auf der folgenden Seite).

2 Im Original findet sich am Rand die Bemerkung »official new« (offizielle Nachricht).

April 4, 1934.

1

THE RIDDLE OF THE REVOLUTION
POLITICAL ASPECTS OF THE REICHSTAG FIRE TRIAL

A turning-point
in German history.

It is impossible to understand the National Socialist Revolution of March, 1933, and how it was finally accomplished, without careful study of the public events connected with the burning of the Reichstag building on the 27th of February, 1933. These events include the political situation at that time, the measures taken by the Reich's Government and the Nazi Storm Troops immediately after the fire, the search for the alleged accomplices of the incendiary caught in the Reichstag, the police and preliminary judicial investigation, and especially the Reichstag fire trial itself, which lasted from the 21st of September until the 23rd of December, 1933. *quite*

The official reports of the fire, which on the 28th of February were published in all the German newspapers and broadcasted over the wireless to the German people in their homes, attributed, with some show of plausible evidence, the guilt to Communists and the Communist Party. *Official View* It was stated that the firing of the Reichstag was intended as beacon or signal for a general uprising of the Communists and Social Democrats in Germany, in order to establish a Marxist dictatorship. As some vital errors in the Government's public announcement were not generally known at the time, and were not completely exposed

of their Parties and the seizure of their property.³ Although Adolf Hitler was already the Chancellor, and Dr. Frick, another prominent Nazi leader, Minister of the Interior, in a national Government formed by a coalition of the National Socialists and the German Nationalists (the two Parties of the Right), Germany up to that time was still a republic with an active Parliament, independent political parties, freedom of assembly, speech, and of the press, and with other liberal and democratic institutions. *Before the Reichstag fire there was little hope of the National Socialists and their Nationalist allies obtaining a majority of votes at the national election to be held on the 5th of March.*⁴ However the political situation and outlook were entirely changed by the Reichstag fire, the circumstances of which enabled the Hitler Government, with the aid of the Police and Nazi Storm Troops in all parts of Germany, to override the National Constitution, overthrow the democratic State, and establish a fascist dictatorship.

[3] During the night of February 27/28 from 4,000 to 5,000 Communist leaders (including Reichstag Deputies) and local secretaries of the Party, whose addresses had already been listed, were arrested by police or by Nazi Storm Troopers, the latter acting under the orders of General (then Captain) Goering; he later testified to that effect at the Reichstag fire trial. The next day, February 28, General Goering, in his capacity as President of the Reichstag and Prussian Minister of the Interior, publicly announced that the firing of the building was the outcome of a Communist plot treasonable to the State. The blame for this act of incendiarism, committed, as alleged, for the purpose of provoking a general uprising of the workers, was officially placed by the Hitler Government upon the Communist Party. *This theory of the crime appeared at first quite plausible:* Van der Lubbe, who was caught in the burning building and admitted his guilt, was once a member of the Communist Party in Holland, had (as then falsely reported) a Communist membership card on his person at the time of his arrest, and had associated with Communists during his stay in Neukölln (a suburb of Berlin) for eight days preceding the 26th of February. Then, too, Ernst Torgler, parliamentary leader of the German Communist Party, was reported (also

3 Im Original wurde dieser Satz angestrichen und mit der Bemerkung »quote« versehen.

4 Das Hervorgehobene wurde am Rand mit der Bemerkung »quote« versehen. Die nachfolgende Passage wurde angestrichen.

falsely as later proven at the trial) to have left the Reichstag under suspicious circumstances *during* the fire and, in consequence, had been arrested the day after for complicity in the crime of insurrectionary arson and high treason against the State.

[4] On the day after the fire, February 28th, the President of the Reich issued two revolutionary decrees. The first was the »Decree for the Protection of the People and the State«. This decree authorized, upon the basis of Article 48, paragraph 2, of the national Constitution, certain measures for »defending the People against Communist acts of violence dangerous to the State«. The second decree issued on the same day by the Reich's President authorized measures to be taken »against treason to the German People and against treasonable activities«. Under these two decrees followed arrests and imprisonments without trial, the suppression of newspapers considered dangerous to the security of the State, the seizure of property belonging to Communist and Social Democratic organizations, domiciliary visitations, and similar measures intended or calculated to destroy the organization and power of the Marxist Parties. The revolutionary powers granted under these decrees were carried out not only by the Police but by the Storm Troopers, who first took their political prisoners to the notorious »Brown Houses«, and then to the concentration camps which they established in various regions of Germany.

The elections, held under the immediate influence of the fire, resulted in an enormous increase of votes to the National Socialists, so that, the Communist Party having been declared illegal, the former then had a small majority in the Reichstag.

The banning of the Communist Party was followed by a reign of terror directed not only against its leaders and [5] active workers, but against the leaders of all the Parties which had opposed the National Socialist movement. Not only the Social Democrats (moderate Socialists) were affected, but also the »Centre« or Catholic Party, and the various liberal democratic parties. All of these opposition Parties were gradually dissolved until by July, 1933, only the German Nationalists remained to share with the National Socialists the glory and spoils of the Revolution. Finally under the four-year power of attorney vested in Adolf Hitler by the new Reichstag elected on the 5th of March, he as Chancellor of the Reich promulgated on the 14th of July, 1933, a Law recognizing only the National Socialist Party and making all other Parties

illegal.⁵ With the complete elimination of opposition in the Reichstag,— which since then has met only to register its approval of all measures of the Reich's Government,— and with the Government of each of the seventeen States practically controlled by a Statthalter (Governor) appointed by, and responsible only to, the Chancellor of the Reich, *Hitler had become virtually dictator of Germany.*

National Socialism,— which means complete subservience to the State and its Leader, Adolf Hitler,— has been extended gradually beyond the political sphere⁶ until it now embraces all Government activities, public education, the Press, the Radio, the Theater and Screen, literature and other Arts, commerce, labor and industry.

Even the Lutheran and Reformed Churches of Germany are now being reorganized by Nazi bishops and in accordance⁷ [6] with Nazi ideas. The Roman Catholic Church, although its essential rights are guaranteed by the Concordat, is now having a hard struggle to maintain in Germany its independence from political control.

The Jews are still allowed to engage in business and worship in their synagogues, but (with a few statutory exceptions) are now excluded from public life, the civil and military service, the judiciary, the law, medicine, teaching, journalism, the theatrical and other professions. Under various laws and decrees of the National Socialist Government, and under the different forms of boycott, discrimination, ostracism and persecution to which they have been subjected during the past year, the Jews now occupy in Germany *the tragic position of pariahs*. Jewish professional men, artists, writers, dramatists and other intellectuals, being denied a livelihood in Germany, have to *emigrate or perish*.⁸

The Nazi »*purging*« of the bureaucracy and the public professions, especially those which have to do with teaching and the forming of public opinion, was not confined to the Jews, but has been extended to the socialists, pacifists, and even to the liberals. The public expression of independent views, or the criticism of Government policy and measures, is not tolerated by the present regime. With the drama, films, books, newspapers, and other publications under the control of the Ministry of Propaganda, freedom of the Press and of public discussion has

5 »Gesetz gegen die Neubildung von Parteien« (Reichsgesetzblatt, Part I, page 479).

6 Im Original wurde dieser Passus angestrichen.

7 Im Original wurde dieser Passus angestrichen.

8 Im Original wurde der Absatz ab »Under various ...« angestrichen.

become a thing of the past. This stifling of the free expression of thought is one of the [7] most sinister things in Germany to-day.

Another highly important achievement of the National Socialist Revolution is the organization in Germany, *without legal conscription*, of the largest citizen or non-professional army in the world. The *seemingly volunteer* national military-trained forces numbering,— according to Captain Roehm, chief of staff of the Nazi Storm Troops,— at least 2,500,000⁹, represent one of the most remarkable feats of organization in known history. *Germany has become the modern Sparta.*

The military training of the youth, the glorification of war, the forced Chauvinism in the schools and universities, the exaltation of German blood and depreciation of what is non-German, the never-ceasing flow of political oratory, books and pamphlets on themes calculated to inflame the national pride or the sense of suffering from injustice,— all tend to promote general unrest and foster dislike of other nations.¹⁰ This revival or imperialism and the military spirit in Germany is one of the chief products of the National Socialist Revolution and has created a political situation ominous for the whole world.

As the National Socialist Revolution *was evoked by* the Reichstag fire and dramatized by the historic political *trial which followed*, no book or play could better explain Nazi Germany,— the character of its Government, the scope and conduct of political trials, the exertion of political influence and pressure in the administration of the criminal laws, the power and methods of official propaganda,— than the Reichstag fire trial as staged from day to day during the last three months of 1933.¹¹

[8] POLITICAL CHARACTER OF THE TRIAL.

What gave the Reichstag fire trial its political character? The Hitler Government, by the proclamations of its leaders, had officially informed the German and foreign public that the Reichstag had been fired by the Communists as the signal for a nation-wide insurrection designed to establish a dictatorship of the proletariat. Then having established a Nazi

9 German and foreign newspaper reports of Captain Roehm's speech delivered to a large gathering in Berlin, December 7, 1933.

10 Im Original findet sich an dieser Stelle am Rand ein Fragezeichen.

11 Im Original wurde der Absatz angestrichen und mit der Bemerkung »quote« versehen.

dictatorship by successfully exploiting the fire and the public indignation against the Marxist Parties supposed to be guilty of this treasonable plot against the State, it was up to the National Socialist Government to prove the guilt of those they had charged so publicly with the crime.¹²

As the burning of the Reichstag was bound to inflame the public mind against the incendiaries and any others considered responsible for the crime, it is difficult to conceive how the Communist Party could hope to gain any advantages from a crime that could be traced to their doors. In fact the Communists had everything to lose by a crime that would naturally lead to the suppression of their Party and the arrest of their leaders.¹³ On the other hand, the mere fact that the Hitler Government was so well prepared to exploit the Reichstag fire in this manner, and in fact did so within twenty-four hours after its discovery, indicates quite clearly that, in view of the political situation as it then was, and of their complete control of the Police and the Storm Troops, *the National Socialists had most to gain from the fire*. They had the necessary organization trained and ready to thoroughly exploit the [9] crime and to win *by one stroke* supreme and undisputed political power¹⁴ – which before the fire they had little hope of accomplishing by means of the impending national election.

The assumption of Communist guilt, propagated by the Hitler Government met general skepticism abroad, and was not even universally accepted in Germany. The Communist papers were suppressed immediately after the fire. The Social Democratic papers, which lingered several days longer, attributed the crime to the National Socialists. Even the *Deutsche Allgemeine Zeitung*, a paper which had always opposed the Marxist Parties, said that it was incomprehensible that a Communist could have been found who was so foolish as to commit the crime: »We fear that closer examination of the presumptions of the well-known statement by the Minister of the Interior (General Goering) will show that the charge he made cannot be maintained. If that is the case, it would have been better not to have raised it.«

However, as the National Socialists at the national election of March 5 gained a majority in the new Reichstag, they were able to reorganize

12 Im Original wurde der Absatz ab »it was up ...« angestrichen.

13 Im Original wurden die ersten beiden Sätze des Absatzes angestrichen und mit der Bemerkung »quote« versehen.

14 Im Original wurde diese Passage ab »crime and to win ...« angestrichen.

the Government and suppress all the opposition Parties, so that they had no occasion to worry much about public opinion in Germany itself. What disturbed them most was public opinion abroad, which had not yet accepted the official version of Communist responsibility for the Reichstag fire.¹⁵ They were particularly upset by those charges of Nazi complicity in the Reichstag fire which were so explicitly formulated [10] in the »Brown Book of the Hitlers Terror and the Burning of the Reichstag« issued in September, 1933, by the World Committee for the Victims of German Fascism. These charges were largely based on a memorandum said to have been prepared by Dr. Oberfohren, the Parliamentary leader of the German Nationalist Party, who was found dead in his dwelling on May 7, 1933. This memorandum alleged that Dr. Goebbels, then Nazi Propaganda Chief, had conceived the idea of the fire; that General Goering, Prussian Minister of the Interior, had supervised its execution; and that *Herr Heines*, the Nazi Storm Troop leader of Silesia, Count Helldorf, the leader of the Berlin Storm Troops, and ex-Lieutenant Schulz, another Nazi leader, had carried it out, taking their tool, Van der Lubbe, with them through the underground passage into the Reichstag, arranging for him to act the part of¹⁶ incendiary, and leaving him in the building to be caught during the fire. These five National Socialist leaders subsequently appeared at the Reichstag fire trial to deny or disprove the charges in the »Brown Book«. Heines and Schulz were able to prove alibis the day and night of the fire. Count Helldorf, whose testimony did not altogether agree with that of General Goering and with Professor von Arnim (his companion during the evening of the fire), declared that, on his own responsibility he had given the orders to the Nazi Storm Troops for the arrest of the Communist leaders throughout Germany. At the trial both General Goering and Dr. Goebbels claimed that the Oberfohren Memorandum was a forgery, explained how they had first [11] learned of the fire, and attributed the guilt therefor to the Communist Party.

An »International Commission of Enquiry into the Burning of the Reichstag«, which sat in London just prior to the opening of the Reichstag fire trial in Leipzig, took the testimony of many political refugees from Germany. At the conclusion of the testimony the Commission is-

15 Im Original wurde der Absatz ab »to worry ...« angestrichen und mit der Bemerkung »[quote]« versehen.

16 Im Original wurde der Satz ab »that Dr. Goebbels, ...« angestrichen.

sued a report to the effect that neither the four co-defendants of Van der Lubbe nor the Communist Party had any connection with the Reichstag fire. On the other hand, this report expressed the suspicion that National Socialist leaders and their tools were responsible for the firing of the Reichstag.¹⁷

At the Reichstag fire trial the Supreme Court could *legally have ignored* the charges in the »Brown Book« and the findings of the »International Commission of Enquiry« regarding alleged Nazi complicity in or responsibility for the fire. However, these charges and findings, although not published in the German newspapers, had decidedly influenced foreign opinion and led many persons to believe that the case against Torgler and three Bulgarians was a »frame-up« to justify the coup d'état of the Hitler¹⁸ Government whereby the National Socialists were enabled to win the national election of March 5th, which placed them in supreme power. The National Socialist leaders were naturally stung by these charges, which created the impression abroad that they had obtained control of the Government by arson, fraud, and treason to the State. The police and judicial authorities, evidently considering [12] that the honor of the German Government and the reputation of German justice was at stake, decided not only to prosecute and try the five persons accused of the crime, but also to use the Reichstag fire trial as a forum for establishing the guilt of the Communist Party and for disproving the charges against prominent leaders of the National Socialist Party, two of whom were Ministers of the Reich, and two holding other important positions in the Government.

Therefore, instead of the Supreme Court of Germany merely conducting a high treason trial for the purpose of ascertaining the guilt or innocence of the accused, it also became a tribunal for trying the German and international Communist Parties likewise accused of complicity in and responsibility for the Reichstag fire. As two of the defendants were Communist leaders, and the chief political witnesses against the Communist Party were high officials of the National Socialist Government, the trial developed into a bitter contest between the doctrines and leaders of Communism and German Fascism – two of the greatest political forces in the world to-day. For the first time in history these great

17 Im Original wurde der Satz ab »expressed ...« angestrichen.

18 Im Original wurde der Satz ab »influenced ...« angestrichen und mit der Bemerkung »q[quote]« versehen.

opposing political forces met in a deadly duel in the highest tribunal of a great country. Naturally the Reichstag fire trial aroused world-wide interest and, in view of the highly important political interests and personages involved, it will rank as a *cause célèbre* with the greatest political and heresy trials of history, such as the Trial of Socrates, the Trial of Christ before¹⁹ [13] Pilate, the Trials of Joan d'Arc, Martin Luther, Galileo, Mary, Queen of Scots, Charles I, Warren Hastings, and, in more modern times, the Dreyfus Trial in France, and the recent trial of British engineers in Soviet Russia.

Although all of the defendants except Van der Lubbe, who pleaded guilty, were acquitted, and the evidence offered at the trial failed to prove either Communist or Nazi guilt, and the mystery of the causation of the fire still remains unsolved, the proceedings are worthy of study by everybody interested in law and political history. Although the Supreme Court in its verdict declared that the Reichstag fire »was the work of the Communists«, the evidence produced was too vague to have convinced a British or American court. In view of the foreign charges of National Socialist complicity in the crime, and the German Government's public charges against the Communists, the Supreme Court, while giving the defendants a fair trial, was disposed from the beginning to assume the guilt of the Communist Party. While the witnesses for the prosecution were permitted to make unlimited propaganda and offer much hearsay and irrelevant evidence against the Communist Party,²⁰ the defendants were strictly confined to the presentation of evidence concerning the charges against them personally. While the Presiding Judge and the Chief Public Prosecutor frequently asked questions designed to fasten the responsibility for the crime upon the Communist Party, and the ordinary rules of evidence were entirely waived at the hearing of General Goering, Dr. Goebbels, and other star witnesses for the prosecution, [14] Dimitroff and Torgler were always hauled up sharply by the Presiding Judge when they attempted to refute the charges against the Communist Party or to ask witnesses questions that he considered offensive to the National Socialist Government or Party or which might have elicited admissions tending to show Nazi complicity in the crime,

19 Im Original wurde ganze Seite 12 angestrichen. Der letzte Passus wurde ab »Naturally the Reichstag ...« zweimal mit der Bemerkung »[quote]« versehen.

20 Im Original wurde der Absatz ab »Communist or Nazi guilt ...« angestrichen und mit der Bemerkung »[quote]« versehen.

its official covering up, the dubious methods of the Police investigators, or the unfairness and unreliability of the preliminary judicial investigation. The attorneys for the defence were almost as active as the Chief Public Prosecutor in refuting the charges in the »Brown Book«; they also either endorsed or made no protest against evidence offered to show the complicity of the Communist Party in the crimes charged against their clients. In consequence the entire burden of defending the Communist Party against these charges was left to Torgler and Dimitroff, who could not put questions to witnesses without the permission of the Presiding Judge.²¹

Foreign observers would have had a more favorable impression of the German administration of justice had the trial Court's strict ruling against the introduction of Communist propaganda been extended to National Socialist propaganda. Thus the Reichstag fire trial will go down in history as one of *the famous »trials by prejudice«*.²²

[15] WHEN THE WORLD SITS AS A JURY.

On the twenty-first of September, 1933, Dr. Büniger, the Presiding Judge, in declaring the Reichstag trial opened, read a statement in which he referred to the interest of the world in the trial and to the controversy attending it. Only what transpired in that Court, he said, would influence the decision of the Court; that which had transpired in unauthorized quarters would be without effect on it.

In view of the official public charges of Communist complicity in the Reichstag fire crime, and of the consequent political revolution that gave the National Socialist Party supreme and absolute power, the Supreme Court as well as the Executive Government of the Reich²³ realized the necessity of giving the fullest publicity to the trial. Therefore the foreign as well as the domestic Press were permitted to have correspondents at the trial. Exceptions, however, were made in the case of foreign newspapers (like »Manchester Guardian«) which had criticised rather severely National Socialist policy and methods. At Leipzig early in the

21 Im Original wurde der ganze Passus, auf S. 13 ab »were entirely waived ...« beginnend, angestrichen.

22 Im Original wurde das Hervorgehobene angestrichen.

23 Im Original wurde der Absatz bis hierhin angestrichen.

trial Russian newspaper correspondents were arrested and excluded from the trial, which resulted, as a counter-measure, in the expulsion of German journalists from Soviet Russia.

The intense interest of the world at large and the publication in foreign newspapers of the daily reports of the trial, was a protection, not only for the accused, but for the independence and authority of the Supreme Court itself. The reputation of German justice was at stake. [16] The trial Court had the most difficult task of maintaining the correctness of judicial procedure and giving the defendants a fair trial while, at the same time, demonstrating their loyalty to the National Socialist regime by facilitating in every way the case of the prosecution against the Communist Party in order to justify the Government measures against the latter taken immediately after the Reichstag fire.²⁴

The greatest danger to the defendants was not any possible prejudice on the part of the trial judges or their susceptibility to political pressure, but the character of the witnesses and evidence already prepared for presentation to the Court. It should not be overlooked that in a country where arrest and imprisonment without trial for so-called political offenses are a matter of daily occurrence, with the inevitable effect on witnesses and evidence, the structure of the case was likely to be warped before it reached the Court. According to German criminal procedure, the whole case against the accused was built up in the course of the police and preliminary judicial investigations, which lasted seven months, before the trial opened. The accused and all available witnesses were thoroughly examined by the Police examiners and the Investigating Judge of the Supreme Court, and their depositions taken.²⁵

In the search for witnesses against the accused and the Communist Party the prisons and Nazi concentration camps were thoroughly combed out, and rewards publicly offered for information against the defendants. Thus by [17] various forms of pressure upon political prisoners, by the hope of convicts to receive pardon or leniency, and by the expectation of others to receive money rewards, many witnesses were found willing to testify against the defendants.

The following cases are cited merely to show the extreme rigor of German justice in criminal trials having a political character:— On the

24 Im Original wurde der Absatz, beginnend auf S. 15, angestrichen.

25 Im Original wurde der Absatz angestrichen.

28th of November, 1933, at Dessau (State of Anhalt), ten Communists (only two of whom had fired shots) were sentenced to death for the murder by shooting of one Nazi Storm Trooper during a fight between these rival political groups in the preceding February, that is, before the Communist Party was outlawed and the drastic laws against political assaults and manslaughter passed. At Cologne, about the same time, six Communists, several of them under twenty-one years of age, had been executed for the murder of one Storm Trooper in February, 1933. In December, 1933, the Third Penal Chamber of the Supreme Court rejected the appeal of nine alleged Communists condemned to death for the murder of a single Nazi Storm Trooper eighteen months before. At Linum, in the Prussian Province of Brandenburg, a twenty-three year old milkman was sentenced to death for firing two barns and a cowshed »for political reasons«. Recently in Berlin a young farm laborer received a sentence of fifteen years imprisonment for setting fire, »for political reasons«, to a rick of grain. Nearly all these sentences, and other equally severe, were passed upon political offenders, chiefly Communists or members of the »Reichs[18]banner« (a militant organization of young socialists and liberals for the defence of the Republic) during the course of the Reichstag fire trial.

In view of the ex post facto laws promulgated by the Reich's Government since the March Revolution, and of the general attitude of the German law courts toward persons accused of crimes having a political character, it is quite evident that Torgler and the three Bulgarians had need of all the publicity they could get. Without this publicity it is very doubtful whether Torgler and Dimitroff could have put up,– in the face of the violent political prejudice against them, and of the many restrictions to which they were subjected,– such a keen and spirited defence, whereby they were able, with and without the aid of their counsel, to expose much apparently mendacious and untrustworthy evidence.²⁶

[...]

26 Im Original wurde der Absatz angestrichen und mit der Randbemerkung: »They did'nt know whether going in death [nor/neither] for their defence« versehen.

[24] RIGHT OF ACCUSED TO COUNSEL.

Owing to the fact that when the national Government passed into the control of the National Socialists many lawyers were taken to concentration camps or prevented from practicing before the courts because of having defended Communists in criminal trials, it was considered dangerous for German lawyers to undertake the defence of any of these Communist prisoners unless appointed by the court for that purpose.²⁷

Dr. Sack, a prominent German lawyer belonging to the National Socialist Party, did finally agree to undertake the defence of Torgler, the only German among the five prisoners. However, Dr. Sack publicly declared that, being convinced of the innocence of Torgler, he would defend him as an individual, but in no way the Communist Party.²⁸

Van der Lubbe, a Dutch subject, having refused to accept the services of a lawyer from the Netherlands or to select any lawyer, the Supreme Court appointed Dr. Seuffert, a lawyer in Leipzig, to defend him. The three Bulgarian prisoners desired to employ foreign lawyers to defend them, for which purpose they signed powers of attorney to American, French, and Bulgarian lawyers. However, the Supreme Court declined to permit these foreign lawyers, one of whom was *Arthur Garfield Hays of New York, (National Director of the American Civil Liberties Union)*, to act as counsel for any of the prisoners at the trial.²⁹

At that time the question was raised whether foreign lawyers would be permitted to defend the persons accused [25] of arson and high treason in connection with the burning of the Reichstag building. According to section 138 of the Code of Criminal Procedure for the German Reich (*Strafprozessordnung fuer das Deutsche Reich*), defendants can select as counsel lawyers admitted to any German court as well as Professors of Law at German universities; other persons can be selected as counsel only with the approval of the court. In those trials where the accused must be defended by counsel, and the attorney chosen by the defendant is a foreigner, *his appointment must be approved by the Court*, and then he can act only in association with a lawyer duly admitted to a German court or with a Professor of Law of a German university. The-

27 Im Original wurde der Absatz ab »practicing before the courts ...« angestrichen.

28 Im Original wurde der Absatz ab »However, Dr. Sack ...« angestrichen.

29 Im Original wurde der Absatz ab »... Dr. Seuffert, a lawyer ...« angestrichen. Die Hervorhebung wurde am Rand mit einem Sternchen versehen.

refore it appears that a foreign lawyer could act as one of the counsel for the defendant *if permitted to do so by the court*, and if agreeable to the German counsel appointed by the Court for that particular defendant.³⁰

In this connection it should be explained that in trials for minor offences the defendant is permitted to decide whether to have counsel or not, but that in trials for serious crimes the Court has to appoint counsel in case the defendant does not voluntarily do so. According to section 140 of the German Code of Criminal Procedure, defence by counsel is necessary in cases which have to be tried before the Reichsgericht (Supreme Court of Germany) or the Oberlandesgericht (State Court of Appeal)³¹ when either court is conducting political trials, or before a court of assize [26] (court of trial by jury).

Although the services of a wellknown Dutch criminal lawyer were apparently pressed on Van der Lubbe in vain, the Bulgarians were not permitted to have foreign counsel, notwithstanding their repeated solicitations before and during the trial, and the fact that two of them – Popoff and Taneff – were not able to speak or understand the German language in which the proceedings were conducted.³²

In the course of his remarks at the opening of the trial on the 21st of September, the Presiding Judge, Dr. Bünger, explained that the admission of foreign counsel had been rejected because it was not considered that the motives of such counsel as applied were to further the interests of the accused so much as to awaken distrust in German justice.

At the session of the Court on Monday, November 13th, *Dimitroff* protested, as he has done from beginning, that he was conducting his own defence, and asked to have the short-hand minutes of the proceedings made available to him, especially of the occasions when he was excluded from court.³³

The Presiding Judge replied: »The law, after full consideration of trials of such great importance and difficulty, has provided that the accused must have a defender.«

30 Im Original wurde der letzte Satz dieses Absatzes angestrichen.

31 The kinds of so-called political crime tried by the Supreme Court of Germany, or by a State Court of Appeal are mentioned on page 22 of this report.

32 Im Original wurde der Absatz angestrichen.

33 Im Original wurde der Absatz angestrichen.

Dimitroff: »I regard it as my legal right to defend myself. If Dr. Teichert is my official defender as well, that does not concern and I do not want to make him any reproaches.«

On each occasion after Dimitroff had been excluded from the Court for a day or more, the substance of the proceedings during his absence, in the form of a [27] protocol so far as it concerned Dimitroff, was read to him upon his return to the Court. According to the German law, a defendant has the right to be informed in a general way what evidence has been presented against him during his absence from the Court.

At a German trial the shorthand notes of the Court stenographers, when transcribed, are available to the prosecution and the defence, so that defendants' counsel are in a position to inform their clients regarding testimony which they may not have heard or understood at the trial. However, even though the defendants may in this manner be informed regarding evidence taken during their exclusion from the Court, they would undoubtedly suffer in some cases great disadvantage from not being present to cross-examine witnesses. *Dimitroff's* exclusion from the Court on five different occasions, twice for three days, was undoubtedly a great disadvantage to him and the other defendants, as he not only practically conducted his own defence, but was also very active in the cross-examination of the witnesses for the prosecution.³⁴

[...]

[105] EXPULSIONS OF DIMITROFF FROM COURT.

In a German criminal or political trial the accused also labor under other disadvantages besides those with regard to the choosing or appointment of defending counsel. Any of the defendants questioning the veracity of an adverse witness who happens to be a police officer or other Government official incurs the risk of exclusion from his own trial for »Beamtenbeleidigung« (insulting an official). In the Reichstag fire trial, for instance, Dimitroff was expelled from the Court on several occasions for insulting officials. As Dimitroff was practically conducting his own defence and incidentally that of his compatriots, these expulsions from the Court might have been fatal to the Bulgarians, as the lawyer (Dr.

34 Im Original wurde der letzte Satz dieses Absatzes angestrichen.

Teichert) appointed by the Court to defend them was not active in cross-examining witnesses. Then, too, even when Dimitroff was present in Court many of his questions (all of which had to be put or permitted by the Presiding Judge) were disallowed as »insulting to the witness« or »offensive to the National Socialist Government«, notwithstanding the fact that they were usually pertinent to the questions at issue.

During the hearing on October 6, Dimitroff several times alleged that evidence had been either tampered with since the preliminary examination, or faked altogether, and finally he accused the Police of incompetency in not realizing earlier that a list of telephone numbers in his notebook was in cipher. In consequence of this remark, which was considered insulting to the Police witnesses, the Court ordered the removal of Dimitroff to his cell.

[106] With reference to Dimitroff's behaviour on a number of occasions in questioning the veracity, reliability, or competency of official witnesses, the Presiding Judge, Dr. Büniger, emphasized the rule that suspicion must on no account be cast on Police or other officials in a German Court.³⁵ Owing to this ruling and the constant danger of expulsion from the Court for any violation thereof, Dimitroff was much hampered in the interrogation of witnesses.

Dimitroff was excluded on October 11th for insisting upon conducting his own defence. Upon opening the session the Presiding Judge stated that a reconstruction of certain events connected with the fire would take place on the next day. Dimitroff then rose and tried to put a question in this connection. The Presiding Judge, in refusing to allow Dimitroff to put any more questions, stated that »the interrogation of witnesses and the making of statements by the accused is not prescribed in the Criminal Procedure. Dimitroff could hardly expect to be granted a privilege to which he is not entitled under the law prescribing the procedure in criminal trials, as Dimitroff particularly, to use a mild expression, had repeatedly abused this privilege.« Notwithstanding this ruling of the Presiding Judge, Dimitroff attempted to continue his remarks. Dr. Büniger then prohibited him from speaking and ordered him to keep silent.

35 Im Original wurde der Satz ab »Dr. Büniger ...« angestrichen.

Dimitroff declared: »Here I am not only an accused person, but also defending counsel for Dimitroff.«

Thereupon the six members of the Court rose from their [107] seats and withdrew in order to arrive at a decision regarding the behavior of the accused Dimitroff. After a short consultation, the Presiding Judge announced the following decision of the Court:—

»The accused Dimitroff is, until further notice, expelled from the Court room on account of repeated violations of the orders of the Presiding Judge, particularly of the orders forbidding him to speak. He is to be conducted to the prison.«

Dimitroff protested excitedly against this decision and handed a document to his official counsel, Dr. Teichert, with the remark, »I would like to put this question; please do it for me.« Dr. Teichert said to Dimitroff: »You should have told me that before.« Dimitroff was then removed from the Court. Dr. Teichert did not protest against the expulsion of Dimitroff from the Court on this or on any other occasion.

Dimitroff at this time was strenuously fighting for, but had not yet been able to get the Court to permit him to exercise, the right of defending counsel to make statements, to propose the calling of witnesses, and to interrogate witnesses. Dimitroff's removal from the Court left only one man — Torgler — among the five defendants who clearly knew what was happening in the Court room. Aside from Van der Lubbe's apparent lack of interest, it is very doubtful whether he was fully capable of following the proceedings. Popoff and Taneff, who understood practically no German, received only such translations of parts of the evidence as the interpreter, Mr. Tarapanoff, leaning over the back of his chair, could whisper to them; he sat directly in front of the two defendants.

[108] Later on the same day, October 11th, Dr. Teichert, counsel for the Bulgarians, requested the Court to permit Dimitroff to attend the reconstruction of the firing of the Reichstag, which was to take place the following day. His application was refused.

In accordance with the decision of the Court, Dimitroff was excluded from the sessions of October 11th, 13th, and 14th; also from the reconstruction of the events connected with the firing of the Reichstag, which took place on the night of October 12th. He was not permitted to return to the Court until October 16th.

On the 15th of October a number of foreign lawyers, who had been attending the trial, were expelled therefrom for making, in a manner

considered offensive to the Court, a written protest against the expulsion of Dimitroff from his own trial. Several of these lawyers had originally received power of attorney to act on behalf of the three Bulgarians, but were not permitted to take part in their defence at the trial. However, their presence was a sign of the powerful forces that were working in the interest of the accused. Two of them were Bulgarians, M. M. Detscheff and Grigoroff; one a Frenchman, M. Marcel Villard; the other, an American, Mr. Leo Gallagher. After the expulsion of Dimitroff from the Court on October 11th, the above named foreign lawyers sent to the Court a copy of a letter written by them to Dr. Teichert, the official counsel for the three Bulgarians, protesting against Dimitroff's exclusion from the trial. This letter stated that, as Dimitroff had been shackled for five months, night and day, [109] and the Investigating Judge of the Supreme Court had issued statements falsely associating him with the blowing up of the Sofia Cathedral, »Dimitroff could as a man feel only contempt and scorn for the Police and the judicial authorities charged with the preliminary investigation«. The protest stated that of the five defendants Popoff and Taneff understood little, if any, German and could not follow the proceedings, which were not translated to them; Van der Lubbe »is apparently so cowed or ill that he does not follow the proceedings«; and Dimitroff has been twice excluded for asking questions which he thinks helpful in his own defence. As Dimitroff was not allowed to choose his own counsel, the protest added, he is in the position not only of a defendant, but of a lawyer. His lack of knowledge of the German procedure brings him into conflict with the Court, but his exclusion means that he cannot get a fair trial. The protest concluded with the statement that it will be impossible to make the world believe in the objectivity and impartiality of German justice if the three Bulgarians are convicted. The other American lawyer attending the trial, Mr. Arthur Garfield Hays of New York, did not sign the protest.

At the sitting on October 15th, the Presiding Judge announced that in view of these »libellous allegations against officials, and especially against the Investigating Judge of the Supreme Court«, the four lawyers who signed the protest would be excluded from the trial. All of them, except Mr. Gallagher, were subsequently arrested and ordered to leave Germany. Mr. Gallagher, the American [110] lawyer, who was attending the trial at the invitation of Dr. Sack, Torgler's counsel, was not arrested. He remained in Germany until after the acquittal of Torgler and the three Bulgarians. When the latter were still kept in prison after their

acquittal, Mr. Gallagher was active in assisting the relatives of the Bulgarians in the efforts to obtain their release. While the application of the Bulgarians for their release and permission to leave Germany was still pending Mr. Gallagher left the country at the request of the German authorities.

On the opening of the session of November 1, the Presiding Judge read a statement as follows:—

»According to the stenographic notes of yesterday's session, Dimitroff said that ›the group of witnesses introduced by the Public Prosecutor against us Communist accused is to-day closed with this witness (Lebermann). It started with Reichstag deputies of the National Socialist Party and ended with a thief.« I did not hear this statement, otherwise I would of course have intervened most severely, because this statement is an unheard-of impudence (unerhörte Frechheit). It shows that Dimitroff must still be more held down. I shall keep this remark in mind with regard to the subsequent treatment of Dimitroff. The reason why I did not hear this remark is that he, as he often does, did not stop talking when I started to speak. I had interrupted Dimitroff rather at the beginning and commanded him to keep silent under any circumstances when I speak or when I forbid him to speak.«

Dimitroff exclaimed: »The ›Voelkische Beobachter‹ may now be satisfied.«

The Presiding Judge, after a short conference with the other judges, announced that Dimitroff, on account of this remark, is excluded from the Court for this session and must be conducted to the prison.

On the 3rd of November he was expelled for the fourth time. That expulsion arose from the examination of two [111] witnesses brought from Moscow to exculpate Popoff, whom six or more identification witnesses claimed to have seen in Berlin in the summer of 1932. Popoff's passport supported his claim that he reached Germany only in November, 1932.

The first witness, who gave her name as Frau Weiss, is a Bulgarian, the wife of a Bulgarian Communist exile living in Moscow (her husband, she stated, was prevented by illness from coming). She said that she had seen Popoff frequently in Moscow in February, 1932, and then from May to July Popoff and his wife had been neighbors of herself and her husband at a summer resort, Tomilinow, near Moscow. The second witness, Frau Arbore, said that she had seen Popoff, who had had an

apartment on the same floor as her own in a tenement house in Moscow, frequently between July and September 16, 1932.

The Chief Public Prosecutor ascertained that Weiss was not the real but the »party name« of the first witness and told her she had committed perjury by giving a false name. The Judge did not press this point.

Dimitroff: »Is it correct that according to the law in Soviet Russia a person may change officially his or her name according to his or her own discretion?«

The witness: »That is legally permissible.«

Dimitroff: »I lay much stress upon this reply, because I am very much astonished at the ignorance of the Chief Public Prosecutor about conditions in Soviet Russia.«

Presiding Judge: »Dimitroff, I have forbidden you repeatedly to make such attacks upon the Chief Public Prosecutor.«

Dimitroff (murmuring): »You have still much to learn, Mr. Chief Public Prosecutor.«

The Chief Public Prosecutor then requested the Court to prevent Dimitroff from making constantly insulting remarks of this kind. After a short consultation with the other judges Dr. Bünger announced the following decision of the Court:—

[112] »The accused Dimitroff is excluded for to-day and for the two following sessions. I have just reminded him to discontinue his attacks upon the Public Prosecutor, which have become habitual. His remark to the Chief Public Prosecutor is a very gross impropriety and a gross disobedience of my orders. For this reason the expulsion is ordered.«

Some of the testimony taken after the expulsion of Dimitroff from the Court concerned him as well as the other Bulgarians.

The foregoing incidents are related in order to show how the interests of a defendant at a criminal trial may be seriously jeopardized by his exclusion from the Court. At the Reichstag fire trial Dimitroff, in conducting his own defence, did most of the cross-examination of witnesses for the prosecution, and was always alert in exposing the prejudices or unreliability of witnesses as well as inconsistencies, contradictions, and apparent falsehoods in their testimony.

It was difficult for American and British observers to understand the justice of excluding repeatedly an accused man from his own trial, often at times when evidence of direct importance to himself was being taken. To openly question the veracity, memory, or good faith of an adverse

witness, who happens also to be an official public servant, is considered by German courts as a violation of the law against »Beamtenbeleidigung«. The theory of the German law is that an insult to a public servant is an offense to the State. However, during the course of the trial Nazi daily newspapers, Herr Heines (the Storm Troop leader of Silesia), and General Goering [113] (a Minister of the Reich) made remarks, the latter both in and out of Court, contemptuously criticizing the conduct of the trial. The failure to punish these critics for contempt of Court, or even to administer a rebuke, while expelling Dimitroff on five different occasions from the Court during his own trial, raised in the minds of foreign observers serious doubts regarding the impartiality and fairness of German judicial procedure.

[...]

[130] DESTRUCTION OF THE MARXIST PARTIES AND ARREST OF THEIR LEADERS.

How the Reichstag fire was used as a pretext for the arrest of the leaders of the Communist and Social Democratic parties, for the suppression of their newspapers, the closing of their headquarters in all parts of Germany, and for the destruction of their national, State, and local party organizations, so that it became impossible for them any longer to put up any effective opposition to the National Socialist movement,— was all clearly shown at the trial in the verbatim testimony of two Nazi leaders and high Government officials. These witnesses were Count Helldorf, Police President of Potsdam, who was Leader of the Nazi Storm Troops (S.A.) in Berlin at the time of the fire; and General Göring, President of the Reichstag and Prussian Minister of the Interior at the time of the fire.

The cross-examination of Count Helldorf is also very interesting as a typical example of how the Court repeatedly throughout the trial prevented Dimitroff (who with his keen mind always saw the important legal points involved) from following up significant clues and putting additional pertinent questions to witnesses calculated to throw light upon the real questions at issue in the trial.

The following is a translation of the cross-examination by Torgler and Dimitroff of Count Helldorf relating to the above-mentioned matters, which took place at the Court session on the 20th day of October:—

After questions by the Presiding Judge, the Public Prosecutor, and Dr. Sack, the accused Torgler asked Count Helldorf the following questions:—

[131] Torgler : »You said you held a conference in the Hedemannstrasse (where the Berlin headquarters of the S.A. were located) at 11 o'clock, and that you had given orders to be carried out the next morning for the arrest of Communist and Social Democratic party leaders. Did you give this order in your official capacity, or in your capacity as S.A. (Storm Troop) leader?«

Witness (to presiding Judge): »I suppose I am obliged to reply. It is rather difficult for me to reply.«

Torgler had to repeat the question once more, whereupon the Chief Public Prosecutor stated that it was not clear at all what this question had to do with the question of the participation of the witness in the fire.

Torgler: »The question becomes intelligible by another question which is of extreme importance for the defence of my Party, namely, how did the witness come to the assumption or conclusion that the Communists or Social Democrats had anything to do with the Reichstag Fire?«

Presiding Judge to witness: »The simplest way would be for you to reply to this question, otherwise we must render a Court decision.«

Count Helldorf: »That night at about 11 o'clock I gave the order for arrest of the Communist and Social Democratic leaders. I gave these orders on my own responsibility and had no instruction whatever from anybody.³⁶ According to my opinion, and as Group Leader of the S.A. (Storm Troops) in Berlin, I was actually entitled to arrest enemies of our State, particularly for the reason that this Reichstag fire had happened and the question of who committed the deed was clear according to the opinion of all of us.«

Dimitroff: »What evidence did the witness have on the evening that the Communists and Social Democrats were the incendiaries?«

Count Helldorf: »According to our opinion, criminal elements in the State are generally Marxists. As the Reichstag was set on fire by criminals, there was no doubt for me that the perpetrators were to be sought in the ranks of the Marxists in general. For this reason I ordered the arrest of a number of prominent and wellknown leaders of the Commu-

36 Contradicted by General Göring in his testimony quoted on page 119 of this report.

nist Party, and, as a matter or precaution, also leaders of the Social Democratic Party.«

[132] Dimitroff: »Did the witness notice anything on February 27 at 10 or 11 o'clock justifying the conclusion that in connection with the Reichstag fire an uprising of the working classes was undertaken or attempted?«

Presiding Judge: »As accusation has been made against Dimitroff on account of high treason to the effect that an uprising was indented, I must admit also this question.«

Count Helldorf: »We had the opinion that the Reichstag fire was to be the signal (Fanal) for any actions contemplated by Communists or Marxists; that this uprising, which, as we assumed, was about to take place, was not carried out, was only due to the very fact that the prominent leaders of the Marxist movement were arrested.«

Dimitroff: »*When* were these prominent leaders arrested?«

Presiding Judge: »This is not essential. The witness has stated why he had assumed that an uprising was in preparation, which is also assumed by the prosecution. This point is now settled.«

Dimitroff: »He did not notice anything, nor see anything, but only presumed.«

Presiding Judge: »No. He has not done that either. Anyhow the reply to the question is sufficient, because it is not essential for the prosecution what he noticed. He can only be questioned about the subject. You are not keeping to the question at issue, which is whether he was concerned with the fire. In other words, the witness is to give testimony whether certain statements in the ›Brown Book‹ are true. We will not deviate from this issue.«

Dimitroff: »Will this witness be heard once more?«

Presiding Judge: »No.«

Dimitroff: »Then I make application that Count Helldorf be heard once more later on in connection with the political hearings.«

Presiding Judge: »Then we will«, – (Dimitroff interrupts the Presiding Judge with the words:) »I would like then to ask Count Helldorf some political questions,« – (Presiding Judge, interrupting): »I warn you particularly to keep silent immediately when I order you. You know that I am serious about this matter.«

[133] The foregoing remarks of the Presiding Judge, in refusing to allow Dimitroff to put certain questions to the witness, clearly show that one of the chief purposes of the trial was to disprove statements in

the »Brown Book« charging certain National Socialist leaders with responsibility for the Reichstag fire. Thus the Presiding Judge, Dr. Bün-ger, admitted all the evidence offered by the prosecution to prove Communist participation or responsibility for the fire, and even permitted General Göring, Dr. Goebbels and other National Socialist leaders to make propaganda speeches blaming the Communist party for the fire in order to justify their own actions in suppressing the Party and arresting its leaders. On the other hand, Dr. Bün-ger was always alert and active in preventing Dimitroff from putting questions that might have elicited information unfavorable to the National Socialist leaders and destructive of their theory of Communist responsibility for the fire.

If, as contended by the prosecution and the National Socialist leaders, the Reichstag fire was intended as a signal for a general uprising of the Communists and Social Democrats, why did not the prosecution present evidence to prove that there were signs of such an uprising *at the time of the fire*? If there were no signs of an uprising, and Count Helldorf and the other witnesses failed to produce any evidence thereof, what justification was there for the arrest of four to five thousand Communist and Social Democratic leaders after the fire, as testified too by General Goering at the hearing on November 5th. In [134] view of the real question at issue at this stage of the trial, it would seem that Dimitroff's question to Count Helldorf: »*When* were these prominent leaders arrested?« was quite pertinent and should have been allowed.

»Lest men suspect your tale untrue,
Keep probability in view.«
(Gay)
[...]

[155] JUDGMENT OF THE COURT.

On Saturday morning, December 23rd, the fifty-seventh day of the Reichstag fire trial, the Presiding Judge, Dr. Bün-ger, of the Fourth Penal Chamber of the Supreme Court of the Reich, announced the verdict. Torgler, Dimitroff, Popoff, and Taneff were acquitted.

Van der Lube was condemned to death and permanent loss of civic rights for high treason in conjunction with insurrectionary arson, for ordinary arson, and for attempted arson. The Court based its verdict against Van der Lubbe upon the following sections of the German Penal

Code: Sec. 81, paragraph 2; Sec. 82; Sec. 306, par. 2 and 3; Sec. 307, par. 2; Sec. 308; Sec. 43; and Sec. 73.

After announcing the verdict of the Court, Dr. Bünger read the grounds for the judgment. He said that the allegations in the »Brown Book« against Cabinet Ministers of the Reich and other National Socialist leaders had been completely disproved. On the other hand, it had been proved that Van der Lubbe's accomplices and instigators »stood in the Communist camp«; that the Reichstag fire »was the work of Communists«; that the »German people early in 1933 was in peril of delivery to Communism, and thus had stood on the verge of the abyss, from which it had been saved at the last moment«. The other grounds of the Court's Judgment, as delivered by Dr. Bünger, appear substantially in the following paragraphs:—

[156] The Court paragraphs:—

: The Court was convinced that Van der Lubbe had had accomplices, that the fire had been started by the »self-igniting fluid«, and that he could not possibly have prepared it in the time at his disposal. His action in firing curtains visible from outside, brandishing burning objects behind windows, and in trying to cause fires in the lobby enclosing the session chamber could only mean that he wished to attract the suspicion of sole guilt to himself and to divert or hinder the firemen. »He fired the Reichstag in deliberate and willing cooperation with others.«

: The chief mainstay of the charge against Torgler had been destroyed in that his meeting with Van der Lubbe in the Reichstag on February 27 had not been fully proved. Torgler's presence in the Reichstag until late in the day was not remarkable, for this was his practice. The prosecution itself had not maintained its charge against the Bulgarians on the strength of the evidence of witnesses who claimed to have seen them in the Reichstag with Van der Lubbe or Torgler. But if this evidence was not considered to convict the Bulgarians, it could not convict Torgler. The evidence of the witnesses who claimed to identify one or another of the defendants must be regarded with reserve. They had only made their deposition after seeing the accused men and learning of the suspicion against them. Moreover, some of these witnesses had, with the words »a mistake is [157] impossible«, identified persons who were demonstrably elsewhere at the time given.

: Dimitroff's claim, said Dr. Bünger, that he devoted himself only to Bulgarian affairs did not convince, »but his activities for the German

Communist Party can no more be proved than his complicity in the arson or his acquaintance with Van der Lubbe«.

: Popoff was »not adequately convicted by the evidence«. He remained under the suspicion that, apart from his work for Bulgarian Communism, he had pursued other and unfathomed aims in Germany. But »nothing certain has been proved about his association with German Communism«. The evidence of Russian witnesses called to prove his alibi must be treated with reserve, but similarly the German witnesses who claimed to have seen him in the dwelling of a Communist, Kämpfer, in Berlin, could give only conjectures about his activities there. Kämpfer's evidence must be regarded with great reserve. The alleged meeting between Popoff and Torgler in the Reichstag was probably to be explained by the extraordinary resemblance between Popoff and Neubauer, who had demonstrably been with Torgler at the time in question.

: As for Taneff, the witness who claimed to have seen him with Van der Lubbe in the Reichstag had probably confused him with the Communist Bernstein. Moreover, this witness has identified Taneff only after having ample opportunity to scrutinize the [158] accused man. His conviction that Taneff was the man was not spontaneous, but was the fruit of long reflection. And the whole incident had »an inherent improbability«.

: Thus »no adequate proof of the participation of the Bulgarian accused in the Reichstag fire had been produced«.

: The fire, the Presiding Judge held, »could only have been the act of extremists of the left, who probably hoped from it the overthrow of the Government and Constitution and the seizure of power ... The assumption that the accomplices of Van der Lubbe were Communists is strengthened by the fact that Van der Lubbe is a Communist.«

The grounds of the Court's judgment holding the Communist Party morally responsible for the Reichstag fire are stated at the conclusion of the section headed »Moral complicity«.³⁷

The decree issued by the President of the Reich on the 28th of February, 1933, made punishable by death crimes which, according to the German Penal Code, were formerly punishable (at the most) with life imprisonment. These crimes include high treason and insurrectionary arson. The Act of March 24, 1933, which was passed by the Reichstag,

37 See page 143 of this report.

authorized the Government of the Reich to enact national Laws. The Weimar National Constitution provides that »the Reich's Government consists of the Reich's Chancellor and the Reich's Ministers«. According to Article 2 of the Act of March 24, 1933, any national laws [159] promulgated by the Reich's Government may deviate from the national Constitution unless it affects the Reichstag or the Federal Council as an institution or the rights of the President of the Reich. According to the Act of March 29, 1933, which was enacted by the Reich's Government and promulgated by the Chancellor of the Reich, the Presidential decree of February 28, 1933, was made applicable also to criminal deeds committed during the period between January 31 and February 28, 1933. Thus a person convicted of high treason, or arson committed with the intention of provoking an uprising (crimes charged against the defendants in the Reichstag fire trial), the maximum punishment for which, prior to the 28th of February, was life imprisonment, could be sentenced to death. Section 2, paragraph 1, of the German Penal Code reads: »A deed can only then be punished if this punishment was legally fixed before the deed was committed.«

The Fourth Penal Chamber of the Supreme Court, in its judgment sustaining the validity of the foregoing *ex post facto* laws, expressed the following opinion:—

»The scope of the powers given to the National Government in the Act of March 24, 1933, does not exclude the promulgation of a law, as was done on March 29th, 1933, establishing retroactively the validity of the Presidential decree of February 28, 1933, increasing the punishment for a deed already legally punishable. Therefore it cannot be doubted that the Reichstag has the right to increase, subsequent to the commission of a deed legally punishable when committed, the degree of punishment for such deed, thus deviating from the general principle set forth in the first paragraph, section 2, of the German Penal Code.«

Dr. Büniger and the associate Judges then filed out of the court room, this being the end of one of the longest and most sensational political trials in history. [160] The proceedings were reported daily in the principal newspapers of the world. No cause célèbre in the twentieth century has met with such universal interest as the Reichstag fire trial.

Fate of the
defendants.

The Royal Government of the Netherlands made a formal request to the Reich's Government that the death sentence against Van der Lubbe be commuted to imprisonment for life. However this request was not granted, and Van der Lubbe was executed in Leipzig on January 10, 1934, by means of the guillotine.

Immediately after their acquittal Torgler and the three Bulgarians were taken into "Schutzhaft" (protective custody). After remaining in the Leipzig prison for several weeks, the three Bulgarians were taken to Berlin, where they remained in prison until February 27th, when they were released and deported by airplane to Russia by order of Dr. Frick, the Reich's Minister of the Interior.

The long imprisonment of the Bulgarians, after their acquittal aroused much adverse comment in foreign countries, and public meetings in London and elsewhere were held to protest against this detention. As these three prisoners were Communists, the Bulgarian Government refused to intervene on their behalf. The Bulgarians then applied for Russian citizenship, which was granted; the Soviet Union then requested their release and deportation to Russia.

Torgler still remains in prison and, according to reports published in some of the German newspapers, it is the intention to try him again on charges of high treason similar to the charges which have been brought against Thälmann and other leaders of the German Communist Party. As Torgler has already been imprisoned ever since the Reichstag fire, five months of which time he was kept in chains, his continued imprisonment notwithstanding his acquittal has aroused much hostile comment in foreign countries, especially as the only crimes still charged against him are purely political.

[161] FATE OF THE DEFENDANTS.

The Royal Government of the Netherlands made a formal request to the Reich's Government that the death sentence against Van der Lubbe be commuted to imprisonment for life. However this request was not granted, and Van der Lubbe was executed in Leipzig on January 10, 1934; by means of the guillotine.

Immediately after their acquittal Torgler and the three Bulgarians were taken into »Schutzhaft« (protective custody). After remaining in the Leipzig prison for several weeks, the three Bulgarians were taken to Berlin, where they remained in prison until February 27th, when they were released and deported by airplane to Russia by order of Dr. Frick, the Reich's Minister of the Interior.

The long imprisonment of the Bulgarians after their acquittal aroused much adverse comment in foreign countries, and public meetings in London and elsewhere were held to protest against this detention. As these three prisoners were Communists, the Bulgarian Government refused to intervene on their behalf. The Bulgarians then applied for Russian citizenship, which was granted; the Soviet Union then requested their release and deportation to Russia.

Torgler still remains in prison and, according to reports published in some of the German newspapers, it is the intention to try him again on charges of high treason similar to the charges which have been brought against Thälmann and other leaders of the German Communist Party. As Torgler has already been imprisoned ever since the Reichstag fire, five months of which time he was kept in chains, his continued imprisonment notwithstanding his acquittal has aroused much hostile comment in foreign countries, especially as the only crimes still charged against him are purely political.

[...]

[174] SOURCES OF INFORMATION.

Notes made by persons attending the trial.
 Conversations with lawyers attending the trial.
 Magdeburgische Zeitung, Magdeburg.
 Leipziger Neueste Nachrichten, Leipzig.
 Neue Leipziger Zeitung, Leipzig.

Leipziger Tageszeitung, Leipzig.

Voelkischer Beobachter, Muenchen.

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

The Times, London.

The Burning of the Reichstag, by Douglas Reed (London, 1934).

Der Reichstagsbrand-Prozeß, by Dr. Sack (Berlin, 1934).

Reichsgesetzblatt, Berlin.

Strafgesetzbuch fuer das Deutsche Reich.

Strafprozessordnung fuer das Deutsche Reich.

Gerichtsverfassungsgesetz fuer das Deutsche Reich.

Reichsverfassung vom 11. August 1919.

800.

RCB/Ko.Cn.

Kritik und Information

DIETMAR ENDLER

Leipzig und die Bulgaren. Kulturhistorische Miniaturen

Leipzig und die Bulgaren – unter diesem Titel – auf Bulgarisch – gab Veliko Jordanov (1872–1944), selbst Absolvent der Leipziger Universität, im Jahre 1938 ein Buch heraus, das die Beziehungen Leipzigs zu Bulgarien bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert überschaut.¹ Jordanov hatte als erster Genaueres über Ivan Bogorovs Leipziger Jahre erkundet und sich dann vor allem den bulgarischen Studenten in Leipzig in den achtziger und neunziger Jahren zugewandt, aus deren Mitte bedeutende Persönlichkeiten hervorgegangen waren. Das Buch ist längst eine bibliographische Rarität geworden. Nach der Befreiung Bulgariens von der osmanischen Herrschaft im Jahre 1878 kamen verstärkt junge Bulgaren nach Leipzig, um sich hier akademische Bildung für den Aufbau des neuen Staatswesens, seiner Wirtschaft und Kultur anzueignen. Zwischen 1879 und 1899 waren an der Leipziger Universität mehr als 100 Bulgaren immatrikuliert, die in der Mehrzahl Medizin, Jura, Volkswirtschaft, Mathematik und Naturwissenschaften studierten. In den Jahren nach der Jahrhundertwende wird sich ihre Zahl weiter erhöhen.²

Das Interesse im südslawischen Raum für Leipzig reicht in das 18. Jahrhundert zurück, als Kaufleute aus der Europäischen Türkei, darunter gewiß auch Bulgaren, zu den Messen nach Leipzig reisten.³ Den

* Die »Miniaturen« stellen eine bearbeitete Zusammenfassung früherer Einzelbeiträge des Verfassers aus dem seit 1994 herausgegebenen »Mitteilungsblatt der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft e. V.«, Leipzig, sowie der vom Europa-Haus Leipzig e. V. editierten populären Schrift »Bulgaren in Leipzig. Damals und heute« (Leipzig 1999) dar.

1 Siehe Veliko Jordanov: *Lajpcig i Bälgarite*. Sofia 1938.

2 Siehe Veliko Jordanov: *Lajpcig i Bälgarite*. Sofia 1938. S. 135-140.

3 Siehe Vasilka Garkova: Sachsen und Südosteuropa im 15.–17. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig 1987. S. 86ff. – Ernstgert Kalbe: Leipzigs Rolle in den deutsch-bulgarischen Beziehungen. In: *Kultursoziologie*. Leipzig 3(1994)6. S. 40–54.

Kaufleuten folgten, oft von ihnen gefördert, Wegbereiter der kulturellen Entwicklung und der Nationwerdung der südslawischen Völker. Im 18. Jahrhundert war die Stadt Leipzig ein Zentrum der Aufklärung, bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war sie mit ihrer Weltoffenheit, ihrem liberalen Fortschrittsdenken und ihrem Pragmatismus weithin bekannt. Die Stadt und nicht zuletzt die bekannten Druck-Offizine, die hier beheimatet waren und Bücher in vielen Sprachen und Alphabeten druckten, übten nachhaltige Anziehungskraft aus. Der serbische Aufklärer Dositej Obradović (1742–1811), ein großer Verehrer Lessings, kam 1783 aus Halle in die Pleiße-Stadt, *um zu hören, was hier die gelehrten Männer sagen* (слушати овде што учене људи каже), wie er im *Писмо љубезному Харалампију* (*Brief an den lebenswürdigen Haralampus*) schreibt, in dem er sodann einige Grundzüge seines aufklärerischen Programmes darlegte und den er bei Breitkopf & Härtel in serbisch-kyrillischen Lettern druckte; weitere Schriften folgten. In den Jahren 1823/1824 edierte Vuk Karadžić bei Breitkopf & Härtel drei Bände seiner *Народне српске пјесме* (*Serbische Volkslieder*), die in den Übersetzungen der TALVJ (Theresa Albertine Luise von Jakob), Wilhelm Gerhards und anderer lebhaften Widerhall im deutschen Kulturleben fanden. Bei Breitkopf & Härtel druckte im Jahre 1826 der serbische Dichter Sima Milutinović (1791 bis 1847) seine Gedichtsammlung *Сербианка* (*Die Serbin*). Es ist offensichtlich, daß die Serben zuerst Leipzig für sich entdeckten. Kroaten und Slowenen suchten Leipzig seltener auf, doch immerhin promovierte hier im Jahre 1835 der kroatische Aufklärer Ljudevit Gaj (1809–1872) zum Dr. phil.

Die Bulgaren knüpften erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert engere Beziehungen zu Leipzig. Anastas Kipilovski (1802–1870) ließ 1844 bei Breitkopf & Härtel seine Übersetzung eines Dramas von H. C. H. von Trautzschen drucken, die er nach der griechischen Übersetzung angefertigt hatte; er nahm an, der Titelheld sei ein Bulgare. Kipilovski war jedoch selbst nie in Leipzig.⁴ Im Jahre 1846 begründete in Leipzig der junge Ivan Bogorov (1820–1892), unterstützt durch bulgarische Kaufleute aus Bukarest, die mit der Messestadt Handel trieben, die erste bulgarische Zeitung *Български орел* (*Bulgarischer Adler*), deren erste Nummer wiederum bei Breitkopf & Härtel entstand. Dennoch fanden vor 1878 nur relativ wenige Bulgaren nach Leipzig, doch sie erkun-

4 Siehe Pirin Bojadiev: Atanas Stojanovič Kipilovski – tozi nepoznat vāzro: deneč. In: *Literaturna misāl*. Sofia XXIII(1979)9. S. 109–120.

deten den Weg, der dann ab der achtziger Jahre, oft mit Hilfe staatlicher Stipendien, maßgeblich zur Heranbildung der bulgarischen Intelligenz beitrug.⁵

Nach der Reichsgründung 1871 wurde die Leipziger Universität, eine der ersten in Deutschland, an der so namhafte Gelehrte wie der Philosoph und Psychologe Wilhelm Wundt (1832–1920), der Slawist August Leskien (1840–1916) und der Balkanologe Gustav Weigand (1860 bis 1931), alle gleichsam legendäre Persönlichkeiten in Bulgarien, lehrten, von einer relativ großen Anzahl von Studenten und Promovenden aufgesucht, die für die Sprach- und Literaturwissenschaft sowie für die literarisch-künstlerische Entwicklung in Bulgarien Bedeutendes leisten werden. So weilten zu Studien in Leipzig: 1882/1883 der Linguist und Literaturhistoriker Aleksandăr Teodorov-Balan (1859–1959), erster Rektor der 1888 gegründeten Sofioter Universität, 1886/1888 der spätere Literatur- und Kulturhistoriker Ivan D. Šišmanov (1862–1928), 1888/1890 der Linguist Benjo Conev (1863–1926), 1898/1899 und 1903/1905 der spätere Kultur- und Literaturhistoriker Michail Arnaudov (1878–1977) und 1905/1907 der Linguist Stojan Romanski (1882–1959). In Leipzig studierten Philosophie und Literatur der spätere Literaturkritiker Krăstjo Krăstev (1866–1919), der 1888 bei Wilhelm Wundt zu einem philosophischen Thema promovierte; 1892/1897 der Dichter Penčo Slavejkov (1866 bis 1912); 1893/1897 Cvetan Radoslavov (1863–1931), der um 1885 das Lied *Горда Стара планина* (*Stolzer Balkan*), die heutige Hymne der Republik Bulgarien, geschrieben hatte; 1893/1898 der spätere Kulturhistoriker Veliko Jordanov (1872–1944) und 1895/1897 der spätere Literaturkritiker Jordan Marinopolski (1874–1924). In den Jahren 1896/1902 studierten hier Kunstgeschichte, Philosophie und Germanistik der spätere Schriftsteller und Kunstwissenschaftler Andrej Protič (1875–1959); 1898/1903 Klassische Philologie der spätere Literaturhistoriker, Übersetzer und Kritiker Aleksandăr Balabanov (1879–1955). Dimo Kjørčev (1884–1928), später Literaturkritiker und Politiker, nahm 1905 hier ein Jura-Studium auf, das er jedoch wegen Geldmangels bald abbrechen mußte. Von 1899 bis 1904 studierte Philosophie und Literatur in Berlin und Leipzig der Erzähler und Dramtiker Petko Todorov (1879–1916); 1907/1909 war in Leipzig Student der Philosophie Spiridon Kazandiev (1882–1951); und Stilijan Čilingirov (1881–1962) kam 1909/1911 zur

5 Siehe Rajna Manafova: *Inteligencija s evropejski izmerenija*. Sofia 1994. S. 75f.

Spezialisierung auf dem Gebiet der Literaturgeschichte nach Berlin und Leipzig. Schließlich studierte der spätere Dichter Geo Milev (1895–1925) 1912/1913 in Leipzig Romanistik. Obgleich diese Persönlichkeiten einen unterschiedlichen Rang in der Kultur- und Literaturgeschichte ihres Landes einnehmen, legt diese Aufzählung den Gedanken nahe, daß Leipzig in der Tat am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Art literarisches Zentrum der Bulgaren war. Dazu kommt, daß in den zwanziger Jahren der Dichter Kiril Christov in Leipzig produktive Schaffensjahre verbrachte.

Dies alles erfordert eine systematische wissenschaftlichen Aufarbeitung, die bis in die Gegenwart führen muß. Veliko Jordanovs Buch wartet auf eine zeitgemäße Fortsetzung. Die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft (DBG) e. V. Leipzig widmet sich seit ihrer Gründung dieser Aufgabe. In der Rubrik *Leipzig und die Bulgaren* versucht das *Mitteilungsblatt* der DBG e. V. Leipzig Material zusammenzutragen. Das Europa-Haus Leipzig e. V. gab 1999, unterstützt durch die DBG, die populärwissenschaftliche Publikation *Bulgaren in Leipzig* heraus. Die folgenden Miscellen zu den Beziehungen zwischen Leipzig und Bulgarien wurden dem *Mitteilungsblatt* der DBG bzw. wurden mit Zustimmung des Europa-Hauses der Schrift *Bulgaren in Leipzig* entnommen; sie wurden bearbeitet und gekürzt. Diese Miscellen stecken einige Felder ab, die von der Forschung auszuschreiten wären.

EINE EPISODE AUS DEN FRÜHEN KULTURELLEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN LEIPZIG UND BULGARIEN

In den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhundert zogen die Serben und Griechen, die sich gegen die osmanische Fremdherrschaft erhoben hatten, die Aufmerksamkeit auf sich. Das von Herder und der deutschen Romantik geförderte Interesse für Volksdichtung regte zur Übersetzung griechischer und serbischer (d. h. auch kroatischer, montenegrinischer und bosnischer) Volkslieder an. Von den Bulgaren war damals noch kaum die Rede, indes drangen mit den Nachrichten über serbische Volksdichtung auch erste Informationen über die Bulgaren und deren Volkskultur nach Deutschland. Verdienste hierum erwarb sich der Leipziger Kaufmann Wilhelm Gerhard.

Wilhelm Gerhard (1780–1858) stammt aus Weimar. Sohn eines Kaufmanns, absolvierte er eine Kaufmannslehre in Zittau. Im Jahre 1807 kam

er nach Leipzig, wo er bald ein erfolgreicher Geschäftsmann wurde. Gerhard, der Goethe verehrte und mit ihm korrespondierte, wollte – nach dem Vorbild von Weimar – Leipzig zu einer Heimstatt der Musen machen. Er selbst war vielseitig – er schrieb Gedichte, Bühnenstücke, Reiseberichte, naturkundliche und kameralistische Abhandlungen, er übersetzte aus dem Englischen, er malte, komponierte, förderte das Leipziger Theater- und Vereinsleben, initiierte Goethefeiern und Maskenbälle. An seinen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt erinnert heute noch die Gerhardstraße in Plagwitz.

In den Jahren 1823 und 1824 waren drei Bände der von Vuk Karadžić gesammelten *Narodne srpske pjesme* in Leipzig erschienen. Daraus hatte die TALVJ Lieder übersetzt und Goethe vorgelegt, der sehr angetan war; 1825/1826 gab sie in Halle zwei Bände *Volkslieder der Serben* heraus. Auch der weltoffene Wilhelm Gerhard interessierte sich für serbische Lieder. Als ihm der *Zufall*, wie er im Vorwort zum ersten Band seiner Übersetzungen schreiben wird, die *Bekanntschaft eines damals hier lebenden geborenen Serben, des Herren Simeon Milutinowitsch* machen ließ, der ihn darüber aufklärte, daß die TALVJ die Sammlung von Vuk Karadžić bei weitem nicht ausgeschöpft habe, machte er sich an die Arbeit.

Sima Milutinović-Sarajlija (1791–1847) weilte 1825/1827 in Leipzig⁶ und konnte sich wohl leidlich des Deutschen bedienen. Er half Gerhard, wie dieser berichtet, *durch Erklärung des Originals bei der Verdeutschung* und vermittelte ihm *die nötigen Kenntnisse vom Geist der Sprache*. Die gemeinsame Arbeit an langen Winterabenden sei ein *Vergnügen* gewesen, so daß er nach Abschluß der Arbeit an Vuks Sammlung seinen serbischen Freund aufforderte, ihm *weiteren Stoff herbey zu schaffen*. Gerhard übertrug in der Folge eine Ballade aus dem Buch von Sima Milutinović *Сербјанка*, das 1826 bei Breitkopf & Härtel in der Originalsprache erschienen war, sowie Gedichte des Kroaten Andrija Kačić-Miošić. Er gab die Übersetzungen 1828 unter dem Titel *Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen* als III und IV. Band seiner *Gedichte*⁷ heraus.

6 Siehe Erhard Hexelschneider. Sima Milutinović in Leipzig. Südost-Forschungen. Bd. 54. München 1995. S. 201–218.

7 Siehe Wilhelm Gerhards Gedichte. Bd. I–II. Leipzig 1826. – Bd. III–IV. Leipzig 1828.

Bemerkenswert an dieser Ausgabe ist für uns ein umfangreiches *Glossarium*, eine dem IV. Band angefügte Worterläuterung. Da in verschiedenen serbischen Liedern die Bulgaren erwähnt werden, nahm dies Gerhard zum Anlaß, um im *Glossarium* über sie zu informieren: *Bulgaren, Bewohner der Bulgarey, eines Landstriches, der östlich von Serbien bis an's schwarze Meer reicht. Die Bulgaren sind slawischen Ursprungs wie die Serben, haben eine mit der serbischen verwandte Sprache und bekennen sich wie ihre Nachbarn zum griechischem Glauben. Das Volk ist bieder, mäßig, arbeitsam und sparsam. Auf äußeren Luxus hält es wenig. Die Bulgaren kleiden sich meist in selbst gesponnene und gewebte wollene Stoffe von dunkler Farbe, tragen Mützen von Lämmerfellen, und ihre Mäntel sind gewöhnlich aus schwarzer Wolle [...] Ihre lyrischen Gedichte sollen sehr heiter und geistreich sein. Auch besitzen sie eine große Fertigkeit im Erzählen. Wir theilen als Probe ein bulgarisches Märchen mit, das ein Bulgare dem Herrn S. Milutinowitsch in die Feder sagte. So grotesk es auch deutschen Ohren klingen mag: man wird darinnen weder Bedeutung und Tiefe, noch jene Lebhaftigkeit der Phantasie vermissen, die mehr und minder allen orientalischen Völkern eigen ist* (S. 206).

In dem mit *Der Greis* überschriebenen bulgarischen Märchen wird erzählt, wie der Herrgott, als Wandersmann verkleidet, auf die Erde kam, um zu sehen, wie die Menschen leben. Er findet freundliche Aufnahme bei einem armen Bauern. Als der Gast Menschenfleisch essen will, ist der Bauer bereit, sein Kind zu opfern; für diese Gastfreundschaft wird der Bauer belohnt – gesund springt das Kind aus dem Ofen, und es mangelt nicht an Gold und Edelsteinen. Offensichtlich handelt es sich hier um einen in der Volksphantasie bearbeiteten Nachklang jener Episode aus dem Alten Testament, in der Gott Abraham auf die Probe stellt und von ihm verlangt, seinen Sohn Isaak zu opfern (I. Mose 22).

Bemerkenswert sind die Umstände um die Veröffentlichung dieses Märchens, das uns auf die Spur eines frühen bulgarischen Studenten in Leipzig führt, dessen Name – Christofor Chad' i Jovanovič – in der *Serbianka* genannt wird. Milutinovič leitet sein Buch mit einer Widmung ein, die mit den Worten *Христофор да ми си здравичек* (*Christofor, bleib gesund*) beginnt, darauf folgt der Abdruck des oben genannten Märchens in bulgarischer Sprache. Danach wendet er sich erneut Christofor Chad' i Jovanovič zu, nennt ihn den Bulgaren aus Svištov und seinen Schüler, den in großer Auswegslosigkeit gefundenen Freund, dem er nun die *Serbianka* widme. (S. VI). Er, Christofor, habe

ihm auch beim Druck dieses Werkes geholfen, wofür Milutinović wortreich seinen Dank ausspricht. Die Widmung ist auf den 4. Mai 1826 mit der Ortsangabe Leipzig datiert. Christofor Chad· i Jovanovič hat also das Märchen seinem serbischen Freund Milutinović erzählt, der es in bulgarischer Sprache aufschrieb und veröffentlichte. Über Milutinović gelangte das Märchen zu Gerhard.

Veliko Jordanov teilt in *Leipzig und die Bulgaren* (S. 39) mit, daß Christofor Chad· i Jovanovič Lehrer in Vidin gewesen sei und dabei mit Sima Milutinović, zeitweise ebenfalls hier Lehrer, Freundschaft geschlossen habe. Am 4. Oktober 1822 trägt sich Jovanovič als Christophorus Hadschi Iohann in die Matrikel der Leipziger Universität ein, als Geburtsort gibt er Bukarest an, er will Philosophie studieren, doch er wechselt zur Medizin. Am 10. Oktober 1827 erhält er die Testemonia. Unbekannt ist, ob Jovanovič ebenfalls im Hause von Gerhard verkehrte. Ihm und Milutinović ist es zu verdanken, daß hier in Leipzig 1826 ein bulgarisches Märchen erstmals in der Originalsprache und 1828 von Gerhard, ergänzt durch Informationen über die Bulgaren, erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde.

BULGARISCHE MOTIVE BEI EINEM DEUTSCHEN REISESCHRIFTSTELLER – HANS WACHENHUSEN (1823–1892)

In der deutschen Belletristik finden sich selten Bücher mit bulgarischen Stoffen, dessen ungeachtet sind sie für die deutsch-bulgarischen Beziehungen bedeutsam. Abgesehen von möglichen interliterarischen Relationen geben sie Auskunft über das Bulgarien-Bild in Deutschland in seinen Wandlungen. Von besonderem Interesse sind solche Bücher aus dem 19. Jahrhundert, als mit der Orientalischen Frage Bulgarien in das Blickfeld der deutschen Öffentlichkeit rückte. Leider sind diese wenigen Bücher heute nur schwer zugänglich, z. B. der Roman *Bulgaria* von Detlev Stern (d. i. Dora Stempel, 1837–1919) aus dem Jahre 1887, auf den Pirin Bojad· iev aufmerksam gemacht hatte, und der Roman *Dragan Bratanow* von Adolf Flachs, auf den Atanas Natev am 28. März 1980 im Wochenblatt *Литературен фронт* eingegangen war. Zu den Autoren, die im 19. Jahrhundert mit Büchern zu bulgarische Thematik hervortraten, gehört auch Hans Wachenhusen. Einige seiner Bücher verlegte er in Leipzig.

Hans Wachenhusen (1823 Trier – 1892 Marburg), der neuere Sprachen studiert hatte, kam 1854 als Berichterstatter der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* über den Krimkrieg (1853/1856) nach Bulgarien. Später wird er, wie er selber schrieb, keinen europäischen Kriegsschauplatz mehr auslassen. Aus seinen Korrespondenzen entstanden zahlreiche Reise- und Kriegsbücher, auch verarbeitete er seine Eindrücke und Erlebnisse geschickt zu Romanen, die dem Publikumsgeschmack entsprachen. 1890/1891 erschienen seine Memoiren *Aus bewegttem Leben*.

In drei Büchern behandelt Wachenhusen seine Reisen durch Bulgarien: *Ein Besuch im türkischen Lager* (Leipzig 1855) schildert die Reise auf der Donau und durch Serbien zum Kriegsschauplatz, erst die Kapitel VI *In Bulgarien* bis XII *Abschied von Widdin* gehen auf die Donau-Stadt und ihre Umgebung ein; *Von Widdin nach Stambul* (ebenfalls Leipzig 1855) knüpft unmittelbar daran an und beschreibt die Reise nach Tarnovo, Šumen und Varna; schließlich ist der erste Teil des Buches *Halbmond und Doppeladler* (Berlin 1860) eine nochmalige, doch abgewandelte und verknappte Beschreibung der Reise von Vidin nach Konstantinopel.

Im Vordergrund seiner Schilderungen stehen die oft riskanten Bemühungen, sich über das Frontgeschehen zu informieren. Der Autor lenkt seine Aufmerksamkeit auf militärische Operationen, nicht ohne Blick für das Komische; Bilder blutiger Schlachten spart er weitgehend aus. Er beschreibt militärischen Alltag, Befestigungsanlagen und Begegnungen mit türkischen Amtspersonen und Offizieren, auch mit Deutschen, Ungarn, Polen und Kroaten, die in türkischen Diensten standen, darunter späterhin bekannte Namen aus der Geschichte des Osmanischen Reiches. Knapp nur stellt er ab und zu Bulgaren vor, meist seine Quartiergeber oder Reiseführer. Bedeutsam hingegen sind seine Beobachtungen über Lebensverhältnisse, Ackerbau und Gewerbe der Bulgaren, wo sich ihm ein widersprüchliches Bild darbietet. So gibt er im Buch *Ein Besuch im türkischen Lager* seine Eindrücke vom *Bulgarenviertel am äußersten Stadtrand* Vidins wieder: [...] *die Häuser sind alle so sauber und reinlich, die Höfe, in welche ich hineinschaute, waren so geräumig, so heimisch, daß das Auge gern in ihnen verweilte, unter dem Schatten der Bäume, welche nie in dem Bulgarenhofe zu fehlen pflegten, saßen die Hausbewohner in abendlicher Ruhe, hier und dort auch ein bescheidenes Kreuz an die Hoftür gemalt und ein paar niedliche Bulgarentöchter, welche hinter der offenen Hoftür saßen und ihre Spulen fleißig in Bewegung setzten [...] Die Straßen wurden gereinigt, die Fenster geputzt –*

wer da weiß, was dies in Widdin heißt, der weiß auch den Geist zu schätzen, der hier waltet (S. 188). Entsetzt ist er über die Armut der Bauern, die vielerorts in Nordbulgarien in Erdhöhlen, *Semliks*, wohnen – eine Wölbung, welche in eine Vorhalle und von da bergab in eine Küche (meistens zugleich als Wohnung) führt; in dieser Küche treiben sich Mensch, Kühe, Hühner, Hund usw. umher und muß ein Reisender noch ein Obdach finden. (Von Widdin nach Stambul, S. 122). Felix Kanitz wird zwei Jahrzehnte später in seinem berühmten Buch *Donau-Bulgarien und der Balkan* Abbildungen derartiger Erdhöhlen bringen. Wachenhusen registriert auch Besseres: *Hinter Lofdscha* (Loveč) aber begann die Gegend einen interessanten Typus anzunehmen, sie belebte sich mit Bulgarendörfern, die schon einigen Wohlstand verrieten, da ihre Wohnungen wenigsten für Menschen errichtet zu sein schienen (S. 38).

Unter den Landschafts- und Stadtbildern, die Wachenhusen entwirft, ragt die lebenspralle Schilderung des Treibens in Varna zur Zeit des Krieges heraus: *Varna war damals eine Weltstadt im Kleinen [...] In den Hauptstraßen Varnas, namentlich der zum Hafen führenden großen Straße mit ihren französischen, griechischen und türkischen Viktualitäten-, Spirituosen- und Fruchtbutiken wälzte sich ununterbrochen ein Knäuel von schweißtriefenden, geschäftigen Menschen aller Nationen, mitten hindurch knarnten die Ochsenwagen der Bulgaren, schrien die Maultier-treiber der Franzosen; das ganze Gemälde war in eine Staubwolke, in eine von Schnaps und Knoblauch gesättigte Atmosphäre gehüllt* (Von Widdin nach Stambul, S. 111).

Zum Schönsten, was Wachenhusen über Bulgarien aufzeichnete, gehören die Passagen über Tärnovo in *Von Widdin nach Stambul*. Ihn begeistert die wilde Schönheit des Jantra-Durchbruchs, des Dervent: *Zu beiden Seiten des schmalen Passes erhoben sich die steilen Felsen, rechts war die Basaltwand mit dichtem Gesträuch, wie durch eine Tapete, bekleidet; links wälzte sich die Jantra, ein sehr lebendiger und geschwätziger kleiner Gebirgsfluß, unter einem wohl acht Fuß tiefen Ufer dahin, ergoß sich über kolossale Felsblöcke, oder suchte sich den Weg zwischen diesen hindurch zu bahnen [...] Alles atmet ein gesundes Leben in diesem Tale, alles sah so frisch, so üppig aus, dass mir das Herz groß wurde [...]* (S. 40f.). Und so beschreibt er die Anordnung der Stadt: *Rundherum ist der Abhang bis tief ins Tal hinein bebaut, der Felsen ist auf beiden Seiten und in der Höhe mit Häusern und Straßen bedeckt, überall, wohin und von welchem Standpunkt man auch blickt, sieht man die Häuser terrassenförmig an den Bergwänden hangen [...]* (S. 46).

Wachenhusen ist beeindruckt von der Stadt: *Eine enge Straße nimmt den Reisenden auf. Hier ist schon weniger von den elenden Türkenbaracken zu sehen; die Häuser sehen alle so einladend aus, es war mir, als sei ich in eine niederländische Stadt versetzt [...] türkische, armenische, griechische und bulgarische Handelsleute schauen in ihren offenen Läden auf [...] Tirnowa ist die ehemalige Residenz der bulgarischen Könige, die »heilige Stadt«; hier herrscht ein Luxus in den Besestans und Basaren, wie ich ihn weder in Widdin noch in Schumla oder Warna gefunden, [...] hier hat alles schon einen Konstantinopolitanischen Miniaturzuschchnitt* (S. 43). So kritisch, sogar abfällig sich Wachenhusen über die bulgarischen Bauern äußerte, in Tärnovo machte ihm das *Bulgarenthum* den Aufenthalt *besonders angenehm*: *[...] hier entfaltete es sich so ganz anders, gewissermaßen luxuriös, denn hier war es offenbar in seiner Blüte; hier zeigte es so viel Wohlhabenheit, so viel Sauberkeit und Geschmack, wie ich nie wieder gefunden. Die bulgarische Bevölkerung ist überwiegend, denn die Türken wohnen nur in einzelnen besonderen Stadtteilen. Während die übrigen bulgarischen Städte einen verschlossenen, stillen Anblick gewähren, schaut uns hier alles so frisch und lebendig an, die Straßen sind belebt; es herrscht eine weit größere Reinlichkeit als an der Donau, man sieht Häuser von europäischem Styl, sogar mit Luxus und Geschmack gebaut [...]* (S. 45). Zwar konnte Wachenhusen nur mit Hilfe des Dragomans des türkischen Stadtoberhauptes die überhöhte Rechnung des Herrn Jovan, bei dem er in Logis war, abwehren, auch hatten ihm hier Wanzen und Flöhe zugesetzt, wengleich nicht so schlimm wie in den nordbulgarischen Erdhütten, doch wegen der wilden Jantra, der Schönheit der Stadt und vor allem ihrer *schwarzäugigen Töchter* wollte er die Stadt *Blume des Balkans* nennen (S. 52).

Wachenhusen war ein kritischer Beobachter. Er konstatierte in *Von Widdin nach Stambul* einen Widerspruch zwischen den reichen Möglichkeiten des zur Fruchtkammer geschaffenen Landes und seiner Armut und Rückständigkeit: *[...] dieses von der Natur gesegnete Land (ist) wüst und öde, meilenweit steht hier kein Korn in seiner Erde und und tragisch wuchert das Unkraut auf den Feldern [...]* (S. 119). Für diesen Zustand macht Wachenhusen die Bulgaren selbst verantwortlich. Der Bulgare in den Dörfern sei *von herkulischer Gestalt, [...] mit braunem, sonnenverbranntem Gesicht, slavischen Typus, großen, dunklen Augenbrauen und üppigem schwarzen Bart, von dem er namentlich den Schnauzbart so lang zieht, daß man ihm auf drei Schritte aus dem Wege gehen möchte; mit seiner braunen Pelzmütze, mit seinem grauen, nur*

über der Hüfte durch einen Gürtel gehaltenen und auf der Brust offenem Hemde, seinen sehnigen braunen Armen mit dem großen Ochsenstab, ohne welchen er nie zu sein pflegt [...] (S. 119), doch wohne in diesem Riesen eine feige Seele (S. 120). Wachenhusen läßt sich über die Balkanvölker insgesamt abfällig aus, doch über die Bulgaren fällt er arrogant ein besonders negatives Urteil. Für Wachenhusen sind es nicht die Lebensverhältnisse unter der *osmanischen Tyrannei*, die bestimmte negative Züge im bulgarischen Charakter verursachen, im Gegenteil, die Bulgaren seien deshalb der Tyrannei ausgesetzt, weil sie feige seien ... Wachenhusen meinte, die Bulgaren müßten *der europäischen Zivilisation gewonnen werden*, und zwar durch *Colonisation* und *Civilisation*, die auch bewirken würden, daß sich die Türken aus Bulgaren zurückzögen. England und Frankreich seien bereits aktiv, *auch für Deutschland ist alles dort zu holen* (S. 124). Und Wachenhusens Vision: *der Bulgare aber wird als Arbeiter unter einer umsichtigen Leitung gut zu verwenden sein und als solcher das erfüllen, was er selbständig nicht zu leisten vermag* (S. 124). So mischt sich bei Wachenhusen in aufmerksame Beobachtung und anschauliche Schilderungen bulgarischer Zustände gleichzeitig auch teutonische Anmaßung – in der deutschen Bulgarien-Literatur keine seltene Erscheinung.

Als 1877/1878 die sogenannte Orientalische Frage die Öffentlichkeit beschäftigte, besann sich Wachenhusen erneut seiner Erlebnisse während des Krimkrieges in Bulgarien und schrieb zwei belletristische Werke mit bulgarischen Stoffen. Die Erzählung *Der Vampyr. Novelle aus Bulgarien* (Stuttgart und Leipzig 1878) spielt um und in Tärnovo: Jovan, ein Serbe, der eine Bulgarin geheiratet hatte, ein reicher Landwirt und Kaufmann, wird vom türkischen Stadtvorsteher mit der Anschuldigung der Spionage erpreßt – den Stadtvorsteher gelüstet nach Marinka, der schönen Tochter Jovans. Auch andere Bösewichter stellen Marinka nach. Viktor, ein Ungar, der nach der Niederlage des Aufstandes von 1849 gleich vielen seiner Landleute in das Osmanische Reich geflüchtet war und nun Marinka liebt, gelingt es natürlich, alles zum Guten zu wenden. Der Roman *Der Heiduck. Erzählung aus dem russisch-türkischen Kriege* (Heidelberg 1879, drei Bände) spielt 1853 in Paris, unter polnischen Emigranten, am Hofe Napoleons III., in Adels- und Geschäftskreisen, unter Abenteurern aus aller Welt. Erst der zweite und dritte Band führen in das Osmanische Reich, nach Konstantinopel, nach *Schumla* (Šumen) zu den britischen und französischen Verbündeten der Türkei, nach Tärnovo und Gabrovo. Von bulgarischen Heiducken wird

erzählt, von einem polnischen Edelmann in türkischen Diensten, der sich in die Tochter des Mannes verliebt, der einen bulgarischen Aufstand gegen die Türken vorbereitet, von türkischen Greuelthaten [...] Mehrfach ergeht sich Wachenhusen in Betrachtungen über die Bulgaren: *Sie sind ein unglückliches Volk, verlassen von der Geschichte, vom Glück, von der Welt, von dem eigenen Mut [...] erdrückt von der Wucht des Islam, entkräftet bis zur nationalen Bewußtlosigkeit* (S. 308). Rußland habe mit seinen Kriegen den Balkanvölkern nicht mehr gewonnen als *eine trügerische Freiheit ihrer Cultur* (S. 309), d. h. in Kirchen- und Schulfragen. Ausführlich hebt Wachenhusen Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe in der *Waffenschmiede Gabrowo* hervor, daher sei Gabrowo auch eine *Pflanzschule des Jungbulgarenthum* (S. 312), das, so schwach es noch sei, eine neue Zukunft anbahnen wolle.

Da der Autor in beiden Büchern keine Beobachtungen beschreibt, sondern eine fiktive Handlung schildert, bleibt die Darstellung bulgarischen Lebens unscharf und vage, und vieles stimmt einfach nicht. Bulgarien ist hier kaum mehr als exotischer Hintergrund, als Staffage für eine sentimental-reißerische Geschichte, ein bulgarischer soziokultureller Hintergrund fehlt weitgehend. Mag sein, daß diese Erzählungen eine behagliche Lektüre waren, *wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlugen*. Doch stehen sie auch als Indiz dafür, daß man sich für Bulgarien zunehmend interessierte, daß es ein Bedürfnis nach Information gab, dem diese Bücher in gewissem Grade entgegenkamen. *Der Vampyr* und *Der Heiduck* wurden im Stil sentimentaler Sensations- und Abenteuerromane nach dem Vorbild Eugène Sues geschrieben, mit verschlungener Handlungsführung, vielen Zufällen, unwahrscheinlichen Fügungen und melodramatischen Wendungen. Das verbindet sie auch mit den ersten Schritten der neubulgarischen Prosa (Vasil Drumev, Ilija Bläskov) in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist, daß auch andere Bücher zu bulgarischer Thematik sich einer solchen Erzählweise bedienten, insbesondere der Roman *Mara, die schöne Bulgarin oder Die Geheimnisse von Sofia*, den Sire John Retcliff (d. i. Hermann Goedsche, 1816–1887) im Jahre 1886 in Dresden herausgab und dessen Handlung während der Regierungszeit des Fürsten Alexander von Battenberg spielt. Wollte man so fehlende Sachkenntnis kompensieren, glaubte man, mit einer solchen Erzählweise dem Stoff, dem Balkan zu entsprechen?

Dennoch hat Wachenhusen besonders mit seinen Reisebüchern, aber auch mit seinen Erzählungen in einer Geschichte der deutsch-bulgarischen literarischen Bewegungen seinen Platz.

ZWEI BULGARIENKUNDLICHE PUBLIKATIONEN
VON GEORG ROSEN IM LEIPZIGER BROCKHAUS-VERLAG
1878 UND 1879

Zu einem für die Bulgaren bedeutsamen Zeitpunkt gab der Orientalist, Historiker und Diplomat Georg Rosen im Leipziger Brockhaus-Verlag zwei wichtige Bücher heraus: *Die Balkan-Haiduken. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Slawenthums* (1878) und *Bulgarische Volkslieder* (1879). In den Vorreden zu beiden Werken bekräftigt der Autor, daß die historischen Ereignisse selbst *die Augen der Welt* auf Südosteuropa und speziell auf Bulgarien gezogen hätten.

Georg Rosen, geb. 1820 in Detmold, studierte ab 1839 in Berlin und Leipzig orientalische Sprachen und wurde 1843 von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu linguistisch-ethnographischen Feldforschungen in den Kaukasus entsandt. Im Jahre 1844 wird er Dolmetscher an der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel; von 1852 bis 1867 ist er Konsul in Jerusalem, 1867–1875 Gesandter des Norddeutschen Bundes bzw. ab 1871 des Deutschen Reiches in Belgrad. Dann geht er in den Ruhestand; er starb 1891 in Detmold. Georg Rosen trat als Übersetzer orientalischer Literatur (*Das Papageienbuch*) hervor, er veröffentlichte linguistische Arbeiten, z. B. eine Grammatik des Ossetischen und eine zweibändige *Geschichte der Türkei von 1826 bis 1856* (Leipzig 1866/1867). In den siebziger Jahren wandte er sich der serbischen und der bulgarischen Geschichte zu.

Das Buch *Die Balkan-Haiduken* zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es die erste Übersetzung eines Werkes aus dem damals noch spärlichen neubulgarischen Schrifttum dem deutschen Leser darbietet – die Memoiren des Woiwoden Panajot Chitov (1830–1918) *Моето пътуване по Стара планина и животоописанието на някои български стари и нови войводи* aus dem Jahre 1873. Chitov beschreibt die Jahre zwischen 1858, als er Heiduck und bald Woiwode, Anführer einer Freischar wurde, und 1868, als nach dem Tod des Revolutionärs Georgi S. Rakovski (1867) die Perspektivlosigkeit der Freischaren-Taktik im Kampf um nationale Unabhängigkeit offensichtlich wurde. Chitov be-

schreibt im autobiographischen Teil eine Vielzahl von geschichtlichen Ereignissen und historischen Persönlichkeiten (z. B. G. S. Rakovski, Vasil Levski). Zusammen mit dem zweiten Teil, der auf Berichten anderer Zeitzeugen beruht, entwirft Chitov ein lebendiges, ungeschminktes Bild bulgarischen Lebens zur Zeit der Freiheitskämpfe, dem freilich erst Ljuban Karavelov – Chitov hatte spät das Schreiben gelernt – literarische Gestaltung gegeben hatte.⁸

Mit der Übersetzung unter dem Titel *Lebensgeschichte des Haidukenführers Panajot Hitow, von ihm selbst beschrieben, nebst Nachrichten über jetzige und frühere Wojwoden* sowie mit Nachdichtungen von 19 Heiducken-Liedern (*Proben der bulgarischen Haidukenpoesie*) will Rosen seine in der einleitenden Studie *Allgemeines über das Brigantentum im Balkan* dargelegten Thesen belegen. Rosen wertet die Heiducken-Bewegung eher negativ. Zwar verkennt er nicht die Ursachen für diesen Ausdruck spontanen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft, meint jedoch, daß das Heiduckentum die Entwicklung der Türkei zu einem Kulturland und die Entwicklung von Landwirtschaft, Industrie und Handel unter den Bulgaren behindert habe (S. 9). Der Heiduck ist für ihn *ein dem Balkan eigenthümlicher Bandit, der sein Gewerbe als National-sache nach bestimmten überlieferten Regeln* betreibe (S. 21). In seinen Liedübersetzungen gibt Rosen das Wort хайдук verschiedentlich tendenziös als *Räuber* wieder. Er schreibt, bei den Südslawen überwuchere der Nationalismus das Gefühl der Humanität, was dem Panslawismus zu verdanken sei (S. 32f.). Das Heiduckentum, das Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Bestandteil der politisch-militärischen Freiheitsbewegung mutiert war, betrachtete Rosen als Instrument des Panslawismus. Nun war manches an der kritischen Fragestellungen Rosens durchaus berechtigt, sofern sie sich gegen eine Idealisierung der Heiduckentums wandte, jedoch unterließ es Rosen, die Problematik differenzierter zu beleuchten. Schon von Zeitgenossen, so von Felix Kanitz, wurde die Position Rosens zurückgewiesen. Dafür aber vermitteln kraft ihrer Authentizität die Autobiographie Chitovs und die Proben der Heiducken-Lieder dem Leser ein objektiveres Bild. Zutreffend bemerkte ein Rezensent in der Zeitschrift *Die Gegenwart: Den Hauptbestandteil, wenigstens den unterhaltendsten und interessantesten, bilden neben den vortreffli-*

8 Siehe Svetla Gjurova: Ljuban Karavelov kato redaktor na P. Chitovata kniga »Moe-to pätuvane po Stara planina«. Izsledovanija i statii za Ljuban Karavelov. Sofia 1963. S. 271–280.

chen Proben der Haidukenpoesie, im Versmaß des Originals übersetzt, die Memoiren des Panajot Hitow [...] welche den Helden in seiner waldursprünglichen Wildheit und Selbstüberschätzung zeigen, dem man aber Anerkennung nicht versagen wird. (Nr. 43. 1879. S. 266f.). Und der Rezensent im *Magazin für die Literatur des Auslands* meinte, daß das Heiduckentum nur zeitweise vom Panslawismus zu seinen Zwecken genutzt worden sei, es sei seinem Wesen nach unabhängig von jeder russophilen Bewegung und existiere *dank der türkischen Mißregierung*; Chitovs Bericht sei weniger eine *Geschichte des Slawentums* als vielmehr der *türkischen Verwaltung* (Nr. 6 vom 9. Februar 1878. S. 81f.).

Der Band *Bulgarische Volkslieder* bietet die erste repräsentative Auswahl bulgarischer Volkslieder in deutscher Übersetzung. Nicht zuletzt aus eigener Beobachtung hatte Rosen festgestellt, daß *sämtliche Bewohner der Balkanhalbinsel in einer Weise [...] dichtende und singende Völker sind, daß sich in dieser Beziehung keine der fortgeschrittenen Nationen, bei denen sich noch ungebildete poetische Begabungen erhalten, ihnen an die Seite stellen kann.* Und nach einer Übersicht über Geschichte und Ethnographie der Balkanhalbinsel schreibt er, daß die Serben und Bulgaren die anderen Balkanvölker hinsichtlich des Volksliedes überträfen. Georg Rosen kennt die Leistungen der südslawischen Folkloristik, er übersetzt mehr als 100 Lieder aus den wesentlichen Sammlungen, die damals erschienen waren – aus Stefan J. Verković, *Народне песме македонски бугара (Volkslieder der makedonischen Bulgaren, Belgrad 1860)*, Dimităr und Konstantin Miladinov, *Български народни песни (Bulgarische Volkslieder, Zagreb 1861)*, Vasil Čolakov, *Български народен сборник (Bulgarische Sammlung, Belgrad 1872)* und aus den Memoiren von Panajot Chitov, die mehrere Heiducken-Lieder enthalten. Das Volkslied interessiert ihn vor allem unter ethnographischem und volkpsychologischem Gesichtspunkt. In seinen Übersetzungen war er bestrebt, *im Versmaß und in der Diction [...] die fremdartige Eigentümlichkeit der Originale wiederzugeben, so daß dem Leser bulgarische Poesie in deutschen Worten, nicht aber deutsche Gedichte mit bulgarischen Motiven geboten werden* (S. 28).

Die Bücher von Georg Rosen markieren gemeinsam mit den Arbeiten des unübertroffenen Felix Kanitz den Beginn einer modernen Bulgarienforschung im deutschsprachigen Raum.

DER KOLUMBUS DER BALKANHALBINSEL VERÖFFENTLICHTE SEIN HAUPTWERK IN LEIPZIG⁹

In einem Nachruf würdigt die in Leipzig erscheinende *Illustrierte Zeitung* vom 14. Januar 1904 den Balkanforscher Felix Kanitz, der *unvergängliche Verdienste um die geographische und ethnographische Erforschung des bis zum Erscheinen seiner Arbeiten eine Terra incognita bildenden europäischen Südostens* erworben hatte. Felix Kanitz (2. August 1829 Budapest – 5. Januar 1904 Wien) studierte in Wien Kunstgeschichte und Geographie; nicht minder ausgeprägt waren seine ethnographischen und kartographischen Interessen. Mit Unterstützung des Außenministeriums der Donaumonarchie, verschiedentlich auch direkt finanziert aus dem Fonds des Kaisers, unternahm Kanitz ab 1860 Forschungsreisen nach Montenegro, Bosnien, Serbien und Bulgarien; zahlreichen Publikationen, darunter die Arbeiten *Serbiens byzantinische Monumente* (Wien 1862), *Serbien. Historisch-ethnographische Reisestudien in den Jahren 1859 bis 1868* (Leipzig 1868) u. a. legen davon Zeugnis ab. Das besondere Interesse von Felix Kanitz galt den Bulgaren, die seit den sechziger Jahren immer deutlicher die Forderung nach unabhängiger Entwicklung erhoben. Zwischen 1860 und 1879 unternahm er achtzehn ausgedehnte, zur damaligen Zeit äußerst beschwerliche und nicht ungefährliche Reisen in bulgarische Gebiete des damaligen Osmanischen Reiches. Er veröffentlichte darüber Beiträge in Periodika wie *Das Ausland* (München), *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft* (Wien), *Globus* (Braunschweig), *Österreichische Monatshefte für den Orient* und vor allem in der Leipziger *Illustrierten Zeitung*, der er über vier Jahrzehnte, also seit Beginn seiner Forschungsreisen durch Bulgarien, ein eifriger und hochgeschätzter Mitarbeiter war. Auch verfaßte er zahlreiche Expertisen, mit denen ihn das Außenministerium in Wien beauftragte, darunter eine Untersuchung zum griechisch-bulgarischen Kirchenstreit, in der er sich, wohl gegen die Intentionen der Auftraggeber, für eine unabhängige bulgarische Nationalkirche aussprach. Seine umfangreichen Forschungsergebnisse zu Bulgarien vereinte er in seinem Hauptwerk *Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860–1875, Bd. I–III, Leipzig 1875/1879*; eine zweite,

9 Siehe MITTEILUNGEN des Bulgarischen Forschungsinstitutes in Österreich. Wien (1985)2(VII). Tagung: Felix Kanitz (1829–1904). Seine Forschungen über Bulgarien und die Balkanländer.

überarbeitete Auflage des gleichen Titels mit *Reisestudien aus den Jahren 1860–1879* erschien 1882, eine dritte – 1885; bald folgten Übersetzungen ins Russische und Französische. Sorgfältig erkundet Kanitz die Topographie der bereisten Gebiete, die Gebirgszüge, Pässe, Täler und Flußläufe, Ortschaften und Städte und schuf präzise Karten. Der Forscher beschreibt Landschaft und Vegetation, die Lebensbedingungen und Siedlungsweise, die Landwirtschaft, das Gewerbe und die Lebensweise der Menschen – Bulgaren, Türken, Tataren, Tscherkessen, Zigeuner u. a. Große Aufmerksamkeit widmet er kulturgeschichtlichen Denkmälern und ihrem Schicksal. Vorurteilsfrei und verständnisvoll geht Kanitz auf die Menschen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit zu, doch verhehlt er nicht seine Sympathie für die Bulgaren und ihr Freiheitsstreben. Kanitz flicht zahlreiche Episoden aus der fernerer und neueren Geschichte, aus den kulturellen und nationalrevolutionären Aktivitäten der Bulgaren in seine Reiseberichte ein. Die präzisen Beschreibungen und lebhaften Schilderungen werden durch eine Vielzahl ganzseitiger bzw. in den Text eingefügter Zeichnungen von der Hand des Autors ergänzt, die die kulturgeschichtliche Bedeutung des Werkes nachhaltig verstärken. Das dreibändige Werk über Bulgarien, so schrieb die *Illustrirte Zeitung* am 14. Januar 1904, *wirkte wie eine Offenbarung; es weckte die Sympathie für die bis dahin kaum dem Namen nach bekannten Bulgaren und wurde zur richtungsgebenden Informationsquelle für die Politiker, die Presse und die öffentliche Meinung.* Das eigenstaatliche Bulgarien blieb Kanitz in Dankbarkeit verbunden. Er wurde zum Mitglied der Bulgarischen Literarischen Gesellschaft (der späteren Bulgarischen Akademie der Wissenschaften) gewählt. Kürzlich erschien in Sofia eine neue Übersetzung dieses bulgarienkundlichen Klassikers aus der Feder von Michail Matliev.

DIE ERSTEN DEUTSCHEN ÜBERSETZUNGEN AUS DER BULGARISCHEN LITERATUR ERSCHIENEN IN LEIPZIG

Die Verleger und Buchdrucker, die in Leipzig angesiedelt waren, hatten schon im 18. Jahrhundert enge Beziehungen nach Ost- und Südosteuropa. Das angesehene Verlagshaus Breitkopf & Härtel druckte mit seinen kyrillischen Lettern frühzeitig Bücher für Rußland und später, Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, für die Serben (Dositiej Oba-

dović, Vuk Karadžić). Die Bulgaren ließen erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts hier drucken (A. Kipilovski, Ivan Bogorov).

Die erste Übersetzung eines Werkes aus der bulgarischen Literatur legte im Jahre 1878 Georg Rosen (1820–1891) vor. Im Brockhaus-Verlag gab er das Buch *Die Balkan-Haiduken. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Slawenthums* heraus, eine Untersuchung, der er neben bulgarischen Volksliedern die *Lebensgeschichte des Haidukenführers Panajot Hitow, von ihm selbst beschrieben, nebst Nachrichten über jetzige und frühere Woiwoden* hinzufügte. Dieser Lebensbericht, dessen Originalfassung der namhafte bulgarische Schriftsteller Ljuben Karavelov sprachlich bearbeitet hatte, ist vor allem ein Zeitdokument.

Die erste Übersetzung aus der bulgarischen schönen Literatur waren *Skizzen aus dem bulgarischen Residenzleben von Iwan Wasow*, erschienen 1896 in Leipzig im Verlag von Georg Heinrich Meyer. Der Übersetzer, L. J. Popov, wollte damit Vazov, *den fruchtbarste(n) und volkstümlichste(n) Schriftsteller, den Bulgarien hervorgebracht* (Vorwort, S. III), dem deutschen Leser nahebringen. Er übersetzte zehn Kurzgeschichten (er nannte sie *Novellen*) aus den *Драски и шарки* (Striche und Farben, I, II, Sofia 1894/1895), einem Werk, das *in satirisch-humoristischem Ton treffliche Bilder aus der Hauptstadt Bulgariens* (S. III) darbietet.

Im Jahre 1908 wandte sich der Leipziger Reclam-Verlag erstmals einem bulgarischen Autor zu und legte das Bändchen *Die Bulgarin und andere Novellen* (Reclams Universalbibliothek 5059) von Iwan Wasoff vor. Die Herausgeberin und Übersetzerin, Marya Jonas von Szantanska, würdigt Vazov als großen Schriftsteller, *der auch alle Eigenschaften besitzt, sich dauernd in dieser Würde zu erhalten* (Vorwort, S. 8). Mit sicherem Blick für literarische Qualität übersetzte sie die Meistererzählungen *Дядо Йоцо гледа* (*Djado Jozo schaut*), *Една българка* (*Die Bulgarin*), *Иде ли?* (*Kommt er zurück?*), *Наум* (*Naum*) und vier weitere Geschichten. Nach den Worten von Kiril Christov hat sich unter den Übersetzungen aus dem Bulgarischen allein dieses Bändchen behauptet, wovon Nachauflagen zeugen.¹⁰ Neben der geschickten Auswahl und der ansprechenden Übersetzung war vor allem das Ansehen des Verlages Unterpfand für den Erfolg des Bändchens. Die Nummer 5059 der Universalbibliothek blieb auch später Vazov vorbehalten und erschien 1954 unter dem

10 Siehe Kiril Hristov: Die bulgarische Literatur in deutscher Übersetzung. In: Slavische Rundschau. Prag I(1928). S. 40f.

Titel *Eine Bulgarin und andere Erzählungen* in neuer Übersetzung von Egon Hartmann und mit leicht veränderter Auswahl.

Ebenfalls in Leipzig gab 1908 Professor Gustav Weigand eine Teilübersetzung von Aleko Konstantinovs *Бай Ганьо* (*Baj Ganjo*) heraus, doch diese Ausgabe mit bulgarischem Paralleltext diente vor allem Studienzwecken. Hervorzuheben sind in jener Zeit die Bemühungen von Josef Zobel um die bulgarische Literatur. In seinen Memoiren *Път през годините* (*Weg durch die Jahre*) erinnert sich Konstantin Konstantinov seines Musik- und Zeichenlehrers aus der Schulzeit in Sliven, der Josef Zobel hieß und aus Böhmen nach Bulgarien gekommen war (Band I, Sofia 1961, S. 80); es liegt die Vermutung nahe, daß es sich hier auch um den Übersetzer handelt. Zobel hatte schon 1898 versucht, im Eigenverlag Erzählungen Vazovs herauszugeben, später, 1912, brachte er im Verlag *Die Sonne*, Dresden und Leipzig, *Borislaw. Historisches Schauspiel* von Ivan Vazov in *autorisierter* Übersetzung heraus.

WAS MAN IM VORIGEN JAHRHUNDERT IN DER *GARTENLAUBE* ÜBER BULGARIEN LESEN KONNTE

Im Jahre 1853 begründete Ernst Keil (1816–1878), ein liberaler Publizist aus dem Vormärz und den Revolutionsjahren 1848/49, in Leipzig das Wochenblatt *Die Gartenlaube*, die bald die populärste deutsche Zeitschrift wurde. Bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts konnte sie ihre liberale Denkart weitgehend bewahren. Anliegen der vorzüglich illustrierten *Gartenlaube* war es, einem breiten Leserkreis Unterhaltung und Bildung zu bieten. Sie druckte bedeutende Schriftsteller (Theodor Storm, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen), aber ebenso populäre Autoren spannender und vergnüglicher Trivialliteratur (z. B. Eugenie Marlitt); sie berichtete aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin und Kultur, aus Geschichte und Zeitgeschehen, aus Deutschland und fernen Ländern.

Nach dem Krimkrieg 1853/1856 wandte auch die *Gartenlaube* ihre Aufmerksamkeit den Vorgängen in Südosteuropa zu. Sie brachte Aufsätze und vor allem Reiseberichte über die Donaufürstentümer (Walachei und Moldau) und dann Rumänien, über Montenegro, Serbien, Bosnien und die Herzegovina. Mit dem Russisch-Türkischen Krieg 1877/1878 rückten die Bulgaren in den Vordergrund. Der Beitrag *Die Rosen am Balkan*, der dem Buch von Felix Kanitz *Donau-Bulgarien und der Balkan* (I, Leipzig 1875) entnommen ist, beschreibt Rosenanbau und Ro-

senölgewinnung bei Kazanlák (Jg. 1877, S. 88) Vor allem aber befaßt sich das Blatt mit dem Kriegsgeschehen. Regelmäßig wird an Hand der neuesten Depeschen der Kriegsverlauf skizziert und auf Karten verdeutlicht; es wird sogar ein spezieller Korrespondent – Paul d’Abrest – entsandt, der in zehn Folgen seine *Streifzüge bei den Kriegführenden* (1877) beschreibt: am Zarenhof in St. Petersburg, auf der Reise nach Süden, in Bukarest, in den vordersten Linien. Wo es sich anbietet, geht er auf die Bulgaren ein, auf ihre Landwehr, auf die Schönheit der bulgarischen Natur. Kleinere Beiträge, z. B. Eindrücke aus dem Leben in Vidin während der Kriegswirren aus der Feder von Otto von Breitschwert (1877, S. 812), runden die Frontkorrespondenzen ab, die insgesamt wohlthuend objektiv gehalten sind.

In den vermischten und meist illustrierten Beiträgen der Rubrik *Blätter und Blüthen* werden Staatsmänner und die Feldherrn, so Zar Alexander (1877, S. 679) und die Generale Skobelev und Osman Pascha (1877, S. 89) porträtiert oder es werden merkwürdige Begebenheiten mitgeteilt, die sich im Gefecht oder am Rande des Geschehens zugetragen haben. Auf kriegerische Euphorie wird verzichtet, Greuel und Opfer auf beiden Seiten werden beklagt, Gesten des Edelmutes und der Versöhnung gewürdigt. Das Blatt beschließt die Berichte über den Krieg mit *Federzeichnungen vom Kongreß*, d. h. vom Berliner Kongreß 1878, auf dem Großmächte über die Köpfe der Balkanvölker hinweg ihre Entscheidungen trafen (1878, S. 476).

Im Jahre 1881, als Fürst Alexander I. von Bulgarien die Verfassung seines Landes suspendierte und der Balkanstaat daher *wieder in den Vordergrund der Tagesereignisse* (1881, S. 848) trat, veröffentlichte A. C. Wiesner in der Reihe *Land und Leute* seine *Wanderungen durch Bulgarien*. Auf einem Donaudampfer fuhr er bis Ruse, setzte die Reise auf dem Landweg über Tárnovo und Gabrovo, den Šipka-Paß und Kazanlák nach Sofia fort. Er beschreibt das lebhaftes Menschengewimmel in den engen, halbdunklen Straßen von *Rustschuk* (Ruse), mit den Ladenbesitzern, ambulanten Händlern, den Gemüseverkäufern, Fuhrwerken, berittenen russischen Offizieren, bulgarischen Soldaten *und allerelei Volk in buntparbener Tracht* (S. 845). An Tárnovo bewundert er die *überaus malerische Lage*, während das *krumme Straßengewirr*, die *ruinenartigen Häuser* und *Schmutz und Verkommenheit* seine Kritik hervorrufen. Wiesner ist beeindruckt von den wohlgepflegten Häusern und Gärten in Drjanovo und von der *Zivilisationsoase* Gabrovo. In Sofia stößt er zunächst in der Vorstadt auf morastige Straßen und Erdhütten, das Innere der Stadt wur-

de jedoch bereits von modernen Gebäuden, neuen Schulen, europäischen Restaurants und Cafés geprägt; ihm fiel auf, daß vor den Cafés sich Leute um Gusla-Spieler scharten, die *altbulgarische Heldenlieder* sangen (S. 850). Die *Zarenstadt Tirnowo* ist dann 1885 Gegenstand des Aufsatzes eines anonymen Autors, der besonders die mittelalterliche Geschichte der einstigen *Zarin der Städte* beleuchtet (S. 725).

A. C. Wiesner hatte in seinem Beitrag die Suspendierung der Verfassung durch den Fürsten (1881/1883) getadelt. Nach 1885, als Fürst Alexander trotz Gefahr für seine politische Existenz die von Südbulgariern ausgehende Vereinigung von Nord- und Südbulgariern angenommen und im Serbisch-Bulgarischen Krieg erfolgreich verteidigt hatte, wuchsen in Deutschland Interesse und Sympathie für den *deutschen Prinzen und Offizier* aus Hessen, der in dem kaum bekannten Bulgarien den Thron innehatte. Karl Braun-Wiesbaden skizzierte den Lebensweg des Fürsten, der nun Rußland und anderen Großmächten ungenehm geworden war (*Der Battenberger*, 1885, S. 873). In einem weiteren Beitrag würdigt dieser Autor den Vertreter des Deutschen Roten Kreuzes, der bei klirrendem Frost per Bahn und Schiff und schließlich mit Ochsenge-spannen medizinische Hilfsgüter im Dezember 1885 nach Sofia brachte; dieser Beitrag enthält auch manche interessante Beobachtung bulgarischen Lebens und beschreibt einige bulgarische Volkstrachten (1886, S. 352).

Seine selbständige Politik in Übereinstimmung mit der Einigungsbe-wegung der Bulgaren kostete dem Fürsten den Thron. Bulgarische Offiziere, die sich an der Politik des russischen Zaren orientierten, zwangen Alexander von Battenberg am 21. August 1886, das Land zu verlassen. Zwar kehrte er bald noch einmal zurück, doch nur, um endgültig und in aller Form abzudanken. Damit war auch für Deutsche aus dem Umkreis des Fürsten die Tätigkeit am bulgarischen Hofe beendet, sie kamen nach Deutschland zurück und veröffentlichten z. T. aufschlußreiche Bücher und Artikel zur jüngsten Geschichte Bulgariens. Das spiegelte sich auch in der *Gartenlaube* wider. So veröffentlichte schon 1887 Hofprediger Adolph Koch sein Buch *Fürst Alexander von Bulgarien* (Darmstadt 1887), aus dem die *Gartenlaube* ein besonders dramatisches Kapitel über die Entthronung des Fürsten unter der Überschrift *Die Revolution in Sofia* abdruckte (1887, S. 114).

Verdienstvoll trat noch einmal Karl Braun-Wiesbaden, auch aus dem Umkreis des Fürsten, mit *Bulgarischen Bildern* hervor, in denen er Ein-drücke mehrerer Reisen zusammenfaßte (1887, S. 519). Er versuchte,

die Mentalität der Bulgaren zu beschreiben – *kräftig an Körper und Geist, mäßig und bedächtig, fleißig und sparsam, kaltblütig und beinahe phlegmatisch, dabei beharrlich und wenn es sein muß, auch tapfer*; dem Deutschen seien sie vergleichbar mit ihrer *zähen Geduld, [...] Hartnäckigkeit und klugen Berechnung*. Der Autor beschreibt sodann Äußeres und Kleidung, Wohnung und Lebensweise der Bulgaren, wobei er den Familienverband, die *Zadruga*, und die *patriarchalischen Zärtlichkeiten* ihres Familienlebens heraushebt. Er geht auf die Veränderungen in der damals 25.000 Einwohner zählenden bulgarischen Hauptstadt ein. Dem Aufsatz sind Abbildungen, Originalzeichnungen von F. Schlegel, beigegeben, die, wie so oft Illustrationen in der *Gartenlaube*, kulturhistorischen Wert besitzen.

KRÄSTJO KRÄSTEV IN LEIPZIG

Dem Kreis *Мисъл* (*Gedanke*), einer literarischen Gruppierung um die gleichnamige Zeitschrift, die von 1892 bis 1907 in Sofia erschien, verdankt die bulgarische Literatur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wichtige Impulse für ihre Erneuerung. Begründer und Herausgeber der Zeitschrift war Dr. Krăstjo Krăstev.

Krăstjo Krăstev wurde am 31. Mai 1866 in Piro (heute Serbien) geboren. Später siedelten seine Eltern nach Sofia um, wo er das Gymnasium besuchte. Frühzeitig legte er ausgeprägte literarische Interessen an den Tag. Mitschüler erinnerten sich, daß er intensiv die deutsche Sprache erlernte. Am 20. August 1885 trat er die Reise nach Leipzig an, um hier Philosophie zu studieren; am 21. Oktober 1885 trug er sich in die Matrikel der Philosophischen Fakultät ein. Als am 2. November 1885 der serbische König Milan seine Truppen in Bulgarien einfallen ließ und damit die am 6. September 1885 vollzogene Vereinigung von Nord- und Südbulgarien, die der Berliner Kongreß 1878 getrennt hatte, bedrohte, eilte Krăstev gleich anderen bulgarischen Studenten aus Wien, Paris, Genf, Prag und Leipzig als Freiwilliger in die Heimat, doch bevor er dort ankam, hatte die bulgarische Armee den Krieg bereits für sich entschieden, und Krăstev kehrte nach Leipzig zurück.

Im Wintersemester 1885/1886 waren hier sieben Bulgaren eingeschrieben, bald verdoppelte und verdreifachte sich ihre Zahl, wie Veliko Jordanov in seinem Buch *Leipzig und die Bulgaren* mitteilt. Krăstev betrieb sein Studium mit größter Intensität. Er besuchte Vorlesungen bei

dem weltweit angesehenen Psychologen und Philosophen Wilhelm Wundt (1832–1920), bei dem Slawisten August Leskien (1840–1916), er beschäftigte sich mit den philosophischen und ästhetischen Schriften von G. Th. Fechner (1801–1887) und R. H. Lotze (1817–1881) u. a.; er erwarb sich eine umfangreiche weltliterarische Bildung. Krästev begriff sich als Schüler von Wilhelm Wundt, von Djado (Großvater) Wundt, wie ihn die bulgarischen Studenten achtungsvoll nannten. Bei ihm schrieb er seine Dissertation *Lotzes Metaphysischer Seelenbegriff*, die er am 28. Juli 1888 verteidigte.¹¹ Mit dem Leipziger Dokortitel ging Krästev in die bulgarische Literaturgeschichte ein.

Nach Bulgarien zurückgekehrt, wird Dr. Krästev Direktor des Pädagogischen Instituts in Kazanlak (1888/1890), Gymnasiallehrer in Sofia, später Professor für Philosophie, Ethik und Ästhetik an der Sofioter Universität. Im Jahre 1892 begründete er die *МИСЪЛ*, eine *Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kritik*, die bis 1907 in Sofia erschien. Zu dem Kreis um die Zeitschrift gehörten neben dem Herausgeber Dr. Krästev der Dichter Penčo Slavejkov, der Erzähler und Dramatiker Petko Todorov (1879–1916), der seine Ausbildung in Toulouse, Berlin und kurzzeitig auch in Leipzig erhalten hatte, sowie Pejo K. Javorov (1878 bis 1914), der 1906/1907 zu Studien nach Nancy reiste.

Anfänglich förderte Krästev eine Literatur, die sich für die nationalen und sozialen Belange des Volkes engagierte und realistischen Traditionen folgte. Doch zunehmend setzte er andere Akzente. Es waren einerseits die Erkenntnisse seiner Leipziger Studien, andererseits die dichterischen Erfahrungen des Kreises *МИСЪЛ*, die den Blick für das Geistesleben im Lande schärften. Die bulgarische Literatur war noch in hohem Maße isoliert von der europäischen Entwicklung und nicht frei von Selbstgenügsamkeit. An der Schwelle zu einem modernen Bulgarien dominierten noch das Selbstverständnis der Bulgarischen Wiedergeburt, die patriarchalisch eingefärbten Ideale einer nationalen Kollektivität sowie utilitaristische Auffassungen von Literatur. Als Philosoph, Ästhetiker und Kritiker wandte sich Krästev gegen jegliche Zwecksetzung der Literatur, allein das Schöne und damit sittliche Vervollkommnung war ihm Anliegen der Kunst. Die deutsche idealistische Philosophie, der Neokantianismus, der damals seine besondere Aufmerksamkeit fand, bestärkte

11 Siehe Peter Burg: Krästjo Krästevs Dissertation in Leipzig. Philosophisch-historische Bemerkungen zu Krästevs Dissertation über Lotzes metaphysischen Seelenbegriff. In: Nemsko-bälgarski kulturni otnošenija 1878–1918. Sofia 1993. S. 236–243.

Krāstev in der Abkehr von einer die Wirklichkeit mimetisch abbildenden Kunst, er begriff Kunst als Neuschöpfung, die vom Individuum ausgeht und es zugleich in das Zentrum stellt. Kunst habe, so schrieb er in *Млади и стари* (*Junge und Alte*, Tutrakan 1907), die Rechte des Individuums gegen die Angriffe der Gesellschaft zu verteidigen. Krāstev akzentuierte die moralisch-psychische Struktur des Menschen. Seine philosophischen Studien betrieb Krāstev vor allem zur Herausarbeitung seiner ästhetischen Auffassungen, wobei er unter dem Einfluß von Wundt, Lotze, Lange, Karl Groos (1861–1941) und Johannes Volkelt (1848–1930) die Psychologie für die Ästhetik erschloß. Die Philosophie des Neokantianismus, der zufolge jedes Weltbild individuelle Schöpfung sei, bestärkte Krāstev in der Hinwendung zum Individuum, zu seinem inneren Reichtum und zur Vielfalt der Individuen. Auf den Seiten seiner Zeitschrift veröffentlichte Dr. Krāstev zahlreiche Übersetzungen, vor allem aus der deutschen, englischen, französischen, italienischen und russischen Literatur, um seinen Landsleuten weltliterarische Erfahrungen zugänglich zu machen.

Dr. Krāstev polemisierte heftig gegen die *Alten*, zu denen er auch den Klassiker Ivan Vazov zählte, und setzte sich für die *Jungen* ein, d. h. für Penčo Slavejkov, Pejo K. Javorov und Petko Todorov, zu deren Vorläufern er Christo Botev zählte; mit ihnen verband er seine Hoffnungen auf eine Literatur, die an Stoffen aus dem Volksleben psychologisch tiefgründig Allgemein-Menschliches behandle und weltliterarische Relevanz gewänne. In seiner Kritik an den Alten war Krāstev alles andere als objektiv, und auch seine Opponenten blieben ihm nichts schuldig.

In der akademischen Literaturgeschichtsschreibung im realsozialistischen Bulgarien (und nicht nur dort) wurde Krāstevs Programmatik, insbesondere sein Individualismus, pejorativ belegt und auf ahistorische Weise, gleichsam einen Ausschließlichkeitsanspruch in der Philosophie erhebend, verworfen. Erst nach und nach wurde versucht, Krāstevs Leistung objektiv darzustellen. Schlüssig waren hierbei die Überlegungen, die Professor Tončo · ečev in den achtziger Jahren publizierte: Da in der Bulgarischen Wiedergeburt im Unterschied zur Renaissance nicht die Befreiung des Individuums im Mittelpunkt gestanden habe, sondern die Gemeinschaft, das Überleben und die Ausbildung der Nation, sei die Frage nach der Freiheit des Individuums erst nach der Wiedergeburt, während der neunziger Jahre und um die Jahrhundertwende in den Vordergrund gerückt, als die patriarchalischen Verhältnisse immer heftiger erschüttert wurden; es sei nicht verwunderlich, dass man dafür dann die

damals moderne Sprache der europäischen Dekadenz genutzt habe.¹² Dieser Denkansatz macht die Größe der Aufgabe plausibel, der sich Krāstev stellte, und relativiert auch die Polemiken jener Jahre. Eine Quelle für Krāstevs Instrumentarium war der deutsche Neokantianismus, den er in Leipzig kennengelernt hatte und der in Bulgarien somit vielleicht folgenreichere Bedeutung gewann als in Deutschland selbst.

PENČO SLAVEJKOV'S DEUTSCHE WIRTSLEUTE

Kaum ein anderer bulgarischer Dichter hatte ein so enges Verhältnis zur deutschen Literatur wie Penčo Slavejkov. Die Grundlage dafür wurde während seiner Studienjahre in Leipzig gelegt. Penčo Slavejkov wurde am 27. April 1866 in dem Balkanstädtchen Trjavna geboren; sein Vater, Petko Slavejkov (1827–1895), war als Aufklärer, Publizist, Dichter und Lehrer einer der großen, aufrechten Männer der Bulgarischen Wiedergeburt, dem Penčo in Achtung zugetan war. Mit siebzehn Jahren, die Familie lebte damals in Plovdiv, zog sich Penčo Slavejkov infolge einer Unterkühlung – er war nach dem Schlittschuhlaufen auf der Marica vor Erschöpfung im Freien eingeschlafen – ein schweres Leiden zu, das zwar nach schmerzhaften Behandlungen gemildert, aber nicht ausgeheilt werden konnte; Zeit seines Lebens war er beim Gehen und Sprechen behindert. Das Leiden prägte seinen Charakter und seine Neigung zur philosophischen Kontemplation, sie verstärkte sein Interesse für die Literatur.

Penčo Slavejkov begab sich Ende Oktober 1892 nach Leipzig, die Matrikel weisen den 4. November 1892 als Tag der Einschreibung an der historisch-philosophischen Fakultät aus. Dr. Krāstev hatte ihn zu einem Studium an der Leipziger Universität angeregt. Slavejkov, der bereits Gedichte veröffentlicht hatte, bezweckte in Leipzig kein Brotstudium, er wollte Literatur studieren, sich Bildung aneignen, um für die Erneuerung der Dichtkunst seines Landes zu wirken. Im Alltag hatte er dabei manche Schwierigkeiten zu bewältigen. Er erhielt von der bulgarischen Regierung ein Stipendium, doch bedurfte es zusätzlicher Unterstützung durch seine Brüder Ivan und Christo. Häufig wechselte er seine Studentebude, bald wegen der hohen Miete, bald, um den für ihn beschwerli-

12 Siehe Tončo · ečev: *Vāvedenie v novata bālgarska literatura*. Sofia 1990. S. 13f.

chen Fußweg zur Universität, zur Bibliothek oder zu einer neuen Heilbehandlung zu verkürzen. Slavejkovs Quartiere lagen in der Johannisallee, in der Emilienstraße, der Hohen Straße und der Leplaystraße und anderenorts. In einem der wenigen überlieferten Briefe aus der Leipziger Zeit schreibt er seinem Bruder Ivan am 29. Januar 1893: [...] *Vom vielen Hinundherlaufen bleibt mir kaum Zeit, außer zum Lesen deutscher Literatur. Abends gehe ich zeitig schlafen, bei Lampenlicht arbeite ich nicht. Ich schlafe fest wie ein Toter und stehe dann auf, wenn es Zeit ist für die Vorlesungen, die ich regelmäßig besuche, obgleich ich das Deutsche bislang nur schlecht und von den Vorlesungen fast gar nichts verstehe. Nach den Vorlesungen gehe ich geradewegs zum Mittagstisch und von da nach Hause, wo bereits der Ofen glüht und wo auch ich bald glühe – vor Anstrengung, die mir die deutsche Grammatik abverlangt. Doch so oder so – auch meine Wenigkeit hat begonnen, aus dem Deutschen zu übersetzen [...] Wenn ich keine Lust zum Lernen habe, gehe ich in den Lesesaal der Universität und lese Zeitungen, wie sie dort aus allen Ländern der Welt in Fülle vorhanden sind.*

Wie schon Krăstjo Krăstev, so hörte auch Slavejkov Vorlesungen zu Philosophie und Psychologie bei Wilhelm Wundt, er hörte deutsche Literatur bei Ernst Elster (1860–1940) und Georg Witkowski (1863–1939), Philosophie und Ästhetik bei Johannes Volkelt (1848–1930), südslawische Volksepiik bei Wilhelm Wollner (1851–1902) u. a. Bei August Leskien wollte er eine Dissertation zum Thema *Heine in Rußland* schreiben, doch der dafür vorgesehene Aufenthalt in Moskau scheiterte. Wie Hilde Fey in ihrem Buch über Penčo Slavejkov und die deutsche Literatur¹³ akribisch darstellt, bot Leipzig dem bulgarischen Studenten und Dichter vielfältige Möglichkeiten der Begegnung mit den Künsten. Slavejkov besuchte Gewandhauskonzerte, die ab 1895 Arthur Nikisch dirigierte; in der Pension von Fräulein Türke in der Robert-Schumann-Straße 2 lernte er den polnischen Pianisten und Chopin-Interpreten Ignacy Paderewski kennen und erlebte Hauskonzerte; er besuchte Theateraufführungen, literarische Lesungen, schloß Bekanntschaft mit deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, ging in Ateliers und Ausstellungen. Vielleicht war er wirklich mit Max Klinger persönlich bekannt, der sich nach Jahren in Frankreich und Italien 1893 in Leipzig niederließ. Slavejkov hielt in der Slawischen Akademischen Gesellschaft an der Universität, in der er rege

13 Siehe Childe Faj: Penčo Slavejkov i nemskata literatura. Sofia 1981.

mitarbeitete und wiederholt den Vorsitz innehatte, im Jahre 1897 einen Vortrag über das 1896 von Klinger vollendete Gemälde *Christus im Olymp*; mit Klinger verband ihn die Hinwendung zur Antike, die Verehrung für geniale Schöpfer wie Beethoven, schließlich die Auffassung, daß Kunst Wiederhall, Reaktion auf das Leben sei, nicht Nachahmung.

Die Leipziger Jahre waren für Slavejkov Jahre des Lesens. Er war treuer Kunde in der Kößlingschen Buchhandlung. Unwandelbar blieb seine Zuneigung zur russischen Literatur, mit der er im Elternhaus aufgewachsen war, namentlich zu Lev Tolstoi, dessen Glauben an das letztlich Gute im Menschen er teilte. Nun las er englische, französische und skandinavische und andere Autoren, Shakespeare, Byron, Shelley, Alfred Tennyson, Sandor Petöfi, Prosper Merimee und Henry Longfellow, Henryk Ibsen u. a., vertiefte er sich in die antike Literatur. Manches las er im Original, z. B. französische Autoren, das meiste jedoch in deutscher Übersetzung. Gründlich beschäftigte er sich mit der deutschen Literatur, der er bis an sein Lebensende verbunden blieb. Davon zeugt der Gedichtband *На острова на блажените (Auf der Insel der Seligen, 1910)*: In dieser Mystifikation vereint Slavejkov biographische Essays über zwanzig fiktive Dichter der *Insel*, denen er eigene Gedichte zuordnet. In den Essays und den damit korrespondierenden Gedichten stellt Slavejkov Facetten seines eigenen dichterischen Ego vor, die er phantasievoll zum künstlerischen Naturell anderer Dichter in Beziehung setzt. Neben zumeist bulgarischen, vereinzelt italienischen, persischen oder rumänischen Wahlverwandten sind hier Heinrich Heine, Theodor Storm, Nikolaus Lenau, Friedrich Nietzsche, Detlev Liliencron, Richard Dehmel, Friedrich von Bodenstedt u. a. gegenwärtig. Ausdruck eines intensiven Umgangs mit der deutschen Literatur ist auch die Anthologie *Немски поети (Deutsche Dichter, 1911)*, in der Slavejkov, beginnend mit Goethe, neunzehn Lyriker vorstellte.

Über Olaf von Geldern – ein Pseudonym des Dichters – schreibt Slavejkov im Jahre 1903: *Auf die Entfaltung seines Talents haben – neben dem lieben Gott – die Wanderungen durch die Heimat und in der Fremde Einfluß genommen. Soweit ich es beurteilen kann, sind die Hauptstationen seiner Entwicklung auch die Stationen seiner Wanderschaft – Wien, Paris und Leipzig. Besonders die letztere, wo er lange Jahre bei ungewöhnlich guten Hausherrn, Wirtsleuten und Buchhändlern weilte, denen er immer noch nicht alle Schulden bezahlt hat [...] An die deutschen Wirtsleute erinnert er sich bis heute mit besonderer Sympathie, vornehmlich an drei von ihnen: einen Hellenen, einen Juden*

und einen Schwaben [...] Den Hellenen – Goethe – verglich Slavejkov mit einem mächtigen Ahornbaum, den er in einem Ort am Fuße der Rhodopen gesehen hatte; er, Goethe, habe einen jungen Wald deutscher Dichter hervorgebracht voller Leben, Töne, Bewegung und Farben: *Alles, was in der deutschen Dichtung bemerkenswert und schön ist, wächst bis zum heutigen Tag ausschließlich unter dem lebensspendenden und segensreichen Schatten Goethes*. Slavejkov ist von der Harmonie in Goethes Persönlichkeit und Dichtung beeindruckt, von die Vielfalt der Stoffe und Motive, die von der antiken Mythologie bis zum innigen Naturerlebnis reichen. Von dem Juden – Heinrich Heine – schrieb Slavejkov, daß er seine Liebe zur deutschen Literatur ihm, dem *bleichen Heinrich* schulde, *den die Deutschen so hassen und ohne dessen Lieder ihre Dichtung so langweilig wäre*. Für Slavejkov war Heine ein *Streiter für die geistige Freiheit der Völker* und der *größte lyrische Dichter aller Zeiten und Völker* zugleich. Das Verhältnis von Goethe und Heine zum deutschen Volkslied bestärkte Slavejkov in seinem Verständnis der bulgarischen Volksdichtung, die das intime Leben der Seele des Volkes so bewundernswert wiedergebe und die edler Baustein, Marmor sei für die Kunstdichtung. Slavejkov bearbeitete bulgarische Volksdichtung für eine Sammlung, die zwar erst nach seinem Tode herauskam, für die er aber von Anfang an den Titel *Книга на песните* (*Buch der Lieder*) vorgesehen hatte, also den Titel jener Dichtung von Heine, mit der sich nach Slavejkovs Meinung keine andere Dichtung messen könne.

Mit dem *Schwaben* meint Slavejkov keinen gebürtigen Schwaben, das Wort *švaba* wurde im Bulgarischen als ironische Bezeichnung für einen Deutschen verwendet. Slavejkov selbst hat an anderer Stelle mitgeteilt, daß sich dahinter Johannes Volkelt verbirgt, der 1894 Professor in Leipzig wurde. Slavejkov hatte sich intensiv mit dessen Schriften (besonders *Ästhetische Zeitfragen*, Leipzig 1896) befaßt und sich in seinem Literaturverständnis und in seiner literaturkritischen Tätigkeit von ihnen anregen lassen. Volkelts Auffassung, daß die Kunst nicht Wiedergabe, sondern eine *wesentliche Umformung der Natur* und die Erschaffung einer neuen Welt darstelle, war für Slavejkovs Polemik gegen einen engen mimetischen Realismus, wie er damals in Bulgarien dominierte, ein wichtiger Denkipuls. Auch die von Volkelt mit Nachdruck vertretene Auffassung, der Gegenstand der Kunst sei *das menschlich Bedeutungsvolle*, war für Slavejkov sehr produktiv, sie half ihm, thematische, stoffliche und motivische Einengungen aufbrechen. Schließlich war Volkelts

These, Kunst sei *reine Form*, geeignet, Gestaltungswillen und Formenvielfalt zu fördern.

Mancher Literaturhistoriker, der Slavejkovs Hinweis übersah, glaubte, bei dem *Schwaben* handle es sich um Friedrich Nietzsche. Bedenkt man, wie gründlich sich Slavejkov auch mit Nietzsche beschäftigt hat, dem er u. a. einen großen Aufsatz widmete, wäre diese Annahme durchaus naheliegend. Nietzsches beeindruckte Slavejkov mit seiner Kultur- und Moralkritik, mit der Verneinung alles Banalen und Erbärmlichen, mit der Kritik an Verhältnissen, die die Entfaltung des Individuums behindern. Angeregt durch Nietzsche entwarf Slavejkov in Dichtungen wie *Химни за смъртта на свръхчовека* (Hymnen auf den Tod des Übermenschen) und *Синфония на безнадежността* (Symphonie der Hoffnungslosigkeit) Gestalten, die sich durch Willenskraft, Schöpferium und Leidenschaft auszeichnen, reflektiert er die Tragik prometheischen Aufbäumens gegen das Schicksal. Befreiung des Menschen und sittliche Erneuerung bilden für Slavejkov ein Ganzes, nur die sittliche Persönlichkeit und ihre Taten gereichten der Menschheit zum Guten.

Nach einem Aufenthalt in Berlin verließ Slavejkov im Sommer 1898 Leipzig und kehrte nach Sofia zurück. Hier wird er Lehrer, 1908 Direktor des Nationaltheaters und 1909 Direktor der Nationalbibliothek. Nach seiner Entlassung auf Grund eines Konflikts mit dem Kultusminister geht er 1911 mit seiner Gefährtin Mara Belčeva in die Schweiz und schließlich nach Italien, wo er am 28. Mai 1912 in Brunate am Lago da Como stirbt.

Die Leipziger Jahre waren für Slavejkov ungemein ergiebig. Hier schrieb er zahlreiche Gedichte und Poeme, die in seinen Sammlungen *Сън за щастие* (*Traum vom Glück*, 1907), *Епически песни* (*Epische Lieder*, 1896, 1907) und *На острова на блажените* (*Auf der Insel der Seligen*) Aufnahme und endgültige Gestalt fanden. In Leipzig reifte, bestärkt durch *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz, der Plan für das große geschichtsphilosophische Epos *Кървава песен* (*Das blutige Lied*), hier entstanden die ersten der insgesamt neun *Lieder* des Werkes, das unvollendet blieb. Slavejkov gab noch 1911 die ersten beiden Teile des Epos heraus, den dritten Teil bereitete Dr. Krăstev für den Druck vor (1913).

Bereits von Leipzig aus hatte Slavejkov Gedichte und literaturkritische Arbeiten in bulgarischen Zeitschriften, vor allem in der von Dr. Krăstev herausgegebenen *Мисъл* publiziert. Mit Dr. Krăstev verband ihn das Streben nach Erneuerung der bulgarischen Literatur. Sie sollte patriarchalische Enge überwinden, das Individuum in den Mittelpunkt der

künstlerischen Aufmerksamkeit rücken und allgemein-menschlich Bedeutsames – auch an bulgarischen Stoffen – gestalten. Gestützt auf seine weltliterarische Bildung griff er geistreich und polemisch, oft aber auch sehr rigoros in die literarischen Auseinandersetzungen ein. Der Individualismus Slavejkovs, versimpelt und ahistorisch gedeutet, stieß insbesondere bei der sozialistischen Kritik auf heftige Ablehnung, die auch in den ersten Jahrzehnten des Staatssozialismus den ideologischen Rahmen für die Slavejkov-Rezeption vorgab; erst allmählich gewann dann die Einsicht von seiner bahnbrechenden Leistung für die bulgarische Literatur Raum und Gewicht.

Was die noch ausstehenden Schulden an die deutschen Wirtsleute anlangt, so hat Penčo Slavejkov, der deutsche Dichtung seinen Landsleuten erschloß, sie reichlich abgegolten.

ALEKSANDĀR BALABANOV: AUCH ICH AUF DIESER WELT

Einer der bekanntesten bulgarischen Geisteswissenschaftler aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dessen akademischer Werdegang in Leipzig begann, war AleksandĀr Balabanov. Er wurde am 18.(30.) Januar 1879 in Štip, Makedonien, in einer Bauernfamilie geboren. Sein Vater ermöglichte ihm den Besuch des bulgarischen Gymnasiums in Thessaloniki. Seit seiner Kindheit interessierte sich Balabanov für Altgriechisch und Latein und für die antike Literatur. Daher ging er 1893, allein und mittellos, nach Sofia, um dort im damals einzigen klassischen Gymnasium in Bulgarien die Schulbildung fortzusetzen. Es waren Hungerjahre für ihn, mit Nachhilfestunden, Gelegenheitsarbeit und dank der Hilfsbereitschaft von oft nicht minder armen Leuten hielt er sich über Wasser. Nach erfolgreichem Abschluß des Gymnasiums wurde ihm eine Lehrerstelle in Aussicht gestellt, doch als er erfuhr, daß das Kultusministerium ein Stipendium für ein Studium der Klassischen Philologie in Leipzig ausgeschrieben habe, bewarb er sich, bestand die Prüfung, erhielt das Stipendium und reiste Ende Oktober 1898 über Wien nach Leipzig, wo er eine Studentenbude in der Hohen Straße 7 bezog und sich am 2. November an der Philosophischen Fakultät, Fachrichtung Klassische Philologie, immatrikulierte. Bekannt ist, daß er als Student auch in der Körberstraße, in der Kochstraße und in Czermaks Garten wohne. Er verließ Leipzig am 27. Mai 1903, um in Erlangen ein Jahr später seine Dissertation *Über die rechtliche Stellung der Frau im alten Griechen-*

land zu verteidigen. Nach Bulgarien zurückgekehrt, wurde er Lehrer am klassischen Knabengymnasium, wo man sich sowohl seiner außerordentlichen Begabung wie auch seiner Schülerstreiche noch gut erinnerte. Zugleich bewegte er sich in der Sofioter Boheme, war ein Bürgerschreck, der verknöchertes Denken haßte. Auch die Professoren der Universität wurden Gegenstand seines Spottes, was ihn aber nicht daran hinderte, eine akademische Laufbahn anzustreben. Vorübergehend war er Dramaturg am Nationaltheater, doch bald begann er die Lehrtätigkeit an der Universität, zuerst als Privatdozent, dann, 1912, als ordentlicher Dozent am Lehrstuhl für vergleichende Literaturgeschichte, den der berühmte Professor Ivan Šišmanov leitete; 1917 wurde er Professor und Inhaber des neugeschaffenen Lehrstuhls für Klassische Philologie, den er bis zu seiner Emeritierung inne hatte. Er starb am 30. November 1955.

Balabanov war, wie Simeon Radev sich erinnert, die populärste Persönlichkeit unter den bulgarischen Intellektuellen seiner Zeit,¹⁴ immer witzig, geistreich, dabei unendlich zerstreut und vergeßlich, zugleich gesellig, dem guten Essen und Trinken nicht abhold, und von unerschöpflichem Wissen. Er wich keiner Polemik aus und mancher Presseskandal war mit seinem Namen verbunden. Seine gedrungene Figur, die deutliche Neigung zur Korpulenz, das dichte, widerborstige Haar, das volle Gesicht war ein dankbares Objekt für Karikaturisten. Er war kein pedantischer Gelehrter, er schrieb lebendig, anschaulich, unkonventionell; er war, wie sein Freund Simeon Radev bemerkte, ein *Dichter in der Wissenschaft*.¹⁵ Er schrieb tatsächlich auch Gedichte und Erzählungen, war ein unermüdlicher Volksaufklärer, bekannt für seine unzähligen populärwissenschaftlichen Vorträge, die er in ganz Bulgarien hielt.¹⁶ Unter seinen Studenten ungemein beliebt, gründete im Jahre 1914 die erste bulgarische Studentenvereinigung *Бяло море (Ägäis)*,¹⁷ die sich vornehmlich mit altgriechischer Literatur befasste. Von 1921 bis 1927 gab er die erste literarische Zeitung in Bulgarien, die er *Развигор (Frühlingswind)* nannte, heraus.

14 Siehe Simeon Radev: Prijatelstvoto mi s Aleksandăr Balabanov. In: Simeon Radev. Pogledi värchu literaturata i izkustvoto i lični spomeni. Sofia 1965. S. 369.

15 Siehe ebenda S. 356

16 Siehe Anastasija Pärvanova: Aleksandăr Balabanov. Makedonski naučen institut. Sofia 1994. S. 22

17 Siehe Aleksandăr Balabanov, Simeon Radev v spomenite na sävremennicite si. Sofia 1983.

Aleksandăr Balabanov las mehr als ein halbes Dutzend Literaturen im Original und schrieb über sie – er publizierte Arbeiten über Puschkin, Tolstoi, Dostojewski und Tschechow, über Shakespeare und Byron, über Ibsen, über Verlaine, Petöfi und Jiri Wolker und viele andere. Er knüpfte vielfältige Fäden zwischen der bulgarischen Kultur und der Weltliteratur. Er übersetzte aus dem Altgriechischen, Lateinischen, Englischen, Französischen und Deutschen. Klassischer Philologe war er mit Leib und Seele; 1914 brachte er eine Geschichte der antiken Literaturen heraus. Fundiert äußerte er sich zur bulgarischen Literatur. Er war es, der 1922 Zachari Stojanov und dessen *Записки по българските въстания* (deutsch unter dem Titel *Aufbruch der Fliegenden Schar. Chronik der bulgarischen Aufstände 1875/1876*, Berlin 1978) aus dem Vergessen holte und den Zeitgenossen den Rang dieses Autors als Klassiker der bulgarischen Prosa bewußt machte.

Im Jahre 1940 begann Balabanov auf Einladung eines seiner früheren Studenten, für eine Wochenzeitung seine Erinnerungen aufzuschreiben. Er schrieb und druckte sie in Fortsetzungen unter der Überschrift *И аз на тоя свят* – Auch ich auf dieser Welt, und er dachte dabei gewiß an die *Italienische Reise*, der Goethe den Ausruf *Auch ich in Arkadien* vorangestellt hatte. Leider brach er die Arbeit nach einem Jahr ab, so daß die Autobiographie nur bis zum Ausgang der Leipziger Studententzeit reicht. Professor Todor Borov kommt das Verdienst zu, diese Materialien gesammelt und – ergänzt um weitere kurze Erinnerungsstücke – 1979 und 1985 in Buchform¹⁸ herausgegeben zu haben. Dieses Buch ist ein großartiges Zeugnis bulgarischer Memoirenliteratur. Lebhaft und frisch erzählt hier Balabanov aus Kindheit und Gymnasialzeit, um dann zahlreiche Episoden darzubieten, die in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild vom Leben bulgarischer Studenten in Leipzig um 1900 vermitteln und Wissenswertes über die Stadt zu jener Zeit berichten.

Schon auf der Reise nach Leipzig im Oktober 1898 begriff Balabanov, wie hilflos er ohne solide Sprachkenntnisse war. Fast wäre er deswegen in Wien in den falschen Zug gestiegen. Auf der Fahrt konnte er sich mit einem ungarischen Studenten, der ebenfalls auf dem Weg nach Leipzig war, in lateinischer Sprache unterhalten, zum Erstaunen der Mitreisenden und des Schaffners, doch im Hotel in Leipzig gingen die

18 Siehe Aleksandăr Balabanov: *I az na toja svjat. Spomeni ot razni vremena*. Sofia 1985.

Schwierigkeiten weiter. Und so lernte er intensiv Deutsch. Die Praxis anderer bulgarischer Kommilitonen, das Deutsche den Deutschen und speziell den Leipzigern einfach nachzusprechen und dabei auch die Fehler zu übernehmen, darauf loszureden ohne Kontrolle, das galt für ihn nicht. Mit der Sprache dürfe man nicht intim tun. Und er lernte gründlich. Später schrieb er sogar einen Roman über den Schlaunen Peter in deutscher Sprache, den er in der *Deutschen Balkan-Zeitung* (1916/1917) veröffentlichte; der Roman wurde erst in den achtziger Jahren ins Bulgarische übersetzt. Balabanov zitierte mehrfach die unter Bulgaren verbreitete Redensart: *в Лайпциг се работи* – in Leipzig wird gearbeitet.

Mit Hochachtung erinnert sich Balabanov an namhafte Leipziger Gelehrte, die unter den Bulgaren – ganz gleich welcher Fachrichtung – besonders angesehen waren: Wilhelm Wundt, August Leskien, Gustav Weigand, Friedrich Ratzel. Manches Detail aus den Vorlesungen wird geschildert. Balabanov scheut sich nicht, auch Landsleute zu verspotten, wenn sie etwa glaubten, Leskien oder Weigand könnten ihnen, die sie von klein auf Bulgarisch sprächen, keine bulgarische Grammatik beibringen. Insgesamt jedoch unterstrich er die Wißbegier seiner Landsleute und den guten Ruf, den sie bei den Professoren hatten. Die Universitätsbibliothek, deren schöner Lesesaal es ihm angetan hatte, sei von den Bulgaren rege frequentiert worden, die in *Wägelchen* von dort Bücher holten, um wissenschaftliche Dispute zu führen. Persönlichkeiten werden vorgestellt, die in Leipzig studierten, z. B. Andrej Protič, oder die in Berlin weilten, wo sich Balabanov ebenfalls umtat und dabei den Bulgarenfreund und Übersetzer aus dem Bulgarischen, Georg Adam, sowie den literarischen Kreis *Die Kommenden* kennenlernte. Die große Leidenschaft Balabanovs und seiner Freunde in Leipzig waren das Theater und die Konzerte unter Artur Nikisch und – als Gast – Felix Weingärtner. Zahlreiche Exkursionen wurden unternommen – an den Rhein, nach Thüringen. Erzählt wird vom Umgang der ausländischen Studenten, zumal der vom Balkan, untereinander, da gab es manchen Streit, der in der Regel bei einem Bier wieder ausgeräumt wurde. Überhaupt – die Leipziger Gaststätten jener Zeit und das Bier werden gebührend gewürdigt. Und an manches Ereignis erinnerte er sich mit Heiterkeit, etwa als er mit einem Landsmann sich von Frau Bose, der Wirtin, einen Kahn lieh, um damit die Pleiße zu befahren, und der Kahn bei einem Zusammenstoß zerbrach; beide folgten dem Rat der Wirtin und meldeten diesen Vorfall der Lokalzeitung, so konnten sie wenigstens mit dem Honorar einen Teil des Schadens begleichen.

Während seiner Studienjahre in Leipzig, *der Stadt der Wissenschaft, der Poesie, der Musik, der Künste und des höheren geistigen Lebens*, machte sich Balabanov gründlich mit der deutschen Literatur bekannt. Ähnlich wie Penčo Slavejkov schätzte er vor allem Goethe und Heinrich Heine, ähnlich wie Slavejkov sprach er sich kritisch über das distanzierte Verhältnis deutsch-nationaler Intellektueller zu Heinrich Heine aus; sogar unter seinen Leipziger Universitätsprofessoren habe er solche Vorbehalte angetroffen. Was Goethe anlangt: Als junger Mann machte sich Balabanov daran, den *Faust* ins Bulgarische zu übersetzen, er schloß 1906 die Übersetzung ab, für die er 1932, zum hundertsten Todestag Goethes, vom deutschen Reichspräsidenten – es war Hindenburg – mit der Goethe-Medaille geehrt wurde. Inzwischen gibt es in Bulgarien mehrere *Faust*-Übertragungen, doch Balabanov kommt das Verdienst zu, als *erster* dieses Werk seinen Landsleuten erschlossen zu haben. Zugleich trug er dazu bei, deutsche Leser mit bulgarischer Literatur bekannt zu machen. Er unterstützte Roda Roda bei der Vorbereitung der Anthologie *Das Rosenland* (Hamburg, Leipzig 1918), in der auch Balabanov mit fünf Gedichten vorgestellt und in einer biographischen Anmerkung als *Pionier der deutschen Literatur in Bulgarien* gewürdigt wird. Gedichte von Balabanov wurden 1918 auch in der von Siegfried Jacobsohn herausgegebenen *Weltbühne* veröffentlicht. Immer wieder trat Balabanov in deutschen Periodika mit Beiträgen zur bulgarischen Literatur hervor.

DR. IWAN PARLAPANOFF – EIN MITTLER ZWISCHEN LEIPZIG UND BULGARIEN

Iwan Parlapanoff wurde am 14.(26.) September 1874 im Dorf Gradec, unweit von Kotel, geboren. Nach einer landwirtschaftlichen Lehre bei seinem Onkel in der Dobrudža ermöglichte ihm die zweite Heirat seiner Mutter (der Vater war in der Türkenzeit ums Leben gekommen), das Lehrerbildungsinstitut in Kazanlak zu absolvieren (1895) und den Lehrerberuf zu ergreifen. Im Jahre 1897 nahm Parlapanoff, dem Beispiel anderer junger Bulgaren folgend, das Studium an der Leipziger Universität auf. Er studierte Pädagogik und Philosophie; zu seinen Lehrern gehörten F. Ratzel, H. Schiller, Wilhelm Wundt, Johannes Volkelt u. a. Bei Volkelt promovierte er 1901 zum Thema *Das Utilitätsprinzip in der Pädagogik vom Auftreten der Reformpädagogen bis Pestalozzi* (gedruckt 1902). Nach zweijähriger Lehrtätigkeit in Bulgarien, in Razgrad und

Šumen, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er 1904 die Ehe mit einer deutschen Erzieherin einging. Seitdem hatte er als bulgarischer Staatsbürger seinen ständigen Wohnsitz in Leipzig, unterbrochen durch die Teilnahme an den Balkankriegen 1912/1913.

Dr. Parlapanoff war bestrebt, zur Entwicklung des Handels zwischen Deutschland und Bulgarien beizutragen. Er gründete ein Lehrmittelgeschäft und einen Verlag, edierte Lehrbücher und Unterrichtshilfen. Im Jahre 1908 organisierte er an der Sofioter Universität eine Ausstellung deutscher Lehrmittel, mit denen er in der Folgezeit bulgarische Schulen belieferte. In den Jahren 1909 bis 1915 gab er einen *Illustrierten Führer durch die Deutsche und Österreichisch-Ungarische Industrie* heraus, um seine Landsleute über Handelsmöglichkeiten zu informieren. Im Jahre 1917 legte er das *Bulgarische Staats-Adreßbuch* vor, ein Foliant in Deutsch und Bulgarisch, der die bulgarische Verfassung im Original und in der Übersetzung, eine Übersicht über den bulgarischen Staatsaufbau, die Regierungsstellen und Wirtschaftskörperschaften, ein Branchen- und Firmenverzeichnis und schließlich – gegliedert nach Städten und größeren Ortschaften – die Adressen von Firmen, Finanzinstituten, Handelsgeschäften, Handwerksbetrieben, Gewerbeeinrichtungen und öffentlichen Dienststellen enthält. Als Mann seiner Zeit hatte Parlapanoff selbst die während des Weltkrieges vorübergehend eroberten Territorien, die sogenannten neuen Gebiete, in einem Anhang berücksichtigt ...

Nach dem Ersten Weltkrieg, zwischen 1921 und 1924, war Parlapanoff Mitherausgeber, zeitweise auch alleiniger Herausgeber des *Западно exo – Echo des Westens*, einer zweisprachigen Zeitschrift für den deutsch-bulgarischen Wirtschaftsverkehr, für Handel und Kultur. Die von Dr. G. Stresemann geleitete Zeitschrift *Deutsche Stimmen* druckte 1920 (Nr. 23) einen Vortrag, den Parlapanoff zum Thema *Deutschland und Bulgarien* auf der Jahresversammlung der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft in Berlin gehalten hatte. Darin bringt Parlapanoff seine Überzeugung zum Ausdruck, daß die Annäherung zwischen Deutschland und Bulgarien, *die unter der Herrschaft des Militarismus in beiden Ländern nicht zustande kam [...] durch die friedliche kulturelle und wirtschaftliche Kraft* gelingen werde. Er warb dafür, *nicht in Konkurrenz gegen bulgarische Unternehmungen, sondern stets nur in Gemeinschaft mit Bulgaren* zu arbeiten.

Als Verleger hat Parlapanoff zu den Kulturbeziehungen zwischen Deutschen und Bulgaren beigetragen. Im Jahre 1915, als die bulgarische Konjunktur in Deutschland nach dem Beitritt Sofias zum Bündnis der

Mittelmächte kulminierte, nahm er eine *Bulgarische Bibliothek* in sein Verlagsprogramm auf, für deren Herausgabe er Professor Gustav Weigand (1860–1930) gewann. Im Verlaufe von vier Jahren erschienen acht Bände aus der Feder anerkannter Gelehrter, die Auskunft über Bulgarien gaben: A. Ischirkoff, *Bulgarien – Land und Leute* (I 1916, II 1917), I. Dantschoff, *Das Eisenbahnwesen in Bulgarien* (1917), M. Arnaudoff, *Die bulgarischen Festbräuche* (1917), W. N. Slatarski, *Die Geschichte der Bulgaren*, Teil I (1915), N. Staneff, *Die Geschichte der Bulgaren*, Teil II (1917) u. a. Zugleich machte die *Bulgarische Bibliothek* mit schöner Literatur bekannt. In der Übersetzung von Georg Adam (1874 bis 1948), dem besten Kenner der bulgarischen Literatur zu jener Zeit, erschienen 1919 *Skizzen und Idyllen* von Petko Todoroff (Todorov) sowie *Bulgarische Volkslieder*, die Pentscho Slavejkoff (Penčo Slavejkov) bearbeitet hatte. Gemeinsam mit dem Unternehmer Fritz von Philipp, dem späteren bulgarischen Honorarkonsul in Leipzig, gab Parlapanoff im Jahre 1918 den klassischen Roman *Unter dem Joch* von Iwan Wasoff (Ivan Vazov) heraus, den Dr. Athanas Dimitroff, Universitätsdozent für deutsche Sprache in Sofia, übersetzt hatte. Ivan Vazov selbst hatte in einem kurzen Schreiben vom 30. Oktober 1920 Dr. Parlapanoff die alleinigen Rechte für die Herausgabe des Romans in deutscher Sprache überlassen (gegen zehn Prozent der Verkaufseinnahmen); ob sich dies im nachhinein auf die Ausgabe von 1918 bezog oder ob Parlapanoff weiterreichende Pläne hegte, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Mit dem Roman wollte Parlapanoff eine *Bibliothek der bulgarischen Literatur* begründen, doch ließ sich das Vorhaben nicht verwirklichen. Die *Bulgarische Bibliothek* stand unter keinem guten Stern: Sie war während des Krieges und mit Blick auf das militärische Bündniss auf den Weg gebracht worden, sie war, wie Dr. Parlapanoff am 1. Februar 1916 in einem Brief an Prof. Ivan Šišmanov, den er als Autor gewinnen wollte, schreibt, von der Pressedirektion, vom Armeestab und vom Ministerpräsidenten Bulgariens gebilligt (und wohl auch gefördert) worden, daher verwundert es nicht, wenn nach dem schrecklichen Krieg weder mit Interesse noch mit Förderung gerechnet werden konnte. Dennoch – der wissenschaftliche und literarische Ertrag der solide gestalteten Bände war beträchtlich, sie boten dem Leser damals und auch späterhin gediegene Information über Bulgarien, wie er sie derart komprimiert sonst nicht bekommen konnte. Und Buchausgaben schöner Literatur hatte es vorher, wenn man von ein, zwei Bändchen absieht, in Deutschland ohnehin nicht gegeben.

Im Jahre 1928 kam in Leipzig (Max Beck Verlag) der von Dr. Parlapanoff initiierte und zusammengestellte Band *Königreich Bulgarien. Jubiläums-Almanach 1878–1928* heraus. Der bulgarische Gesandte in Berlin, Prof. Dr. Popow, an den sich Parlapanoff gewandt hatte, begrüßte in einem Brief vom 9. September 1927 an Parlapanoff das Vorhaben und unterstrich seinen Nutzen *für die beiderseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Hinsicht*. Namhafte Gelehrte wie M. Murko, St. Mladenov, G. Weigand, A. Protič u. a. lieferten Beiträge zur Geschichte und aktuellen Situation der Bulgaren, zu ihrer Kultur, Literatur und und Sprache sowie zu den deutsch-bulgarischen Beziehungen. Der Band enthält Werke von Černorizec Chrabăr, Ivan Vazov, Elin Pelin, Jordan Jovkov, Kiril Christov, Angel Karalijčev und Petko Todorov in deutscher Übersetzung. Zusätzlich brachte Dr. Parlapanoff viele Informationen, besonders aus dem *Staats-Adreßbuch*, über Handel und Wirtschaft in den repräsentativ gestalteten Band ein. Der Band fand gute Aufnahme in der Presse. Auch mit den damals neuen Medien verfocht Parlapanoff seine Ideen: Er beteiligte sich an der Herstellung des Streifens *Im Lande der Rosen – Ein Kulturfilm aus Bulgarien*, der 1930 in Berlin gezeigt wurde.

Dr. Parlapanoff war ein vielseitiger und tatkräftiger Mann seiner Zeit, der zwar gegen Irrtümer seiner Zeit nicht gefeit war, doch manches bewirkte. Er war in der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft tätig, hielt Vorträge, war bulgarischer Konsul und Vizekonsul (1928–1936) in Leipzig, wurde von Freunden Bulgariens und von Bulgaren, die in Leipzig weilten, aufgesucht; Kiril Christov widmete ihm sein Foto mit einem Gedicht. Die Räume des Exportgeschäftes und Verlages sowie das Archiv von Dr. Parlapanoff am Dittrichring wurden während der Bombenangriffe auf Leipzig im Jahre 1943 zerstört. Zu den politischen Veränderungen in Bulgarien nach dem Herbst 1944 äußerte sich Parlapanoff ablehnend, er befürchtete, daß mit der sowjetischen Dominanz sein Lebenswerk, die deutsch-bulgarische Zusammenarbeit, ein für allemal gescheitert sei. Doch er interessierte sich weiterhin, auch später, als er krank und gebrechlich war, für die Entwicklungen in seiner Heimat. Nach dem Kriege versuchte er, ein Handelsgeschäft für Obst und Gemüse aufzubauen, doch ohne Erfolg. Er starb am 31. Januar 1958 in Leipzig. Im Jahre 1950 hatte er testamentarisch verfügt, daß sein Geburtshaus der Lesehalle *Надежда (Hoffnung)* von Gradec übergeben werden soll. Wie der Bürgermeister von Gradec am 27. Juli 1994 dem Verfasser dieser Zeilen schrieb, wurde das Haus lange Zeit als Handels-

einrichtung und Arztpraxis genutzt; in Bälde werde jedoch die Lesehalle das Gebäude übernehmen, eine Tafel werde an Dr. Iwan Parlapanoff erinnern.

Für Daten zu Leben und Wirken von Dr. Iwan Parlapanoff dankt der Verfasser Frau Charlotte Hoffmann, geb. Parlapanoff, und Herrn Dr. Stefan Topalow, Leipzig.

KIRIL CHRISTOV'S LEIPZIGER JAHRE

Ende des 19. Jahrhunderts überraschte der junge Kiril Christov mit Gedichten, die unbändigen Lebensanspruch artikulierten, nach Daseinsgenuß verlangten und gegen patriarchalische Enge aufbegehrten. Christov reifte bald zu einem anerkannten Lyriker, der zudem als Erzähler und Dramatiker hervortrat. Dieser vielseitige und geistreiche, in seinen Urteilen oft schroffe und eigenwillige Literat verbrachte viele Jahre seines Lebens außerhalb Bulgariens, in Italien, in der Tschechoslowakei, in Deutschland und da vornehmlich in Leipzig.

Im Frühjahr 1898 schon hatte ihn der Kritiker Dr. Krästjo Krästev, um ihn von einer unglücklichen Liebe zu heilen, zu einer Reise nach Prag und von da nach Leipzig gedrängt, in die Obhut des hier studierenden Penčo Slavejkov. Beide Dichter waren damals noch freundschaftlich einander verbunden, erst nach der Jahrhundertwende werden sie sich in Literaturfragen heftig befehden. Dann, im Jahre 1906, wurde Christov vom bulgarischen Kultusministerium eine Bildungsreise nach Berlin ermöglicht. Diesen Aufenthalt nutzte er, um intensiv Deutsch zu lernen.

Im September 1922 brach Christov erneut nach Deutschland auf. Enttäuschung über die Verhältnisse in Bulgarien und mancherlei Kränkungen ließen die Reise zu einer freiwilligen Emigration auf Jahre werden. Erst lebte er in Jena, wo er sich medizinisch behandeln ließ. Hier inspirierte ihn die Erinnerung an Schiller; im nahen Weimar erschloß er sich die Stätten, die mit Goethe, Franz Liszt, wiederum Schiller, mit Herder und anderen Großen der Kultur verbunden sind.

Im Februar 1923 ließ sich Christov in Leipzig nieder, wo sein Sohn Vladimir studierte. Obwohl materielle Nöte, Krankheit und verschiedene Konflikte die Leipziger Jahre überschatteten, waren sie für Christov anregend und fruchtbar. Er verkehrte mit dem Balkanologen Gustav Weigand (1860–1930), den er auch in seinem Wohnhaus in Belgern besuchte; mit dem Slawisten Karl Meyer (1890–1945), der den Dichter

im Leipziger Tageblatt vom 12. Juli 1925 anlässlich dessen 50. Geburtstages vorstellte; mit Max Vassmer (1886–1962) und anderen Gelehrten der Universität. Er besuchte Vorlesungen, las aus eigenen Werken vor bulgarischen Studenten, hat wohl auch bulgarischen Sprachunterricht erteilt. Von Leipzig aus bereiste er Thüringen, Böhmen und Dänemark. Ein Besuch in der Lausitz veranlaßte ihn zu einer bemerkenswerten Reisebeschreibung.

In Leipzig schrieb Christov große Teile seines umfangreichen, kulturhistorisch bedeutsamen Tagebuches *Време и съвременници (Zeit und Zeitgenossen)*, das auch zahlreiche Beobachtungen zu Deutschland, manche Auskunft zu seiner Leipziger Zeit, zu seinen Gesprächspartnern und Bekannten, zu seinen Begegnungen und verschiedentlich zu Konflikten mit ihnen enthält; es wurde erst 1999 veröffentlicht.¹⁹ In Leipzig entstanden Romane und Dramen. Hier schrieb er den Roman *Мечтатели (Träumer, Sofia 1927)*. Im wesentlichen in Leipzig, in seiner Wohnung in Schleußig, schuf er das große Versepos *Чеда на Балкана (Kinder des Balkans, Sofia 1928)*, in dem er versuchte, an einem Stoff aus dem ersten Balkankrieg 1912 zu einer umfassenden Sicht auf bulgarische Geschichte zu gelangen, mit eindrucksvollen Beschreibungen bulgarischer Landschaft und Natur.

In Leipzig verfaßte Christov auch die Romane *Бели дяволи (Weiße Teufel)* und *Бездна. Изповед на един умопобъркан (Abgrund. Bekenntnisse eines Geistesgestörten)*, ebenso *Ад в рая (Die Hölle im Paradies)* – ein autobiographischer Roman. Sie wurden erst im zurückliegenden Jahrzehnt aus dem Nachlaß des Autors gedruckt.²⁰ Christovs Verhältnis zu Deutschland war lange Jahre von nahezu überschwenglicher Begeisterung geprägt, doch mit den Jahren wurde es differenzierter, bis es nach Erfahrungen mit Ignoranz gegenüber anderen Völkern und Intoleranz gegenüber Ausländern in schroffe Ablehnung umschlug. Diese Problematik steht im Mittelpunkt des Romans *Бели дяволи*, wobei der gewiß sehr egozentrische Christov auch zu extremen Urteilen gelangte. Vielleicht hat er deshalb zu Lebzeiten diesen Roman nicht drucken lassen.

19 Siehe Kiril Christov: *Vreme i sävremennici*. 2 Bde. Sofia 1999.

20 Siehe Kiril Christov: *Beli djavoli*. Roman. Sofia 1993. – Kiril Christov: *Bezdna. Izpoved na edin umopobärkan*. Sofia 1995. – Kiril Christov: *Ad v raja*. Avtobiografičen roman. Sofia 1997.

Im Jahre 1928 siedelte Christov nach Prag über. Er folgte der Einladung von Freunden, aber sicher hat auch sein Sinneswandel dazu beigetragen. Erst 1938 kehrte er in seine bulgarische Heimat zurück, wo er 1944 im Alter von 69 Jahren starb.

Unserer Stadt setzte er ein Denkmal in dem *Marsch der bulgarischen Studenten in Leipzig*: Er pries Leipzig als Tempel der Weisheit, hier könne die bulgarische Jugend ihre Begabung entfalten und für die Zukunft ihrer Heimat lernen. Die erste Strophe könnte man mit folgenden Worten wiedergeben:

Ehrwürdig' Leipzig voller Fröhlichkeit,
in dir brennt ewiges Feuer,
leuchtest den Kindern des Balkans weit,
bist ihnen als Wissensquell teuer.

JÜRGEN KUNZE/HERBERT SCHMIDT

Das Deutsch-Russische Zentrum in Leipzig. Die Integration von Aussiedlern aus den Nachfolgestaaten der UdSSR

Die Integration von Zuwanderern aus dem Ausland hat sich seit Beginn der neunziger Jahre als einer der problematischsten und konfliktreichsten Vorgänge in der bundesrepublikanischen Gesellschaft herausgestellt. Dieser Prozeß ist nicht nur zu einem Gegenstand zum Teil politisch exponierter und zugespitzter öffentlicher Dispute geworden, er erweist sich auch unabhängig von jeglicher ideologischer Instrumentalisierung als ein hochkomplexes Gesellschaftsproblem, das mit vielfältigen, zum Teil auch äußerst kritischen sozialen und kulturellen Beziehungskontexten auf unterschiedlichen Ebenen verwoben ist. Nicht zuletzt die im Jahr 2000 heftig forcierten Debatten um Rechtsextremismus und Ausländerfeindlichkeit beleuchten vor dem Hintergrund gewaltsamer, zum Teil terroristischer Aktionen gegen Migranten die Brisanz dieses Problemfeldes.

In diese problematische Gesamtsituation sind auch die legal zuwandernden Migrantengruppen deutscher und jüdischer Nationalität gestellt – die sogenannten Spätaussiedler und Kontingentflüchtlinge, die in den letzten Jahren verstärkt insbesondere aus Rußland und anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion einreisen. Vor allem die Brüche, Verwerfungen und Irritationen, die sich im Eingliederungsprozeß von Spätaussiedlern ergeben, schaffen Problemlagen, deren strukturelle Seite die tendenzielle Herausbildung eines Bevölkerungssegments darstellt, das in überdurchschnittlichem Maße von Armut, Arbeitslosigkeit, beruflicher Perspektivlosigkeit und anderen prekären Sozialverhältnissen betroffen und in kultureller, politischer und bildungsperspektivischer Hinsicht höchst unterdurchschnittlich integriert ist. Angesichts der sozialen Kosten, die durch die Integrationsdefizite entstehen, und der politischen Konsequenzen, die sich im Zusammenhang mit den Tendenzen der Ausgrenzung dieser Migranten und einer nationalistischen Instrumentalisierung ihrer soziokulturellen Situation ergeben, erscheint es absolut gerechtfertigt, die Integrationsförderung in diesem Bereich als gesamtgesellschaftliche Auf-

gabe zu definieren¹ und zugleich praktische und konkrete Maßnahmen in Angriff zu nehmen und deren Wirksamkeit zu verstärken.

Das Deutsch-Russische Zentrum zu Leipzig e. V. widmet sich dieser Aufgabe seit 1995 auf vielfältige Weise. Beginnend mit einem Projekt, das sich als Eingliederungshilfe versteht und Begleitung, Beratung und unentgeltliche Übersetzungsleistungen für Spätaussiedler und Kontingentflüchtlingen vorsieht, um ihnen den Umgang mit den Behörden, den Zugang zu Dienstleistungen, den Wiedereinstieg ins Arbeitsleben zu erleichtern, sie bei der Wohnungssuche unterstützt und für sie und mit ihnen Kulturveranstaltungen organisiert, verfolgt das Zentrum inzwischen ein weitgefächertes Programm der Integrationsförderung durch Sozialarbeit, anspruchsvolle Kulturarbeit, Weiterbildungs-, Qualifizierungs- und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Nicht zuletzt geht es um eine aktive gesellschaftliche Kommunikation, die die Probleme der Aussiedler in das Bewußtsein der Öffentlichkeit rückt. Im Mai 2000 wurde zudem das Institut für West-Ost-Studien am Deutsch-Russischen Zentrum gegründet.² Dieses Institut hat sich die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Projekte des Zentrums wissenschaftlich zu begleiten und eine eigenständige Forschungs-, Publikations- und Bildungsarbeit zu entwickeln, die die Fragen der Migration und Integration von Aussiedlern als ihren zentralen Schwerpunkt definiert, wozu dann auch nicht nur die innergesellschaftliche Problematik dieses Themenkomplexes gehört, sondern auch die historischen und sozialen Kontexte in den Herkunftsländern der Migranten untersucht werden.³ Der wissenschaftliche Diskurs und der Abbau von Wissensdefiziten um diese Fragestellung in der Gesellschaft wird von den Akteuren des Zentrums als ein Beitrag zur »gesamtgemeinschaftlichen Aufgabe« der Integration von Aussiedlern, die zugleich eine Aufgabe mit einem großen Zeithorizont zu sein scheint, betrachtet.

1 Siehe Info-Dienst Deutsche Aussiedler. Nr. 103: Sonderausgabe »Aussiedlerpolitik 2000«. Berlin September 1999. S. 4.

2 Siehe Herbert Schmidt: Gründung des Instituts für West-Ost-Studien – Inauguralansprache. In: West-Ost-Studien. Leipzig (2000)6 (Mai).

3 Siehe Jürgen Kunze: Die Gründung des »Instituts für West-Ost-Studien« am Deutsch-Russischen Zentrum zu Leipzig – Ein Projekt im Haus der Demokratie. Ebenda. (1999)1. (Oktober). S. 3. – Leitlinien der Struktur und der Projektarbeit des Instituts für West-Ost-Studien (Ansprache auf der Gründungssession des Instituts für West-Ost-Studien). Ebenda. (2000)7 (Juni). S. 3.

In dem knappen Jahrzehnt, das seit dem Beginn der grundlegenden Veränderungen in Osteuropa vergangen ist, hat sich die Lage der deutschen Minderheiten in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion in mehrfacher Hinsicht gewandelt: Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes der UdSSR über die Ein- und Ausreise am 1. Januar 1987 hat jeder Bürger der früheren UdSSR das Recht erhalten, das Land zu verlassen und auch wieder zurückzukehren. Diese Reisefreiheit wurde in der BRD als Erfolg gefeiert.

Der bald danach einsetzende sprunghafte Anstieg der Aussiedlerzahlen von 753 Personen (1986) auf 195.576 im Jahre 1992 hat die Stimmung jedoch binnen weniger Jahre sprunghaft verändert. Befürchtungen hinsichtlich der Konsequenzen umfangreicher Einwanderung von Deutschen aus den Nachfolgestaaten der UdSSR wurden laut, und so wurde scheinbar folgerichtig auf deutscher Seite die Erlangung der Aufnahme-genehmigung für Deutschland erschwert. Der Grund für diese einschrän-kenden Maßnahmen schien auf der Hand zu liegen: der explosionsartige Anstieg des Aussiedlerstroms. Um innenpolitische Gegenströmungen in dieser doch eigentlich im rechtlichen Sinne einfachen Frage – verfas-sungsrechtlich gelten Deutsche im Ausland als potentielle Staatsbürger der BRD und die Freizügigkeit dieser ist zu gewährleisten – so gering wie möglich zu halten, hieß es jedoch pragmatische Schranken zu er-richten. Der Asylkompromiß von 1992 hat die Aufnahme von bis zu 200.000 Aussiedlern pro Jahr ermöglicht, doch die verschärften Aus-wahlkriterien des Bundesverwaltungsamtes, insbesondere der obligatori-sche Sprachtest, haben die Aussiedlerzahlen bereits 1998 auf 101.500 zurückgehen lassen. Derzeit befinden sich seit 1950 im Ergebnis der Zuwanderung aus der UdSSR bzw. aus ihren Nachfolgestaaten rund zwei Millionen sogenannte Rußlanddeutsche in der BRD.⁴

Die Probleme, mit denen die Aussiedler im Zuge ihrer Eingliederung in die Gesellschaft der Bundesrepublik konfrontiert sind, sind mannigfaltig. Aus gesellschaftlicher Sicht wird der Integrationsprozeß der Spät-aussiedler im Hinblick auf seinen Gesamterfolg inzwischen sehr nüchtern beurteilt. Sozialwissenschaftler gehen aufgrund empirisch gestützter Analysen davon aus, daß dies ein Prozeß ist, der über Generationen ver-

4 Siehe Info-Dienst Deutsche Aussiedler. Nr. 104: Zahlen, Daten, Fakten. Berlin Sep-tember 1999. S. 8.

laufen wird.⁵ Auch unter Politikern setzt sich langsam die Erkenntnis durch, daß die Integration dieser großen Gruppe von Zuwanderern ein über Jahre gehender, nicht abgeschlossener Prozeß bleibt. Er ist ein Teil der gesellschaftlichen Realität, zu dem es keine Alternative gibt, in dem trotz zahlreicher prekärer und konfliktreicher Situationen realistische Konzepte, allgemein anerkannte Kriterien und grundlegende Prinzipien der Förderung gelten sollten,⁶ was bisher allerdings (außerhalb juristischer Regelungen) bei weitem nicht der Fall ist. Gelten muß eine von der Gesellschaft weithin noch nicht akzeptierte Sichtweise, nach der nicht totale Anpassung (Assimilation) das soziokulturelle Eingliederungsziel sein darf, sondern eine Integration, die tradierte soziale und kulturelle Identifikationsmomente und Wertvorstellungen der eingewanderten Gruppen nicht negativ diskriminiert, sondern diese akzeptiert und ihnen eine Chance auf Bewahrung, Entfaltung und Modifikation einräumt.

Ein förderliches gesellschaftliches Integrationsklima fokussiert folglich nicht auf reale oder vermeintliche Defizite der Migranten, sondern auf erfüllbare Rechte, Pflichten und Ansprüche, letztlich auf die Schaffung von Voraussetzungen von nicht nur formaler oder fiktiver Chancengleichheit im Hinblick auf soziale Perspektiven für die Aussiedler. Das ist eine langfristige Aufgabe von gesamtgesellschaftlicher Dimension, die nicht allein an staatliches Handeln gebunden werden kann, für die auch eine immer wieder auftretende mediale Dramatisierung eher schädlich ist. Sie bedarf eines breiten gesellschaftlichen Dialogs, der allerdings enorm schwierig herzustellen ist, nicht zuletzt wegen der Verwobenheit der Integrationsproblematik mit den entscheidenden sozialen Problemlagen in unterschiedlichen Lebensbereichen. Es geht hier um Sozialproblematiken, die sich aus gesellschaftlichen Differenzierungs-, Polarisierungs- und Degradationstendenzen ergeben, die verbunden sind mit sozialen und kulturellen Definitions- und Zuschreibungsprozessen aus verschiedener Sicht. Diese werden nur zeitweilig und nur selektiv hochgradig politisiert (z. B. im Zusammenhang mit Wirkungszusammenhän-

5 Siehe Rainer K. Silbereisen/Ernst-Dieter Lantermann/Eva Schmitt-Rodermund (Hrsg.): *Aussiedler in Deutschland – Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten*. Opladen 1999. S. 380.

6 Die Bundesregierung geht von einer durchschnittlichen Integrationsdauer von fünf Jahren aus. Dieser formale Ansatz dürfte der Komplexität eines erfolgreichen soziokulturellen Integrationsprozesses allerdings nicht entsprechen (siehe Info-Dienst *Deutsche Aussiedler*. Nr. 103: Sonderausgabe »Aussiedlerpolitik 2000«. Berlin September 1999. S. 7).

gen des Rechtsextremismus und gewaltförmigen Radikalisierungsprozessen), sie sind jedoch als Erscheinungen sozialer und kultureller Stilisierung mit fremdenfeindlichem Ausschlag in der Gesellschaft latent und stets aktualisierbar vorhanden und können sehr schnell politisch instrumentalisiert werden. Die Schwierigkeiten eines Dialoges um die Fragen der Integration von Spätaussiedlern und anderen Immigrantengruppen ergeben sich also wesentlich aus ihrer ideologischen Verstrickung mit den konfliktiven Problemfeldern der Gesellschaft und den krisengefährdeten Seiten der regulierten bürgerlichen Demokratie.⁷ Dieser Dialog leidet letztlich auch darunter, daß er – soweit er in der Öffentlichkeit geführt wird – von allen Beteiligten, die sich in der Bundesrepublik dem demokratischen Lager als zugehörig deklarieren, von einer substantiellen Gesellschaftskritik ferngehalten wird.

Als offensichtlichstes Hemmnis einer zügigen Integration in die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland erscheint die mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache seitens der Migranten. Über die Jahre der Einwanderung in Deutschland ist diese Sprachkompetenz bei den Spätaussiedlern entschieden rückläufig und tendiert seit Mitte der neunziger Jahre gegen Null.⁸ Dies hat wesentlich damit zu tun, daß die in den neunziger Jahren aus den Nachfolgestaaten der UdSSR einwandernden Spätaussiedler in zunehmendem Maße des Deutschen als Umgangssprache nicht mächtig waren. Die Identifikation der deutschen Minderheitenangehörigen über die Sprache ist immer fragiler geworden. Viele Familien gingen aus Mischehen hervor, die Sozialisierung der Jugendlichen, zumal in ländlichen Lebensräumen der Sowjetunion bedingte, daß die Kenntnis des Deutschen nicht einmal als Fremdsprache besonders präsent war und ist. Mit diesem Sachverhalt kontrastiert die enorme Bedeutungszuweisung der deutschen Sprachkenntnisse durch die Leitlinien der deutschen Einwanderungs- und Integrationspolitik.⁹ »Ausreichende« Deutschkenntnisse haben neben der Anerkennung des Grundgesetzes durch die Aussiedler höchste Priorität für die Gewährung des Zuwanderungsrechts.

7 Siehe Ivan Nagel: Der Rechtsextremismus ist nicht die Ursache, sondern das Symptom für die Krise der Demokratie. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 8. September 2000 (Nr. 209). S. 54.

8 Siehe Rede des Beauftragten der Bundesrepublik für Aussiedlerfragen am 23. März vor dem Deutschen Bundestag. In: Info-Dienst Deutsche Aussiedler. Nr. 108. Berlin Juni 2000. S. 15.

9 Siehe Cornelia Sonntag-Wolgast: Netzwerke für Integration. In: Info-Dienst Deutsche Aussiedler. Nr. 106. Berlin Januar 2000. S. 2f.

Die Anerkennung als Spätaussiedler setzt einen Aufnahmebescheid der BRD *vor* der Einreise voraus, wofür der Nachweis der deutschen Volkszugehörigkeit nach subjektiven Erfordernissen (Bekanntnis zum »deutschen Volkstum« in den Herkunftsländern) und objektiven Kriterien, wozu die Kenntnis der deutschen Sprache gehört,¹⁰ erforderlich ist. Seit 1996 ist das Bestehen eines Sprachtests in den Herkunftsländern eine Voraussetzung für ein erfolgreiches Anerkennungsverfahren als Spätaussiedler. Dabei wird politisch argumentiert, daß der Kenntnissnachweis deutscher Sprache nicht nur nach §6 Abs. 2 des Bundesvertriebenengesetzes zwingend erforderlich ist, sondern auch im Interesse der Spätaussiedler selbst liegt.¹¹

Daß dies eine sehr widersprüchliche Situation evoziert, liegt auf der Hand. Sie wird nicht nur von den aussiedlungswilligen Deutschen als solche empfunden, sondern kann zugleich im Sinne fremdenfeindlicher Argumente ausgenutzt werden. Ein bezeichnendes Beispiel vermitteln öffentliche Wahrnehmungen und Stellungnahmen zu den massiven gewaltsamen Übergriffen rechtsextremistischer Jugendlicher auf junge rußlanddeutsche Immigranten in der sächsischen Kreisstadt Delitzsch im August und September 2000. Der Oberbürgermeister dieses Ortes äußert sich zu den Ursachen dieser Vorgänge in völliger Verkennung oder gar Verkehrung der Sachlage: »Ich muß doch hier noch sagen dürfen, daß die Aussiedler [...] provokativ ständig Russisch sprechen. In ihrer alten Heimat sprachen sie doch Deutsch. Wo bleibt denn da der Grund, daß sie überhaupt hergekommen sind?«¹² Die politische Stigmatisierung einer Minderheitsgruppe über das Zugehörigkeitsmerkmal Sprache korrespondiert hier auf fatale Weise mit der offiziell hohen Rangzuschreibung des Integrationsmerkmals Sprache. Dieser Zusammenhang verstärkt nicht nur eine von großen Teilen der einheimischen Bevölkerung getragene Tendenz zur Ausgrenzung der Spätaussiedler, sondern fördert auch eine durch die Sprachbarriere hervorgerufene soziale Verunsicherung der Migranten, und zwar auch dann oder vielleicht gerade dann,

10 Siehe Jürgen Haberland: Eingliederung von Aussiedlern. Sammlung von Texten, die für die Eingliederung von Aussiedlern aus den osteuropäischen Staaten von Bedeutung sind. Leverkusen 1994. S. 56.

11 Siehe Aussiedlerpolitik 2000: Integration in Deutschland – Hilfen in den Herkunftsländern. Info-Dienst Deutsche Spätaussiedler. Nr. 103: Sonderausgabe »Aussiedlerpolitik 2000«. Berlin September 1999.

12 Zitiert nach Wolfgang Kohrt: Jagdszenen unter dem Balkon. In: »Berliner Zeitung« vom 5. September 2000.

wenn diese besonders integrationswillig sind. Man fühlt sich als deutscher Aussiedler und Bürger der Bundesrepublik Deutschland grundsätzlich nicht verstanden und kann sich nicht verständlich machen, obwohl man sich wunsch- und pflichtgemäß zum deutschen Volkstum bekennt. Die »völkische« Herleitung des deutschen Staatsbürgerschaftsrechts verbißt sich hier auf brisante Weise mit dem Integrationskriterium Sprache, wodurch besonders unter nationalistischen und rechtsradikalen ideologischen Vorgaben eine gewalt- und aggressionsfördernde Situation entsteht. Die kommunikativen Schranken durch »Sprachlosigkeit« im komplexen Lebensumfeld schlagen deshalb in konfliktiven Situationen insbesondere bei jugendlichen Spätaussiedlern, denen Mechanismen zur Konfliktbewältigung kaum zur Verfügung stehen, nicht zuletzt unter der Wirkung psychisch nicht verarbeiteter Gewalterfahrung in aggressive Verhaltensweisen um. Es erscheint demnach wichtig, die Bedeutung von Sprachförderung hervorzuheben, die Ideologisierung von Sprachbeherrschung als diskriminierendes Integrationskriterium jedoch zu überwinden.

Angesichts der hohen Zuwachsraten an Spätaussiedlern in den neunziger Jahren haben wir es mit einem neuen Phänomen zu tun, das die Integration objektiv und subjektiv beeinflusst, nämlich mit dem Sachverhalt, daß durch die Anwendung der Kriterien für die Einwanderung in die Bundesrepublik erhebliche selektive Wirkungen entstehen. Diese haben zunächst zur Folge, daß Familien – die sich in der Regel traditionell durch einen starken Zusammenhalt ausgezeichnet haben – bei der Ausreise nach Deutschland getrennt werden. Die sozialen und psychischen Folgen dieses Phänomens sind noch nicht voll überschaubar; es scheint jedoch, daß sich prekäre Situationen im Zusammenhang der Integrationsproblematik tendenziell dadurch verstetigen und teilweise verstärken, weil es für viele rußlanddeutsche Aussiedler, die jetzt in der Bundesrepublik leben, schwierig ist, die Familien zusammenzuführen oder auch nur ihre Familienangehörigen und Freunde zu Besuchen einzuladen. Die verwaltungstechnischen Hürden sind beträchtlich. Unter anderem sind Einkommensnachweise vorzulegen, die die Aussiedler, die häufig Bezieher von Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe sind, nicht beibringen können. Ähnlich eingeschränkt sind Besuchsreisen der Aussiedler zu ihren Familienangehörigen und Verwandten in Rußland. Die in den Herkunftsländern Zurückbleibenden geraten erneut in eine Identitätskrise; sie werden häufig ausgegrenzt, was staatlich sicherlich nicht gewollt, aber vielfach Alltagsrealität ist.

Die Aussiedler andererseits erfahren über den Einbürgerungs- und Anpassungsstreß hinaus eine zusätzliche Verunsicherung durch die so entstandene prekäre Situation in ihren familiären Beziehungen. Familie und festgefügte verwandtschaftlichen Beziehungen – das sagen alle einschlägigen Untersuchungen – stellen eine äußerst wichtige Ressource der Lebensgestaltung unter Aussiedlern dar, vor allem dann, wenn andere außerfamiliäre Faktoren der Lebenssicherung knapp oder fragil sind.¹³ Gerade deshalb ist der Streß, dem der Familienverband durch Auswanderung einzelner, mehrerer oder auch aller Familienmitglieder ausgesetzt ist, ein besonders kritisches Phänomen, das den gesamten Integrationsvorgang problematisch macht. Das hat Konsequenzen in mehrerer Hinsicht. Schaffen einerseits stabile familiäre Verhältnisse ein gewisses Potential, die Herausforderungen der wie auch immer gearteten Einstellung auf die Verhältnisse in der »neuen Heimat« psychisch, sozial und zum Teil auch wirtschaftlich zu verkraften (der Familienverband erweist sich dabei als eine Voraussetzung für den Eingliederungs- und Integrationserfolg), so kann natürlich andererseits der gewohnheitsmäßige Rückgriff auf die vorausgesetzte Solidarität, die Geborgenheit und tradierte Arbeitsteilung in der Familie zu einer Vernachlässigung von anderen Möglichkeiten der individuellen Problembewältigung – etwa die Inanspruchnahme von Rechten und Dienstleistungen, von Beratungsangeboten, die Partizipation in öffentlichen Angelegenheiten, die Selbstorganisation in Interessengruppen und ähnlichem – vor allem angesichts der verbreiteten Schwierigkeiten sprachlicher Kommunikation den Integrationsprozeß erheblich behindern.

Es ist ein sozialwissenschaftlich anerkannter Befund, daß Aussiedler in Deutschland im Unterschied zu ihren stark zurückhaltenden Partizipationsbestrebungen in politischen und zivilgesellschaftlichen Bereichen gerade auf der sozialen Mikroebene – also vor allem im Familienverband – die Organisation der Lebensbewältigung sehr gut beherrschen. Sie entwickeln viel Energie und erweisen hohe Einsatzbereitschaft für den Aufbau eines sozialen Bezugfeldes auf dieser Ebene. Passivität gegenüber den staatlich-institutionellen Vorgaben entspricht einem Entlastungsmechanismus angesichts der als primär empfundenen Aufgabe, konkrete Sozialbereiche, die gesellschaftliche Systeme überdauern können, aufzu-

13 Siehe Rainer K. Silbereisen/Ernst-Dieter Lantermann/Eva Schmitt-Rodermund (Hrsg.): *Aussiedler in Deutschland – Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten*. Opladen 1999. S. 143–162.

bauen.¹⁴ Bei alledem bleibt (zunächst) das Vorbild der Drei-Generationen-Familie, die arbeitsteilig strukturiert ist, erhalten: »Großeltern versorgen das Haus, erziehen die Kinder; Eltern im arbeitsfähigen Alter tragen beide zur Sicherung der Subsistenzmittel bei; Kinder werden subventioniert, bis sie ihrerseits Stützen der Familie sein können.« Und die Angst vor der Auflösung dieser sozialen Zusammenhänge nach der Aussiedlung ist existentiell. »Der Wunsch, ohne Rücksicht auf die Arbeitsmarktlage dorthin zu ziehen, wo ein Verwandter lebt (möglichst sofort und ohne Übergangswohnheim), ist Ausdruck jenes ›Familialismus‹, der als soziales Familienbezugssystem institutionellen Charakter hat. Zerbricht dieses System, bleibt die kollektive Orientierung – trotz veränderter Realität – bestehen, aber eher resignativ, wie es war oder wie es sein sollte ...«¹⁵

Das bedeutet: sowohl der Mangel an familiärem Rückenhalt, etwa im Falle von durch die Auswanderung auseinandergerissenen Familienverbänden, als auch die durch die verunsichernden Umstände provozierte Höherwertung der Familie als Solidar- und Zweckgemeinschaft können das Gefühl des Andersseins, im Extremfall auch der Ausgrenzung, hervorrufen oder verstärken. Deshalb ist damit zu rechnen, daß in Deutschland angekommene Aussiedler dadurch ihre neue Rolle als Außenseiter besonders stark empfinden und daß diese Disposition nicht selten über Jahre andauert. Diese Situation beeinträchtigt die Integrationsbereitschaft und die subjektive Integrationsfähigkeit von Aussiedlern beträchtlich. Sie bewirkt einerseits, daß sich diese Migranten noch stärker, als es durch nachweisbare Ausgrenzungstendenzen auf dem Arbeitsmarkt, im Wohngebiet oder in Bildungseinrichtungen begründet ist, diskriminiert fühlen. Zum anderen ist das familiäre Beziehungsgefüge als sozialer Sicherungsmechanismus natürlich nicht auf Dauer verlässlich – es unterliegt durch Einflüsse des sozialen Umfeldes, Individualisierungsprozesse insbesondere bei jungen und jugendlichen Aussiedlern, durch Verelendungstendenzen, Perspektivlosigkeit und Frustrationen einem Verschleiß und wird brüchig. Da dieser Prozeß nur unzureichend durch positive Integrationsmomente gesellschaftlich aufgefangen wird, entstehen kritische und konfliktrträgliche Situationen für die Aussiedler. Sie erscheinen aus der Sicht der einheimischen deutschen Bevölkerung und nicht selten auch der Behörden und Politiker als Problemgruppe, der kulturelle, soziale und

14 Siehe Line Kossolapow: Aussiedler-Jugendliche – Ein Beitrag zur Integration Deutscher aus dem Osten. Weinheim 1987. S. 249.

15 Ebenda. S. 250.

psychische Merkmale zugeschrieben werden, die keineswegs positiv sind und mitunter auf immer weniger Akzeptanz stoßen.

Tatsächlich aktualisieren Aussiedler unter diesen Bedingungen negative Diskriminierungserfahrungen, die sie aus länger zurückliegender oder auch jüngster Vergangenheit (im Zusammenhang mit ihrer Ausreise) in ihren Herkunftsländern gemacht haben und die neben anderen ein wichtiges Ausreisemotiv darstellen. Diese Diskriminierung wird nicht nur durch die kollektive Erfahrung etwa im Zusammenhang mit zwangsweisen Umsiedlungen in der Sowjetunion und der Nichtgleichstellung der deutschen nationalen Minderheit in der UdSSR bis zur Mitte der sechziger Jahre vermittelt, sie ist auch heute beispielsweise in Kasachstan präsent unter dem Aspekt ethnischer Ausgrenzung. Allerdings ist das Bewußtsein der Diskriminierung im Herkunftsland unter den verschiedenen Generationen der deutschen Minderheit in den Nachfolgestaaten der UdSSR sehr unterschiedlich ausgeprägt. Die heute junge Generation ist in der Sowjetunion weitgehend »normal« sozialisiert worden. Erfahrungen gesellschaftlicher Exklusion – soweit überhaupt vorhanden – rühren aus ethnischer Zurücksetzung (ihrer Eltern) in einigen GUS-Staaten oder aus eher singulären persönlichen Anfeindungen im Zusammenhang mit dem Aussiedlungsprozeß. »Deutschtum«, deutsches Kulturerbe und Deutschland als Nation sind für diese Gruppe sehr abstrakte Kategorien. Die Generation in den mittleren Jahren reflektiert diese Problematik auf widersprüchliche Weise. Sie unterlag zwar noch stark dem kulturellen Erbe ihrer deutschen Familien, wurde aber gleichzeitig durch berufliche Karriereanforderungen und gesellschaftliches Leben in die Sowjetgesellschaft integriert. Die Generation der über sechzigjährigen Angehörigen der deutschen Minderheit in der ehemaligen UdSSR dagegen, die Deportationen, administrativ angeordnete Umsiedlungen und kulturelle Unterdrückung erfahren haben, bewahren das Bewußtsein einer eigenständigen kulturellen Minderheit, einer deprivierten ethnischen Gemeinschaft mit eigener Identität.¹⁶ Auch wenn gesellschaftliche Diskriminierung von den Aussiedlern also unterschiedlich erfahren und artikuliert wurde und wird, so provozieren Tendenzen gesellschaftlicher

16 Siehe Barbara Pfetsch: »In Russia we were Germans, and now we are Russians.« – Dilemmas of Identity, Formation and Communication among German-Russian Aussiedler. FS III 99–103. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin November 1999. S. 18.

Marginalisierung und Exklusion insgesamt das kollektive Bewußtsein, (wiederum) einer nichtgleichberechtigten Minderheit anzugehören.

Solche Effekte werden nicht zuletzt auch aus behördlichen Vorgängen abgeleitet. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren haben viele Deutsche in der UdSSR versucht, ihre Identität zu verbergen, um ihrer eigenen Diskriminierung und der ihrer Kinder zu entgehen. Das Gesetz der UdSSR vom 3. Juli 1991 »Über die Änderung von Namen, Vornamen und Vatersnamen«, die Verfassung Rußlands vom 12. Dezember 1993 und der Beschluß des Obersten Gerichts der Rußländischen Föderation vom 31. Dezember 1993 ermöglichten jedem Bürger Rußlands den Eintrag der Namen und der Volkszugehörigkeit (Nationalität) in seinem Paß. Kinder aus ethnischen Mischehen konnten damit – in Abänderung einer früheren Entscheidung – den Namen ihres deutschen Elternteils und auch die deutsche Volkszugehörigkeit eintragen lassen. Nun werden diese Änderungen, sofern sie nach 1991 vorgenommen worden sind, von der Rechtsprechung deutscher Verwaltungsrichter allerdings nicht anerkannt.

Auch im Bildungsbereich werden diskriminierende Aspekte sichtbar: Die Aufnahme von Deutschen an Fach- und Hochschulen war in der Sowjetunion bis in die siebziger Jahre quotiert. Informationen dazu sind in zahlreichen Beschlüssen des Zentralkomitees der KPdSU zur »Verbesserung der politisch-ideologischen Arbeit unter den Deutschen der UdSSR« enthalten. So stellte der Sekretär des Zentralkomitees der KPdSU M. W. Simjanin im Dezember 1985 fest, daß die Angehörigen der deutschen Minderheit hinsichtlich ihres Bildungsniveaus weit hinter den Russen und Kasachen zurückgeblieben seien. Bei mehr als sechs Prozent Anteil der deutschen Bevölkerung in Kasachstan ging der Anteil deutscher Studenten von 4,1 Prozent (im Jahre 1974) auf 2,9 Prozent (1985) zurück. Wer dennoch ein Studium abschließen und in der Folge eine entsprechende berufliche Karriere realisieren konnte, büßt das jetzt in der heutigen Bundesrepublik im Zusammenhang mit dem Anerkennungsverfahren für Spätaussiedler oder in bezug auf eine berufliche Entwicklung in Deutschland unter Umständen durch die Zuschreibung besonderer »Staatsnähe« in der Sowjetunion, da die »herausgehobene berufliche Stellung« unter diesen Umständen augenscheinlich nur so erreichbar war. Wer vom Bundesverwaltungsamt entsprechend eingestuft wird, dessen Antrag auf Anerkennung als Spätaussiedler kann abgelehnt werden. Beispielsweise konnten sich 1998 zwei ehemalige Offiziere der

Sowjetarmee ihre Anerkennung und die Einreise in die BRD nur gerichtlich erstreiten.

Die Diskriminierung der während des Zweiten Weltkrieges deportierten Völker in der UdSSR wurde in den neunziger Jahren abgebaut. Es finden sich aber auch noch Relikte in der Mitte des vergangenen Jahrzehnts. Ein Beispiel aus dem Bereich der rußländischen Streitkräfte ist bezeichnend: »Die Auswahl und die Verwendung der Reservisten aus Familien der ehemaligen Umsiedler (Kalmücken, Tschetschenen, Ingu-schen, Karatschajer, Krim-Tataren, Balkaren, Deutschen und Türken) auf Grund des Mobilmachungsplans zur Komplettierung der Truppen erfolgt nur im individuellen Verfahren und in Absprache mit den lokalen Staats-sicherheitsorganen Rußlands, dabei dürfen die genannten Kontingente nicht für Verschlusssachen, Truppenteile mit besonderer Dienstordnung, Nachrichtentruppen, funktechnische Truppen sowie für Panzerbesatzungen und den Wechselbestand von Einrichtungen für militärische Spezialausbildung bestimmt werden.«¹⁷

In Deutschland haben die Aussiedler als Staatsbürger der Bundesrepublik zwar gleiche Rechte und Pflichten, doch weisen zahlreiche Indikatoren darauf hin, daß von einer tatsächlichen sozialen Gleichstellung nicht die Rede sein kann. Das betrifft ebenfalls den Bereich der Bildung und der beruflichen Karriere. Die Nichtanerkennung von Ausbildungsabschlüssen und Berufserfahrungen aus dem Herkunftsland ist ein verbreitetes Phänomen. Es besitzt zweifellos erhebliche diskriminierende Momente, auch wenn dem partiell durch Förderprogramme für höhere Bildungsabschlüsse entgegengewirkt wird, so im Rahmen des Akademiker-Programms der Otto-Benecke-Stiftung.

Als gravierendes Problem mit einer erheblichen negativen Langzeitwirkung im Integrationsprozeß der Aussiedler erweisen sich eine Reihe von negativen Erscheinungen, die in den schulischen und beruflichen Ausbildungsprozessen von jugendlichen Aussiedlern häufig anzutreffen sind und gegenüber den Vergleichsgruppen unter der einheimischen deutschen Bevölkerung differenzierende Auswirkungen haben. Dazu gehören in erster Linie wieder die durch die mangelnde Sprachkompetenz hervorgerufenen Leistungs- und Anpassungsschwierigkeiten gegenüber den schulischen Anforderungen. Erkennbar wird ein Altersunterschied im Vergleich zu anderen Schülern der gleichen Schule als Folge des Verfeh-

17 Zitiert nach »Das Parlament«, Bonn vom 20. August 1999 (Nr. 34).

lens von Leistungszielen und Zurückstufungen. Aussiedler-Jugendliche verlassen Schule und Berufsausbildung öfter ohne Abschluß. Sie sind in Haupt- und Mittelschulen überrepräsentiert und in weiterführenden Bildungsprozessen unterrepräsentiert. Tendenzen der Ausgrenzung im Schulalltag sind häufig anzutreffen. Auch in der beruflichen Entwicklung verzeichnen sie schwerwiegende Handicaps. Ihre Position im Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt gilt als vergleichsweise schlecht, unter ihnen macht sich eine beträchtliche Tendenz zu unqualifizierter Arbeit bemerkbar, subjektiv liegt der Akzent auf dem Geldverdienen, weniger im Streben nach einer qualitativ guten Ausbildung. Besonders für junge Aussiedlerinnen sind ein geringer Ausbildungsgrad, geringe Aufstiegschancen und das Vorherrschen kurzfristiger Arbeitsverträge – sofern ein Arbeitsverhältnis zustande kommt – charakteristisch.¹⁸ Fachleute sprechen von der »Gefahr langfristiger beruflicher Dequalifizierung«.¹⁹

Gerade jugendliche Aussiedler neigen dazu, diese sozialen Sachverhalte, deren Komplexität sie individuell in der Regel nicht oder nur begrenzt ermessen können, als Deprivation und Diskriminierung zu interpretieren. Für sie kommt problemverschärfend hinzu, daß die oben beschriebene Funktion der Familie und der Verwandtschaftsnetzwerke für ihre Lebensorientierung immer weniger ein verlässlicher Referenzrahmen ist. Sie orientieren sich nicht wesentlich anders als andere Jugendliche an den Merkmalen der modernen Jugendszenen und -kultur, was von den Eltern vielfach mit Abneigung aufgenommen wird: »Die Autorität der Eltern, die im Herkunftsland akzeptiert wurde, hat in Deutschland keine Grundlage mehr. Im allgemeinen nehmen jugendliche Aussiedler schneller als ihre Eltern bestimmte Wertvorstellungen der bundesdeutschen Gesellschaft an. Dazu zählt vor allem das breite Spektrum individueller Freiheiten. Je stärker die jugendlichen Aussiedler diese Freiheiten für sich selbst einfordern, desto eher kommt es in den Aussiedlerfamilien zu Konflikten.«²⁰

In diesem internen Generationenkonflikt verlieren die Eltern an Kompetenzerkennung und Autorität. Die Jugendlichen tendieren dazu, sich

18 Siehe Barbara Dietz: *Jugendliche Aussiedler – Ausreise, Aufnahme, Integration*. Berlin 1997. S. 74.

19 Barbara Koller: *Integration oder Ausgrenzung? – Arbeitsmarktsituation für (junge) AussiedlerInnen*. In: *Jugend, Beruf, Gesellschaft*. Bonn (1993)3. S. 162.

20 Barbara Dietz: *Jugendliche Aussiedler – Ausreise, Aufnahme, Integration*. Berlin 1997. S. 75.

in der Altersgruppe zusammenzuschließen, und insbesondere die männlichen Jugendlichen neigen unter dem Einfluß von sozialer Isolation, Diskriminierungsgefühlen und sozialer Verunsicherung zur Cliquenbildung. Diese Form der Selbstorganisation, in der gruppenspezifische Handlungs- und Autoritätsstrukturen und Identitätsmuster aufgebaut werden, erfährt situativ unterschiedliche Prägungen, darunter auch unter der Wirkung von Alltagserfahrungen im sozial prekären Umfeld kriminelle und gewaltförmige.

Der Rückgriff auf physische Gewalt ist selbstverständlich kein partikuläres Charakteristikum jugendlicher Spätaussiedlergruppen. Auch das Niveau akuter Gewaltbereitschaft dieser Jugendlichen liegt nicht höher, sondern eher niedriger als in anderen Gruppen der Jugendszene, ganz besonders im Vergleich zu militanten Gruppierungen mit rechtsextremistischem Ausschlag. Doch wächst auch hier Gewaltbereitschaft und gewalttätiger Aktionismus. Sie sind zum Teil provoziert, vor allem durch fremdenfeindliche Gewalt seitens rechtsradikaler Deutscher (Skinheads) gegen Aussiedler. Aber auch die aggressive Stigmatisierung der Ausländer als »Russen« seitens der deutschen Wohnbevölkerung, darunter auch stark unter Jugendlichen, läßt die Gewaltbereitschaft der jungen Spätaussiedler gegen Deutsche wachsen. Dies ist gerade deshalb ein bemerkenswertes Phänomen, weil es sich auf ein besonders widersprüchliches Enttäuschungssyndrom zurückführen läßt. Soziologische Untersuchungen zeigen zum Beispiel insofern ein kontrastives Bild zwischen einheimischen deutschen und rußlanddeutschen Schülern, als die Hinwendung zu einer deutschen Identität (gegenüber anderen Völkern) von den jungen Spätaussiedlern viel stärker vertreten wird als von den Einheimischen. In einer entsprechenden Erhebung wird die Aussage, daß man unter Deutschen zusammenhalten soll und das Vertrauensverhältnis in dieser ethnischen Gruppe größer ist als zu anderen Völkern, im Gegensatz zu 17,5 Prozent bzw. 15,0 Prozent der einheimischen Schüler mit 62,2 Prozent bzw. 32,6 Prozent auf der rußlanddeutschen Seite bejaht.²¹ Während also die Gewaltbereitschaft gegenüber deutschen Einheimischen durch erfahrene Stigmatisierung und mangelnde Akzeptanz als »Deutsche« hervorgerufen oder verstärkt wird, scheint der Einsatz physischer Gewalt seitens jugendlicher Spätaussiedler gegen Ausländer –

21 Siehe Teresa Dederichs: »Weltansicht« – Ein semantisch-konnotativer Vergleich zwischen westdeutschen Jugendlichen und rußlanddeutschen Jugendlichen. Münster u. a. 1997. S. 103.

soweit das vorkommt – einer ähnlichen nationalistisch beeinflussten Logik zu folgen wie im Falle rechtsextremistischer Jugendgruppierungen. Zu berücksichtigen ist, daß jugendliche Spätaussiedler auch ein beträchtliches Maß an interner Gewaltbereitschaft und Gewalterfahrung im Herkunftsmilieu haben.²²

Die Aspekte der Gewalt gewinnen in Verbindung mit den Fragen der Integration und Migration im aktuellen Zusammenhang mit dem Hervortreten des Rechtsextremismus in Deutschland, das unter anderem in einer anwachsenden Zahl von Attacken rechtsradikaler Jugendlicher gegen Fremde, darunter immer häufiger auch Spätaussiedler, in Erscheinung tritt, eine hohe gesellschaftliche Bedeutung.²³ Bei der Bewertung des Phänomens der Gewalt ist jedoch allem Anschein nach davon auszugehen, daß dies nicht oder zumindest nicht allein eine Folge organisierter politischer Bewegungen – etwa des Rechtsradikalismus und Neonazismus – ist, wenngleich sie durch diese eine eigene gesamtgesellschaftliche Qualität erhält. Im Kontext der Integrationsproblematik von Zuwanderern baut gewaltförmiges Handeln – auch wenn es rechtsradikal politisiert ist – primär auf soziokulturelle Ausgrenzungsprozesse in den alltäglichen Lebenszusammenhängen auf.²⁴ Im Hinblick auf die akute Ingangsetzung von gewaltförmigem Aktionismus sind allerdings auch im Rahmen bestehender Konfliktkonfigurationen gesamtgesellschaftlich vermittelte Signale (politische Formeln) in Form von Stigmatisierungsprozessen und Zuschreibungspraktiken wesentlich. In jedem Fall sind derartige Gewaltphänomene nicht bloße Ergebnisse eines problematischen Sozialverhaltens bestimmter Gruppen oder Ausdruck deformierter Persönlichkeitsstrukturen, sondern Vorgänge und Erscheinungsformen einer oft weit gefährdeten sozialen Interaktion.²⁵ Es ist also die soziale und politische

22 Siehe Barbara Dietz: Jugendliche Aussiedler – Ausreise, Aufnahme, Integration. Berlin 1997. S. 86–89.

23 Siehe Jürgen Kunze: Einführung: Rechtsextremismus – Gewalt – Integration von Zuwanderern im sozialwissenschaftlichen Diskurs. In: West-Ost-Studien. Leipzig (2000)10 (September). S. 3–6.

24 Siehe Wolfgang Kühnel/Ingo Matuschek: Gruppenprozesse und Devianz: Risiken jugendlicher Lebensbewältigung in großstädtischen Monostrukturen. Weinheim, München 1995. S. 14.

25 Siehe Wilhelm Heitmeyer/Jutta Conrads/Dietmar Kraul/Renate Möller/Matthias Ulrich-Herrmann: Gewalt im sozialen Milieus. Darstellung eines differenzierten Ursachenkonzepts. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. Weinheim (1995)2. S. 145–167.

Konfiguration der Gesamtgesellschaft, die diesen Erscheinungen ihre Entfaltungsräume verschafft, der gegenüber die situativen Besonderheiten von Gewalterscheinungen sekundär – was nicht heißt, daß sie von geringer Bedeutung sind – erscheinen.

Berücksichtigt man die beschriebenen Zusammenhänge im Detail wie die darin wirkenden Faktoren von gesamtgesellschaftlicher Tragweite, so wird deutlich, daß die Integration von Spätaussiedlern in Deutschland ein mit vielen Belastungen versehener Prozeß ist, für den im Interesse des Gemeinwohls mehr getan werden muß als es bisher der Fall ist. Rund 600.000 Spätaussiedler wollen, nach aktuellen Erkenntnissen der Bundesregierung, derzeit nach Deutschland kommen (die jährliche Quote ist per 1. Januar 2000 mit 100.000 festgeschrieben). Davon haben derzeit 150.000 bereits eine Einreisegenehmigung in der Hand. Hinzu kommen 420.000 Anträge von Personen, die noch auf der Warteliste stehen und unter anderem der Sprachprüfung harren. Wie weit sich diese Zahlen in konkreten Zuwanderungen nach Deutschland realisieren, hängt vor allem von der Entwicklung in den Entsendestaaten, also vor allem von der Entwicklung in der Rußländischen Föderation und in der Republik Kasachstan, ab.

Am 4. September 2000 stand in einer Pressemitteilung des Aussiedlerbeauftragten der Bundesrepublik Deutschland zu lesen: »Die Integration bleibt wichtigster Bestandteil unserer Aussiedlerpolitik. Sie ist eine große gesellschaftliche Aufgabe, der sich jeder verpflichtet fühlen muß. Integration liegt nicht nur im wohlverstandenen Interesse der Aussiedler. Sie hilft auch, sozialen Sprengstoff insbesondere in den Wohngebieten zu vermeiden und ist deshalb die beste Prävention gegen Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus. Auch Aussiedler sind das Ziel fremdenfeindlicher Übergriffe.« Und weiter: »Akzeptanzarbeit können in großem Umfang die kommunalen Netzwerke für Integration leisten. Sie klären über Herkunft und Geschichte der Zuwanderer auf, organisieren und werben für das nachbarschaftliche Miteinander. Solche Netzwerke können Frühwarnsysteme für fremdenfeindliche und rechtsextremistische Tendenzen sein.«²⁶

So begrüßenswert diese Feststellungen sind, sind sie doch zugleich ein Ausdruck für bestehende Unzulänglichkeiten gegenwärtiger und ver-

26 Bundesministerium des Innern, Aussiedlerbeauftragter Jochen Welt: Zuzugzahlen stabil; Integration als Prävention gegen rechtsextreme Tendenzen. In: »BMI-Pressemitteilung«. Berlin vom 4. September 2000.

paßter Gelegenheiten früherer Integrationspolitik in der Bundesrepublik. Bei der Integration von Spätaussiedlern und anderen Migranten aus Osteuropa möchte das Deutsch-Russischen Zentrum zu Leipzig e. V. mitwirken. Es kann dabei auf eine inzwischen mehr als sechsjährige Erfahrung zurückblicken. Das Zentrum setzt dabei Projekte, Strukturen und Organisationsformen ein, die im Rahmen des Zentrums über Jahre systematisch aufgebaut worden sind und für die die Integrationsförderung von Spätaussiedlern und von sogenannten Kontingentflüchtlingen (jüdische Zuwanderer aus der Rußländischen Föderation) die eigentliche Aufgabe bzw. ein wesentlicher Arbeitsschwerpunkt ist. Diese profiliert sie angesichts der großen Herausforderungen, die auf diesem Gebiet seitens der Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Zustand entstehen. Integrationsarbeit und Integrationsförderung ist eine Aufgabe mit vielen Facetten, deshalb ist sie schwer von anderen gesamtgesellschaftlichen Verantwortungsbereichen abzugrenzen. Sie ist eine Querschnittsaufgabe, die nur mit Kompetenz bewältigt werden kann und die vor allem nur dann eine Chance auf Erfolg hat, wenn sie von den unmittelbar Betroffenen – den Zuwanderern – mitgetragen und realisiert wird. Hier Entfaltungsräume zu öffnen, ist das zentrale Anliegen des Deutsch-Russischen Zentrums. Es verfolgt dieses in dem Bewußtsein, daß Erscheinungen der Multikulturalität und Biculturalität, die gerade von den sogenannten Spätaussiedlern und Kontingentflüchtlingen auf jeweils einzigartige Weise verkörpert werden, und die im Interesse der Gesellschaft dieses Landes nicht nur akzeptiert, sondern auch als Bereicherung angesehen werden sollten. Dabei geht es nicht um eine Idealisierung dieser Gruppen, sondern um einen Beitrag zur Lösung oder zumindest zur Reduzierung von (potentiell) konfliktiven Problemsituationen. Für dieses Ziel setzt das Deutsch-Russische Zentrum seine institutionalisierten Aufgabenbereiche ein. Dazu gehören:

- ein Begleit- und Betreuungsdienst mit drei Anlaufstellen in den Leipziger Stadtteilen Connewitz (Haus der Demokratie), Paunsdorf und Grünau, der bedürftige Aussiedler bei der Bewältigung sozialer, rechtlicher, gesundheitlicher, sprachlicher und anderer Lebensprobleme unterstützt;
- die Begegnungsstätte »Gshelka« in Leipzig-Grünau, die sich als ein von Rußlanddeutschen geführter Klub mit einem beachtlichen multikulturellen Programm profiliert hat;
- das Ensemble »Retschenka«, in dem über fünfzig SängerInnen, TänzerInnen und musizierende KünstlerInnen rußlanddeutscher, russischer

und jüdischer Herkunft mit einheimischen Vertretern des Deutsch-Russischen Zentrums zusammenwirken;

– ein Sprach- und Kommunikationstraining, das von ehrenamtlichen Fachkräften gestaltet wird und Aussiedlern, die ein großes Interesse an der Erweiterung ihrer Sprachkompetenz haben, die Möglichkeit eröffnet, sich ohne größere Kosten die deutsche Sprache anzueignen bzw. ihre Anwendungsfähigkeiten auf lebensgerechte Weise zu verbessern. Das Interesse an diesem Training ist deshalb so groß, weil die staatlicherseits angebotene Sprachförderung für Spätaussiedler von einem halben Jahr den Beteiligten als völlig unzureichend erscheint;

– schließlich Netzwerkstrukturen in der Kulturarbeit, die auf Initiative des Deutsch-Russischen Zentrums entstanden sind. Ein Beispiel hierfür ist die Mitteldeutsche Kulturgesellschaft zu Reinharz e. V. (MKGR). Sie wurde Anfang 1999 gegründet, hat ihren Sitz im Haus der Demokratie in Leipzig und verfügt seit dem Juni 1999 über eine Begegnungsstätte für Geist und Kultur in Reinharz, im Herzen der Dübener Heide;

– das Projekt »Nördliche Dimensionen«, in dem Beziehungen zu den Völkern im Norden der Rußländischen Föderation und Nordeuropas, unter anderem durch einen Jugend- und Kulturaustausch und mittels einer institutionellen Zusammenarbeit auf kulturellen, ökologischen und ethnologischen Gebieten, gepflegt werden;

– das sozialwissenschaftlich ausgerichtete Institut für West-Ost-Studien, in dem der zentrale Arbeitskomplex »Migration und Integration« sich vor allem mit den sozialen Gegenwartsproblemen der Spätaussiedler befaßt, einschließlich der spezifischen Fragestellungen, die sich diesbezüglich in den neuen Bundesländern, vor allem in Sachsen und im Raum Leipzig ergeben. Die Geschichte, Kultur und Lebensweise der deutschen Minderheiten in Osteuropa und angrenzenden Regionen bilden ein weiteres Thema. Darüber hinaus beschäftigt sich das Institut mit dem Themenkomplex »Deutsche in russischen Diensten – Russen in Deutschland: Individualgeschichte und kulturelle Interaktion«, zu dem auch eine breite Kooperation mit interessierten Partnern angestrebt wird. Ferner hat ein anderes Thema nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Zusammenarbeit mit dem Militärhistorischen Museum in Borodino große Bedeutung für die Arbeit des Instituts. Es steht unter der Überschrift: »1812/1813: Borodino und Leipzig – Ideelle Wertschöpfung aus Geschichte, Tradition und Kooperation Deutschlands und Rußlands und deren Bedeutung für die Integration Europas«.

Im Jahre 2001 jähren sich zum sechzigsten Mal zwei Daten, die für die Geschichte der deutschen Bevölkerung in Rußland und in der Sowjetunion eine schicksalhafte Bedeutung haben und im Zusammenhang mit dem Beginn des faschistischen Krieges gegen die Sowjetunion stehen. Es sind dies der Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR »Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgagebieten leben« vom 28. August 1941 sowie das Dekret über die Auflösung der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen vom 7. September 1941. Zweifellos werden diese Jahrestage Gegenstand kontrovers geführter politischer Debatten und wissenschaftlicher Diskussionen sein. Hierbei einen realistischen und einen historisch versachlichenden Beitrag zu leisten, wird eine Aufgabe der Integrationsarbeit des Deutsch-Russischen Zentrums und der wissenschaftlichen Tätigkeit des Instituts für West-Ost-Studien sein.

HOLGER POLITT

Kolloquien des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa

Auf der 72. *Veranstaltung* des Gesprächskreises Osteuropa im Februar 2000 sprach Eckart Mehls (Berlin) über die nationale und internationale Dimension der Gespräche am »Runden Tisch« in Polen 1989. Eine ausführliche Druckfassung des Vortrags ist in Band 2(7) von »Osteuropa in Tradition und Wandel« veröffentlicht worden, weshalb sich hier eine weitere Besprechung erübrigt.

Das 73. *Kolloquium* befaßte sich im März 2000 mit dem polnischen Politiker und Journalisten Mieczysław F. Rakowski. Der Referent, Holger Politt (Leipzig), stellte Rakowski als eine der interessantesten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in der Volksrepublik Polen vor. Auf Grundlage der derzeit in Polen veröffentlichten politischen Tagebücher Rakowskis würdigte der Referent die spezifische Leistung des langjährigen Chefredakteurs der Wochenzeitschrift »Polityka« in den stürmischen 1960er Jahren, in denen sich die Auseinandersetzungen zwischen Intellektuellen und der Regierungsmacht enorm verschärften, schließlich 1968 in eine offene Konfliktsituation mündeten.

Im Mittelpunkt des 74. *Kolloquiums* im April 2000 stand die Bekämpfung polnischer Widerstandsbewegungen durch die Gestapo in den Jahren von 1939 bis 1945. Der Referent, Werner Röhr (Berlin), stützte sich bei seiner Analyse vor allem auf Auswertungen von Gestapo-Dokumenten aus dem mittelpolnischen Radom. Er stellte zunächst die Gesamtstrategie des deutschen Okkupationsregimes in Polen vor, die sich u. a. dadurch charakterisieren lasse, daß sie die Differenziertheit des polnischen Widerstands nicht für entscheidend hielt. Ausdruck dessen sei gewesen, daß den Polen von deutscher Seite von Anfang an kaum Möglichkeiten für Kollaboration eingeräumt worden seien. Dies sei eine andere, häufig unterschätzte Seite im Bild des heroischen Widerstands des polnischen Volkes.

Das 75. *Kolloquium* im Mai 2000 befaßte sich mit der Tradition der Leipziger Osteuropaforschung. Volker Hölzer (Leipzig) stellte Leben und Werk von Georg Sacke vor, den er als progressiven, antifaschistischen

Rußlandhistoriker würdigte. Der aus baltendeutscher Familie stammende Sacke promovierte über die Geschichtsphilosophie von Wladimir S. Solowjow und konzentrierte sich anschließend in seiner Forschungstätigkeit auf Katharina II. Der Referent verwies darauf, daß das Wirken Sackes an der Leipziger Universität noch weitgehend unerforscht sei.

Auf der 76. *Veranstaltung* sprach Wolfgang Geier (Leipzig/Klagenfurt) im Juni 2000 zur gegenwärtigen Lage des Ostjudentums. Er bewertete zunächst geschichtliche Voraussetzungen, wobei er beispielsweise die Situation Polens unter Kazimier III. Wielki würdigte, der als einziger europäischer Herrscher die Juden unter seinen Schutz stellte. Der Referent verwies auf das Schtetl als eigenartigen Soziotyp des Ostjudentums. Wenig erforscht sei die Lage des Ostjudentums in den sozialistischen Ländern nach 1945. So gebe es nur wenige spezielle Untersuchungen zur Lage in der UdSSR oder in Rumänien. Geier verwies am Beispiel Polens auf ein weiteres Problem, wie es durchaus typisch für Osteuropa wäre – den Antisemitismus ohne Juden! Zu den wichtigsten Auswanderungsräumen des Ostjudentums nach 1945 gehören Israel, die USA und Südamerika. Eine Untersuchung zur aktuellen Lage des Ostjudentums müsse sich folglich auch immer auf diese Räume beziehen.

Die 77. *Veranstaltung* im September 2000 beschäftigte sich mit dem Parteiensystem der Tschechischen Republik. Der Referent, Dieter Seibert (Berlin), erörterte, inwieweit man von einer »postsozialistischen Normalisierung« sprechen könne. An Hand der Wahlergebnisse seit 1990 konnte nachgewiesen werden, daß sich in Tschechien in kurzer Zeit ein relativ stabiles Parteiensystem herausgebildet hat, wie es auch in westeuropäischen Ländern zu finden sei. Zwar gebe es innerhalb bestimmter politischer Richtungen noch kleinere bzw. größere Veränderungen, doch hätten sich die Wähler in den zurückliegenden Jahren auf die jeweils bevorzugte Richtung eingeschworen. Das politische System sei somit verlässlich und erweise sich bisher als relativ stabil.

Das 78. *Kolloquium* im Oktober 2000 bestritt Peter Hoffmann (Nassenheide bei Berlin) mit der Vorstellung von Leben und Werk des deutschen Rußlandkenners Anton Friedrich Büsching. Der Referent, der jüngst eine Monographie über diesen Verfechter aufklärerischer Gedanken vorgelegt hat,¹ stellte insbesondere dessen Beitrag zur Entwicklung

1 Siehe Peter Hoffmann: Anton Friedrich Büsching (1724–1793). Ein Leben im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2000.

verschiedener Fachdisziplinen (Geographie, Geschichte, Statistik, Schulwesen, Theologie, Rußlandkunde) dar, würdigte dessen Leistung als Pfarrer, Schulleiter und Reformers in Petersburg, später als Direktor eines Klostersgymnasiums in Berlin und Köln. Büsching, der vor allem durch sein 23 Bände umfassendes geographisches Werk »Erdbeschreibung« bekannt wurde, stand dem aufklärerischen Pietismus der Francke'schen Schule nahe, fand zudem Beachtung sowohl bei Katharina II. als auch bei Friedrich II.

Auf dem 79. *Kolloquium* im November 2000 versuchte Ernstgert Kalbe (Leipzig) ein vorläufiges Fazit der Balkankriege der 1990er Jahre. Der Referent, der sich wiederholt zur historischen und aktuellen Jugoslawienproblematik geäußert hat,² beschrieb die fünf Kriege in diesem Gebiet seit 1991, listete die schweren Kriegsverluste, Opfer- und Flüchtlingszahlen sowie die Zahl der Vertreibungen auf, charakterisierte die als Kriegsfolge verschärfte Wirtschaftskrise und die daraus entspringenden sozialen Verwerfungen. Der Referent charakterisierte die Allgegenwart der NATO auf dem Balkan – in den Protektoratsgebieten ebenso wie in den beitriftswilligen Ländern. Die angekündigten EU-Hilfen hielt er hingegen für weitgehend illusionäre Hoffnungen. Der voreilig mit dem »Marschall-Plan« verglichene »Stabilitätspakt« sei bisher bloße Absichtserklärung. Der Übergang vom Kriegs- zum Friedensdiktat wurde als Absicherung der vollen und ungebremsten Durchsetzung der Logik des Weltmarktes charakterisiert. Große Teile des ehemaligen Jugoslawiens, so der Referent, befinden sich heute faktisch in weitgehender, allumfassender Abhängigkeit vom politischen Westen.

2 Siehe Ernstgert Kalbe: *Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt*. Leipzig 1993. – Ernstgert Kalbe: *Vom Kosovo-Konflikt zur NATO-Aggression auf dem Balkan*. Flugschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Leipzig 1999. – Ernstgert Kalbe: *Ein Balkan-Domino. Vom Zerfall Jugoslawiens über die Kosovo-Krise zur NATO-Aggression*. In: *Osteuropa in Tradition und Wandel*. Leipziger Jahrbücher. Bd. 2(7). Leipzig 2000. S. 7–52.

Geplante Kolloquia des »Leipziger Gesprächskreises Osteuropa« für das Jahr 2001

- 18.01.2001 Prof. Dr. Wolfgang Geier (Leipzig): Die Roma im östlichen Europa. Zur demographischen, soziokulturellen und politischen Situation
- 22.02.2001 Prof. Dr. Helmut Steiner (Berlin): Alte und neue Sozialstrukturen im heutigen Rußland
- 22.03.2001 Prof. Dr. Martin Kasper (Bautzen): Die Sorben in der Wendezeit 1989/1990
- 19.04.2001 Prof. Dr. Eckart Mehls (Berlin): Der Rigaer Frieden von 1921 und seine Verlierer: Lenin und Piłsudski
- 17.05.2001 Prof. Dr. Ernstgert Kalbe/Prof. Dr. Wolfgang Geier (Leipzig): »Rußland heute«. Zur politischen, sozialen und geistigen Situation
- 21.06.2001 Dr. habil. Jürgen Kunze (Leipzig): Probleme und Konflikte bei der Integration von Spätaussiedlern aus den GUS-Staaten in Deutschland
- 20.09.2001 Prof. Dr. Dieter Segert (Berlin): Warum ist Tschechien anders: Vergleich der politischen Transformation in Ostmitteleuropa nach 1989
- 12./13.10.2001 Arbeitstagung »Osteuropa in Tradition und Wandel«. Nationale Formierungs- und soziale Transformationsprozesse gestern und heute
- 15.11.2001 Prof. Dr. Erwin Lewin (Berlin): Albanien – Zehn Jahre seit dem Übergang zur Marktwirtschaft
- 13.12.2001 Dr. Volker Hölzer (Leipzig): Friedrich Braun und die Osteuropa-Abteilung der Universität Leipzig

Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zu Osteuropa-Themen

Osteuropa in Tradition und Wandel

Heft 1: Sichten auf Umbrüche im Osten. Leipzig 1994. 80 S. – *Heft 2:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (I). Leipzig 1995. 88 S. – *Heft 3:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (II). Leipzig 1996. 128 S. – *Heft 4:* Außenpolitische Wandlungen in Osteuropa. Leipzig 1997. 132 S. – *Heft 5:* Revolution und/oder Modernisierung in Rußland. Chancen – Grenzen – Irrwege. Leipzig 1998. 151 S.

Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher Hrsg. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Holger Politt

Band 1(6): Leipzig 1999. 297 S. [Enthält u. a. Jörg Roesler: Die Osterweiterung der Europäischen Union: Zur Vorgeschichte und zu Problemen des wirtschaftlichen Anschlusses Ostmitteleuropas an den Westen. S. 7–33. – Sarkis Latchinian: Die Osterweiterung der NATO im Interessenwiderstreit der Betroffenen. S. 35–56. – Wolfgang Geier: Zur gegenwärtigen Lage in einigen Ostkirchen. S. 57–88. – Holger Politt: Die polnische Freiheitsauffassung im historischen Rückblick. S. 89–101. – Ernstgert Kalbe: Nochmals zu Nationwerdung oder nationaler Wiedergeburt in Südosteuropa. S. 103–136. – Eckart Mehls: Der 21. August 1968. Persönliche Betrachtungen zur Vorgeschichte, Geschichte und Folgen einer interventionistischen »Hilfsaktion«. S. 137–167. – Dokument I: Zweitausend Worte an die Arbeiter, Bauern, Angestellten, Wissenschaftler, Künstler und an alle. S. 169–176. – Dokument II: Über den Verlauf der Beratungen des Oktober-, Dezember- und Januarplenums des Zentralkomitees der KPTsch. S. 177–209. – Werner Röhr: Verschwiegene Tatsachen. Zum historischen Hintergrund der deutsch-tschechischen Erklärung von 1997. S. 211–246. – Dokumentation: Deutsch-tschechische Erklärung über die gegenseitigen Beziehungen und deren künftige Entwicklung sowie der dazu ergangene Briefwechsel. S. 247–254. – Waltraud Bayer: Kunstsammeln unter Stalin, 1928–1953. S. 255–271. – Olaf Kirchner/Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 273–286.] – *Band 2(7): Leipzig 2000. 348 S.* [Enthält unter anderem Ernstgert Kalbe: Ein Balkan-Domino. Vom Zerfall Jugoslawiens über die Kosovo-Krise zur NATO-Aggression. S. 7–52. – Sarkis Latchinian: Der kaspische Raum im Fokus der Interessen Rußlands und der NATO. S. 53–88. – Eugen Faude: Zum Stand und zu den weiteren Perspektiven der Reformpolitik in Rußland (Thesen). S. 89–107. – Eckart Mehls: Der »Runde Tisch« in Polen 1989. Seine nationale und internationale Dimension. S. 109–136. – Wolfgang Geier: Zur gegenwärtigen Lage in einigen Ostkir-

chen (Teil II). S. 137–155. – Willi Beitz: Neue Einblicke in die Literaturpolitik und in Biographien russischer Schriftsteller der Stalinzeit. S. 157–178. – Holger Politt: Ungelebte Volksrepublik. Anmerkungen zu einer polnischen Geschichtsdebatte. S. 179–197. – Ernstgert Kalbe/Dietmar Endler: Einleitung zum »Memorandum der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste« (SANU), Belgrad, Herbst 1986. S. 199–207. – Dokument: Memorandum der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste (Übersetzt aus dem Serbo-Kroatischen von Dietmar Endler). S. 209–272. – Horst Schützler/Sonja Striegnitz: Die gegenwärtige russische Historiographie zur Geschichte Rußlands und der Sowjetunion: methodologische Aspekte, Rahmenbedingungen, ausgewählte Probleme. S. 273–329. – Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 331–336.]

Diskurs

Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus

Heft 1: Fanal und Traum. Beiträge zu Geschichte und Wirkung der russischen Revolution von 1917. Leipzig 1997. 52 S. – *Heft 4:* Linkes Denken im 20. Jahrhundert. Eine Auswahl (I). Leipzig 1999. 66 S. – *Heft 5:* Linkes Denken im 20. Jahrhundert. Eine Auswahl (II). Leipzig 2000. 122 S.

Texte zur Philosophie

Heft 3: Volker Caysa/Udo Tietz: Das Ethos der Ästhetik. Vom romantischen Antikapitalismus zum Marxismus. Der junge Lukács. Leipzig 1997. 80 S.

Texte zur Literatur

Heft 4: »Die Stimme erheben ...« Die russische Literatur in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Leipzig 1997. 128 S.

Texte zur politischen Bildung

Heft 2: Reimar Gilsenbach/Joachim S. Hohmann: Verfolgte ohne Heimat. Beiträge zur Geschichte der Sinti und Roma. Mit einem Titelfoto von Christiane Eisler und einer Besprechung von Ulrich Heinemann. Leipzig 1992. 51 S. – *Heft 6:* Walter Poeggel: Deutsch-polnische Nachbarschaft. Leipzig 1993. 74 S. – *Heft 7:* Ernstgert Kalbe: Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt. Leipzig 1993. 50 S. – *Heft 11:* Beiträge zur Geschichte des Warschauer Ghettos. Leipzig 1994. 67 S. – *Heft 17:* Walter Poeggel: Der deutsch-tschechoslowakische Nachbarschaftsvertrag als Ausgangspunkt einer neuen Ära in den gegenseitigen Beziehungen. Leipzig 1994. 59 S. – *Heft 20:* Walter Poeggel: Der Völkerbund als zwischenstaatliche Organisation für den Weltfrieden und die Haltung Deutschlands. Zum 75. Jahrestag der Gründung des Völkerbundes. Leipzig 1995. 66 S. – *Heft 21:* Sarkis Latchinian: »Maastricht – eine Fehlkonstruktion für Europa«. Studie zur geplanten europäischen Währungsunion. Leipzig 1996. 79 S. – *Heft 25:* Polen und Deutsche – eine schwierige Nachbarschaft? Leipzig 1997. 80 S. – *Heft 26:* Erhard John: Im Heute ist das Gestern lebendig (Zu historisch bedingten kulturell-geistigen Elementen nationaler Konfliktpotentiale in Ost- und Südosteuropa). Leipzig 1998. 84 S.

Monographien

Rußland und Europa. Historische und kulturelle Aspekte eines Jahrhundertproblems. Hrsg. von Michael Wegner, Claus Remer sowie Erhard Hexelschneider. Leipzig 1995. 325 S.

Rußland im Umbruch. Modernisierungsversuche in der neueren und neuesten russischen Geschichte. Hrsg. von Michael Wegner, Erhard Hexelschneider und Claus Remer. Leipzig 1997. 364 S.

Ryszard Nazarewicz: Die Vernichtung der KP Polens im Lichte der Akten des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Leipzig 1998. 53 S.

Die Russische Revolution 1917 und die Linke auf dem Weg in das 21. Jahrhundert. Kolloquium aus Anlaß des 80. Jahrestages der Russischen Revolution am 8. November 1997. Hrsg. von Willi Beitz, Ernstgert Kalbe, Klaus Kinner und Roland Opitz. Leipzig 1998. 152 S.

Fünf Jahre in Speziallagern des NKWD und das Leben danach. Ein Lebensbericht von Wolfgang Kretzschmar. Leipzig 1998. 174 S.

Ernstgert Kalbe: Von der Kosovo-Krise zur NATO-Aggression auf dem Balkan. Leipzig 1999. 52 S. (Flugschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen).

Moskau 1938. Szenarien des Großen Terrors. Hrsg. von Klaus Kinner in Verbindung mit Willi Beitz. Leipzig 1999. 196 S.

Von Dostojewski bis Kundera. Beiträge zum europäischen Roman und zur Romantheorie. Hrsg. von Willi Beitz unter Mitwirkung von Christiane Chulz und Silke Waber. Leipzig 1999. 239 S.

Sarkis Latchinian: Der kaspische Raum im Brennpunkt strategischer Interessen Rußlands und der USA. Leipzig 1999. 64 S. (Flugschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen).

Weitere Veröffentlichungen der Gesellschaft für Kultursoziologie e. V. zu Osteuropa-Themen

»Kultursoziologie. Ambitionen. Aspekte. Analysen«

1. *Jahrgang: Heft 4. Leipzig 1992. 104 S.* [Enthält u. a. Ernstgert Kalbe: Osteuropa in Tradition und Wandel. S. 74–79. – Polina Giaourowa: Sommerkolloquia zur Konfliktspezifik in Osteuropa. S. 89–93.] – 2. *Jahrgang: Heft 1. Leipzig 1993. 160 S.* [Enthält unter anderem Wolfgang Geier: Vergleichende Forschungen zur Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. S. 4–22. – Anton Sterbling: Die Vorzüge modernisierungstheoretischer Analysezugänge in der Untersuchung des Strukturwandels ost- und südosteuropäischer Gesellschaften. S. 23–33. – Ernstgert Kalbe: Südosteuropa als kulturhistorische Region. S. 34–52. – Lutz-Dieter Behrendt: Osteuropa als kulturhistorische Region. S. 53–64. – Katrin Mattusch: Demokratisierung im Baltikum? S. 65 bis 77. – Roland Girtler: Die Landler in Siebenbürgen und ihre Abwanderung. S. 78–87. – Bálint Balla: Postkommunismus. S. 110–126. – Karlheinz Mack: Ost- und Südosteuropaforschung in Österreich. S. 126–133. – Ewa Bojenko-Izdebska/Erhard Cziomer: Tradition und Stand der Soziologie und Politologie in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg. S. 133–143. – Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa: Gründung einer wissenschaftlichen Fachsektion. S. 143–146. – Polina Giaourowa: Rezension zu Klaus-Detlev Grothusen (Hrsg.): Südosteuropa-Handbuch. Bd. I–VI. Göttingen 1975 ff. S. 152 bis 155. – Lutz-Dieter Behrendt: Rezension zu Manfred Hellmann/Gottfried Schramm/Klaus Zernack (Hrsg.). Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 1–3. Stuttgart 1981 ff.] – *Heft 3. Leipzig 1993. 128 S.* [Enthält u. a. Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa. S. 126–127.] – *Heft 4. Leipzig 1993. 112 S.* [Enthält u. a. Alenka Barber-Kersovan: Was ist »slowenisch« an der slowenischen Rockmusik? S. 61–66. – Hans-Rainer Baum/Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa. S. 105–111.] – 3. *Jahrgang: Heft 1. Leipzig 1994. 79 S.* [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Soziologische Ansätze zur vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. Disziplinäre und methodologische Aspekte. S. 5–19. – Ernstgert Kalbe: Methodologische Überlegungen zur Untersuchung von Nationwerdung in Südosteuropa. S. 20–42. – Karlheinz Mack: Nationalismus – Nationalitäten – Minderheiten. Strukturelle Ursachen und Wirkungen für die politischen Prozesse in den Reformstaaten. S. 43–59. – Lutz-Dieter Behrendt: Das Problem der Rußlanddeutschen in sowjetischer und postsowjetischer Zeit. S. 60–75. – Hans-Rainer Baum/Polina Giaourowa: Kolloquia der Sektion Osteuropaforschung. S. 76–79.] – *Heft 2. Leipzig 1994. 79 S.* [Enthält u. a. Brigitte Lindert: Zur Situation von Frauen in Sankt Petersburg unter den Bedingungen der Marktwirtschaft. S. 53–62.] – *Heft 5. Leipzig 1994. 76 S.* [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Zwischen Leidensweg, Wirren und Aufruhr. Notizen zur geistigen Situation im heutigen Rußland. S. 38–59. – Britta Böhme: Sozialwissenschaften im neuen Osteuropa. Institutionen und Forschungsprojekte 1992/1993. S. 67–73.] – *Heft 6. Leipzig 1994. 72 S.*

[Enthält u. a. Michail Videnov: Über einige aktuelle Fragen der Sprachsituation im heutigen Bulgarien. S. 5–19. – Olaf Kirchner: Die Neugruppierung der politischen Kräfte in Rußland. S. 21–39. – Ernstgert Kalbe: Leipzigs Rolle in den deutsch-bulgarischen Beziehungen. S. 40–66. – Lutz-Dieter Behrendt: Kolloquia der Fachsektion Osteuropaforschung. S. 67–70.]

»Kulturosoziologie«. Sonderband 1994: Zu einer Soziologie des Postkommunismus. Kritik, Theorie, Methodologie. Hrsg. von Bálint Balla und Wolfgang Geier. Münster und Hamburg 1994. 190 S.

»Kulturosoziologie. Aspekte. Analysen. Argumente«.
Wissenschaftliche Halbjahreshefte.
Hrsg. von Wolfgang Geier und Ernstgert Kalbe

4. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1995. 217 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Indikatoren zur Analyse der Umbrüche im Osten Europas. S. 5–28. – Britta Böhme: Studien zur Sozial- und Kulturgeschichte der Ukraine. Konzeption eines Forschungsprojekts. S. 61–112.] – *Heft 2. Berlin 1995. 219 S.* [Enthält u. a. Roland Girtler: Ein Begräbnis in Siebenbürgen – Wandel der Rituale. S. 64–75. – Polina Giaourowa: Die Intelligenzija – »Krisenmanager« in Umbruchzeiten? Eine Untersuchung zur Rolle der bulgarischen Intelligenzija seit 1989. S. 129–144. – Anke Heynoldt: Die deutsche »Polenbegeisterung« 1830–1832. S. 145–173. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Arbeitskreises Osteuropa. S. 198–203.] – *5. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1996. 228 S.* [Enthält u. a. Willi Beitz: Über den Umgang russischer Schriftsteller mit Machtverhältnissen als Ausdruck generationsspezifischer kultureller Prägungen – von Michail Bulgakow bis Wladimir Makanin. S. 7–33. – Walter Hildebrandt: Identität durch Konfiguration. Wege zwischen Anarchismus und Diktatur. S. 34–78. – Annegret Haase: Zur Fluchtsituation in den ehemals sozialistischen Ländern Südosteuropas. S. 132–173. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropaforschung. S. 211–221.] – *Heft 2. Berlin 1996. 187 S.* [Enthält u. a. Thilo Kunze: Wegmarken und Wegzeichen der russischen Aufklärung. S. 63–112.] – *6. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1997. 206 S.* [Enthält u. a. Karl-Heinz Gräfe: Das Ostjudentum. Historische und aktuelle Aspekte. S. 73–98. – Ernstgert Kalbe: Osteuropa – ein Jahrtausendthema. Zu Veröffentlichungen in den neuen Bundesländern (I). S. 155–178.] – *Heft 2. Berlin 1997. 225 S.* [Enthält u. a. Erhard Hexelschneider: Leipzigs Beziehungen zur russischen Kultur und Wissenschaft im 19. Jahrhundert. S. 118–147. – Ernstgert Kalbe: Osteuropa – ein Jahrtausendthema. Zu Veröffentlichungen in den neuen Bundesländern (II). S. 148–177.] – *7. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1998. 216 S.* [Enthält u. a. Anke Heynoldt: Die Bedeutung des Sarmatismus für das Nationalbewußtsein und die Kultur des polnischen Adels zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. S. 6–57. – Ernstgert Kalbe: Nationsverständnis und Nationwerdung in Bulgarien. S. 58–98. – Lutz-Dieter Behrendt: Die Zöglinge des Instituts der Roten Professur (1921–1938). Soziologisches Porträt einer einflußreichen Abteilung der sowjetischen Partei-Intelligenz. S. 99–119. – Christian Gracza: Die Kommunalka. Ein sowjetischer Soziotyp. S. 120–130. – Andrzej

Sakson: Regionale Identität heutiger Bewohner des ehemaligen Ostpreußen. Versuch eines soziologischen Vergleichs. S. 131–149. – Holger Politt: Ein mißratener Sprung? Andrzej Walickis Buch über Freiheit und Marxismus. S. 150–159. – Hilmar Walter: Ein aufschlußreiches Kapitel zum Thema »Kulturnation«. Bemerkungen zu einer deutschsprachigen »Geschichte der bulgarischen Schriftsprache«. S. 160–176.]. – 7. Jahrgang: Heft 2. Berlin 1998. 244 S. [Enthält u. a. Annegret Haase: Kleine Minderheiten mit großen Problemen? Zur gegenwärtigen Lage der ukrainischen Bevölkerung im südöstlichen Polen. S. 126–145. – Hilmar Walter: Ein aufschlußreiches Kapitel zum Thema »Kulturnation«. Bemerkungen zu einer deutschsprachigen »Geschichte der bulgarischen Schriftsprache«. S. 182–194.]. – 8. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1999. 195 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Tausend Jahre Polen in der europäischen Geschichte. S. 7–28. – Anke Heynoldt: Die polnische Kulturgeschichtsschreibung und das Problem Sarmatismus. S. 29 bis 68. – Holger Politt: 1918 – Polens Abschied vom 19. Jahrhundert. S. 69–88. – Annegret Haase: Koexistenz zwischen Versöhnung und Austausch, Abgrenzung und Konflikt. Polnisch-ukrainische Beziehungen in Südostpolen vor dem Hintergrund der Demokratisierung und geopolitischen Neuordnung in Ostmitteleuropa. S. 89–154. – Viorel Roman: Imperium & Limes '99. S. 155–171. – Besprechungen. S. 173–191.]. – 8. Jahrgang: Heft 2. Berlin 1999. 218 S. [Enthält u. a. Sylvia Meierewert: Tschechische Kulturstandards aus der Sicht österreichischer Manager. S. 149–172.]. – 9. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2000. 194 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Tausend Jahre Ungarn in der europäischen Geschichte. Anmerkungen zu einem Millennium und zu einer Publikation. S. 9 bis 44. – Erhard Crome: Der »Gulasch-Kommunismus« als sozio-kulturelles Gefüge. S. 45 bis 55. – Sylvia Meyerewert/Katalin Topcu: Kulturstandards im österreichischen Zentral- und Osteuropa-Management: Österreich und Ungarn. S. 57–69. – Christian Gracza: Rückblick eines Einsichtigen. Der ungarische Pavillon auf der 51. Frankfurter Buchmesse 1999. S. 71–78. – Annegret Haase: Brücke zwischen Ost und West oder neuer »Limes des Westens«? Strukturen, Kontakte und Interessen an der polnischen Ostgrenze als zukünftiger Außengrenze der Europäischen Union. S. 79–112. – Bálint Balla: Die Zeit aus knappheitssoziologischer Sicht – allgemein und im Sowjetsystem. S. 113–131. – Besprechungen. S. 151–191.].

Wolfgang Geier: Zeitbrüche im Osten. Ansätze vergleichender sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschungen. Wiesbaden 1995. VII, 271 S.

Wolfgang Geier: Rußland und Europa. Skizzen zu einem schwierigen Verhältnis. Wiesbaden 1996. IX, 208 S.

Zu den Autoren dieses Bandes

Prof. Dr. sc. phil. Erhard Hexelschneider (geb. 1934), lebt in Leipzig. Studien der Slawistik 1953–1958 an den Universitäten Greifswald und Leningrad. Forschung und Lehre am Slawischen Institut (1958–1969) und am Institut für Internationale Studien (1969 bis 1979) der Universität Leipzig. 1980–1990 Direktor des Herder-Instituts in Leipzig; 1991 aus dem akademischen Dienst entlassen. Promotion 1963 über die Rezeption der russischen Volksdichtung bis Mitte des 19. Jahrhunderts; Promotion B über Probleme der internationalen Kulturbeziehungen (1973). Arbeiten zur russischen Literatur und den deutsch-russischen Beziehungen in der Volksdichtung und Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts sowie zu den internationalen Kulturbeziehungen. Nach 1990 wurden die sächsisch-russischen Kulturbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert sowie die Analyse der Rußlandbeziehungen des F. A. Brockhaus-Verlages zu den wichtigsten Themen seiner Forschungs- und Vortragstätigkeit. Er ist seitdem Mitherausgeber der Sammelbände »Rußland und Europa« (1995), »Rußland im Umbruch« (1997), »Weimar und der Osten« (2000, im Druck) und »Auf ehrliche und anständige Gegnerschaft ...«. Ferdinand Lassalle und der F. A. Brockhaus-Verlag in Briefen und Kommentaren (2000). Er verfaßte das Taschenbuch »Ein Schatz in der Tabaksdose. Impressionen russischer Künstler über Dresden« (1998) und die Monographie »Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849« (2000).

Dr. sc. phil. Peter Hoffmann (geb. 1924); studierte 1949 bis 1953 Geschichte Osteuropas und Slawistik (Russistik) an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach Assistenz und Aspirantur war er von 1958 bis 1989 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte bzw. am Institut für allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Seine Spezialisierung waren die russische Geschichte und die Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen, besonders vom 17. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er veröffentlichte u. a. »Rußland im Zeitalter des Absolutismus« (Berlin bzw. Vaduz 1988), »Alexander Suworow, der unbesiegte Feldherr« (Berlin 1988), »Anton Friedrich Büsching. Ein Leben im Zeitalter der Aufklärung« (Berlin 2000). Daneben war er an Briefwechseleditionen beteiligt und publizierte Aufsätze zu den deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen (L. Euler, M. V. Lomonossow, G. F. Müller, A. F. Büsching, A. N. Radischtschew, Voltaire u. a.), sowie zur russischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie den deutsch-russischen Handelsbeziehungen (darunter Probleme des Absolutismus in Rußland, Bauernkrieg Pugatschows, Petersburger Hafen).

Doz. Dr. phil. habil. Wolfgang Geier (geb. 1937); studierte Philosophie und Soziologie in Leipzig. Nach Promotion und Habilitation arbeitete er bis 1981 am Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung. Zur Zeit ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. Seine Lehr- und Forschungsgebiete sind Kultursoziologie (Geschichte, Theorien, Methoden) und Vergleichende Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. Geier wurde 2000 zum Gastprofes-

sor für Geschichte der Kulturwissenschaften an die Universität Klagenfurt (Österreich) berufen. Er ist Präsident der Gesellschaft für Kulturosoziologie, Herausgeber der wissenschaftlichen Zeitschrift »Kulturosoziologie. Aspekte. Analysen. Argumente« und Mitherausgeber von »Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher«. In jüngster Zeit veröffentlichte er u. a. »Zur Soziologie des Postkommunismus« (Münster, Hamburg 1994), »Zeitbrüche im Osten« (Wiesbaden 1995) und »Rußland und Europa« (Wiesbaden 1996).

Dr. habil. Adelheid Latchinian (geb. 1938); war von 1960 bis 1998 an der Universität Leipzig in Lehre und Forschung auf dem Gebiet der russischen, armenischen und sowjetischen Literaturentwicklung tätig. 1970 promovierte sie mit einer Arbeit zur Typologie der zeitgenössischen sowjetischen Erzählungen, 1985 folgte die Habilitation mit einer Arbeit über die Schaffensevolution Tschingis Aitmatows.

Dr. phil. Holger Politt (geb. 1958); studierte von 1980 bis 1985 Philosophie an der Karl-Marx-Universität Leipzig; 1994 promovierte er an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg über ein Thema der Philosophiegeschichte Polens. Politt publiziert regelmäßig zu Fragen der polnischen Denk- und Literaturgeschichte, u. a. ist von ihm eine Monographie über den polnischen Denker Stanislaw Brzozowski erschienen (Wiesbaden 1996). Seit 1994 nimmt er einen Lehrauftrag für Kulturgeschichte Polens an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg wahr. Seit 1998 ist er Mitherausgeber von »Osteuropa in Tradition und Wandel«. Politt ist Vorstandsmitglied der Deutsch-Polnischen Gesellschaft e. V. in der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. phil. habil. Dr. h. c. Hilmar Walter (geb. 1933); studierte 1951–1952 in Leipzig Slawistik, 1952–1957 in Sofia Bulgarische Philologie, absolvierte 1965–1966 ein Zusatzstudium an der Universität Belgrad im Fach Serbokroastistik. In Leipzig Promotion zum Dr. phil. (1961) mit einer Dissertation zum Thema »Die reflexiven Verben im Bulgarischen der Gegenwart«, zum Dr. sc. phil. (1974) mit einer Arbeit zum Thema »Die temporale, aspektliche und modale Semantik der finiten Formen des Verbs in der bulgarischen Literatursprache der Gegenwart«. 1986 Ehrenpromotion zum Dr. h. c. der Philologischen Fakultät der St.-Kyrill-und-Method-Universität Veliko Tärново. Von 1957 bis 1992 Lehr- und Forschungstätigkeit an der Leipziger Universität, seit 1964 Wahrnehmung einer Dozentur, seit 1969 Hochschuldozent sowie seit 1975 als ordentlicher Professor. Zwischenzeitlich (1983–1986) Gastprofessor an der St.-Kyrill-und-Method-Universität Veliko Tärново (Bulgarien). Gastvorträge an den Universitäten Sofia, Veliko Tärново, Belgrad, Gießen, Marburg, Hamburg. Seit 1990 jährlich auf Einladung Blockvorlesungen und Seminare an der Universität Veliko Tärново, der St.-Kliment-Ochridski-Universität Sofia, der Neuen Bulgarischen Universität Sofia und der Freien Universität Burgas im Rahmen der Fachausbildung »Angewandte Linguistik«. Forschungsschwerpunkte: Bulgaristik und »Serbokroastistik«. Hauptthemenkreise in diesem Rahmen sind die bulgaristische und serbokroastistische Sprach- und Übersetzungswissenschaft (Systembeschreibung, Soziolinguistik, Sprachvergleich); außerdem Probleme der Balkanlinguistik, der Lexikographie; daneben Beschäftigung mit kultur- und literaturgeschichtlichen Themen, Geschichte der Bulgaristik und »Serbokroastistik« und Fragen der deutsch-südslawischen Wechselbeziehungen.

Dr. phil. Volker Hölzer (geb. 1941); studierte von 1963 bis 1967 am Pädagogischen Institut Leipzig Pädagogik, Deutsch und Geschichte. Anschließend arbeitete er als Lehrer in der Volksbildung, später in der Erwachsenenqualifizierung und politischen Bildung. 1978 legte er in Berlin das Diplom für Gesellschaftswissenschaften ab. Im Rahmen einer Aspirantur promovierte er 1982 an der Karl-Marx-Universität Leipzig zur Entwicklung der Beziehungen zwischen dem Obersten Sowjet der UdSSR und der Volkskammer der DDR in den Jahren 1949 bis 1956. An der Leningrader Universität absolvierte er 1980 ein geschichtswissenschaftliches Zusatzstudium. Hölzer wirkte an der Veröffentlichung einer Dokumentation zur Geschichte des sozialistischen Weltsystems mit. Als Lehrbeauftragter lehrte er zur Geschichte der UdSSR. Im Rahmen des Bundes der Antifaschisten Leipzig und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Leipzig arbeitet er über den antifaschistischen Osteuropa-Historiker Georg Sacke und über Probleme der deutschen Osteuropawissenschaften in Leipzig.

Prof. Dr. sc. phil. Ernstgert Kalbe (geb. 1931); Studium der Geschichte und Bulgaristik in Leipzig, spezialisierte sich auf ost- und südosteuropäische Geschichte und absolvierte längere Studienaufenthalte in Leningrad, Kiew, Sofia und Zagreb. Promotion 1960 zur internationalen Protestbewegung gegen den Reichstagsbrandprozeß 1933, Habilitation 1971 über Widerstand und Revolution 1941–1944/1945 in Südosteuropa. 1961 zum beauftragten Dozenten für Geschichte Südosteuropas, 1969 zum Hochschuldozenten und 1972 zum ordentlichen Professor für Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung berufen, leitete er seit 1974 bis zur Abwicklung 1990 den Wissenschaftsbereich Geschichte der UdSSR und der sozialistischen Länder Europas an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1992 initiierte er die Gründung einer Sektion Osteuropaforschung bei der Leipziger Gesellschaft für Kulturosoziologie e. V., die seit 1994 von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen mitgetragen wird. Kalbe legte zahlreiche Monographien vor, darunter: »Bulgariens Volk im Widerstand 1941–1944. Eine Dokumentation über den bewaffneten Kampf gegen den Faschismus« (Berlin 1962), »Freiheit für Dimitroff. Der internationale Kampf gegen die provokatorische Reichstagsbrandstiftung und den Leipziger Prozeß« (Berlin 1963), »Antifaschistischer Widerstand und volksdemokratische Revolution in Südosteuropa« (Berlin 1974), »Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft« (Berlin 1981), »Methodologische Fragen der historischen Analyse des sozialistischen Revolutionszyklus« (Berlin 1988), »Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt« (Leipzig 1993), »Von der Kosovo-Krise zur NATO-Aggression auf dem Balkan« (Leipzig 1999). Kalbe ist Mitglied der Leibniz-Sozietät zu Berlin, Mitherausgeber von »Kulturosoziologie. Aspekte. Analysen. Argumente« (Leipzig 1995ff.) sowie verantwortlicher Herausgeber von »Osteuropa in Tradition und Wandel« (Leipzig 1994ff.).

Dozent Dr. phil. Dietmar Endler (geb. 1936); studierte von 1954 bis 1959 Bulgaristik/Slawistik an der Kliment-Ochridski-Universität in Sofia. 1966 promovierte er über das Erzählwerk des bulgarischen Schriftstellers Ivan Vazov. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Slawischen Institut bzw. an der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik, später Germanistik und Literaturwissenschaft, wo er von 1976 bis 1992 als Dozent wirkte, hielt er für Slawistik- und Sprachmittlerstudenten Vorlesungen und Seminare zur Geschichte der südslawischen Literaturen und Kulturen (Bulgarisch und Serbokroatisch). Er publizierte zur Geschichte der bulgarischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts sowie zu den deutsch-südslawischen Literatur- und Kulturbeziehungen. Gemeinsam mit Hilmar

Walter gab er ein »Bulgarisch-Deutsches Wörterbuch« (Leipzig 1980, vier weitere Auflagen) heraus, das 1994 als Lizenzausgabe des Langenscheidt Verlages auch in Sofia erschien.

Dr. phil. habil. Jürgen Kunze (geb. 1943); studierte von 1964 bis 1970 Afrikanistik in Verbindung mit Geschichte, Soziologie und Kulturwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1976 promovierte er im Fach Soziologie der Entwicklungsländer zu Problemen der Sozialstruktur und der politischen Macht in Tansania. 1986 habilitierte er in Leipzig zu Konzepten der Elite, Staatsklasse und bürokratischen Bourgeoisie als Aspekte der soziologischen Analyse sozialer Evolution und politischer Machtausübung im subsaharischen Afrika. Bis 1994 war er als ordentlicher Hochschuldozent für Soziologie der Entwicklungsländer am Lehr- und Forschungsbereich bzw. am Institut für Afrikanistik der Leipziger Universität tätig. Danach arbeitete er als Projektkoordinator der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft. Seit 2000 ist er Direktor des Instituts für Ost-West-Studien am Deutsch-Russischen Zentrum in Leipzig. Kunze publizierte zu verschiedenen soziologischen Themen der Dritten Welt.

Herbert Schmidt (geb. 1939); absolvierte ein kulturwissenschaftliches Studium an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1994 begründete er das Deutsch-Russische Zentrum zu Leipzig e. V. Als Geschäftsführer dieses Zentrums arbeitet und publiziert er zu Themen der deutsch-russischen Beziehungen, der Geschichte Rußlands und der UdSSR, der Geschichte der deutschen Minderheiten in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und zu Fragen der Integration von Spätaussiedlern aus diesen Ländern in der Bundesrepublik Deutschland.